

Mettenleiter inv et fec

Dieser ist der Mann, mein Prinz! der Sie zum Fürsten macht; und ohne dem Sie nicht Fürst seyn würden —

Wahrheit und Menschenliebe am Hofe,

oder

Unterhaltungen

eines Prinzen mit seinem Freunde über die wichtigsten Lehren im Menschenleben.

Von

Karl von Eckhartshausen,

kurfürstl. Hofrath, und geheimen Archivar.

Donne de la Joye aux Dieux, et a nous.

Liv. VII. n. XLI.

München, 1790.

bey Joseph Lindauer, Buchhändler.

Uebersicht und System dieses Buches.

Erstens bemühet sich der Freund seinen Prinzen die Menschen kennen zu lernen, wie sie sind, er läßt den Prinzen seine eigene Bemerkungen über selbe machen, hauptsächlich aber, über die Leidenschaften, die man an Höfen findet, als

über die Eitelkeit,
die Ziererey,
die Nekerey,
den Neid,
den Eigennutz.

Dann sagt der Prinz seine Beobachtungen, die er in Rücksicht der Menschen machte,

über Freundschaft,
Weltkenntniß,
Neuigkeitskrämerey und Anektodenforscherey, die so gewöhnlich an Höfen ist,

über Verläumdung,
Prahlerey,
spöttische und satyrische Menschen,
Frauenzimmer,
die, so andere nachahmen,
Verstand,
und Geisteswerke.

Nachdem der Prinz über alle diese Gegenstände sehr richtige Bemerkungen gemacht hat, führt der Freund seinen Prinzen von der allgemeinen Kenntniß der Menschen zur Kenntniß der Hofleute zurück — er erklärt ihm folgende Grundsätze.

1.

Der Prinz soll sich selbst kennen lernen, und wissen, daß er ein schwacher Mensch wie ein anderer sey.

2.

Die Stärke eines Fürsten bestehe darinn, Wahrheit zu suchen, und Wahrheit ertragen zu können.

3.

Ein Regent muß Tugendhafte und Weise zum Umgange wählen.

4. Nicht

4.

Nicht Macht und Gewalt machen des Fürsten Größe, und die Stärke seines Staats, sondern Macht, Größe und Glück liegen in den Herzen der Unterthanen.

5.

Ein Fürst muß Achtung gegen seine Unterthanen haben, der Freund lehret den Prinzen — den Adel — die Hofleute, und den Bauern kennen.

6.

Liefert der Freund dem Prinzen ein Taschenbuch, worinn die vornehmsten Pflichten eines Regenten enthalten sind, und die Hauptgrundsätze einer guten Regierung.

7.

Stellt der Freund dem Prinzen zum Muster seiner Herzensbildung den großen Kaiser Marc. Aurel vor, und lehret ihm seine Grundsätze kennen.

8.

Giebt er ihm Regeln, wie sich der Prinz in Rücksicht der Künsten und Wissenschaften zu verhalten.

9. Lie=

9.

Liefert der Freund dem fürstlichen Zöglinge ein Denkblatt zur Gesetzgebung, in welchem er ihm die Grundverhältnisse der Gesetze kennen lehret.

10.

Hierauf folgen moralische gesammelte Fragmente aus den trefflichsten Schriftstellern, zur Bildung eines Prinzen gehörig, wodurch er richtige Begriffe von Ehre, wahrer Größe, vom Hofe, von den Günstlingen und so andern bekömmt, hier werden, der vortreffliche Verfasser des Belisars, der Präsident Montesquieu, la Bruiere — und der große Staatsmann Herr von Justi — in Auszügen angeführt.

Der

Der Prinz und sein Freund.

Der Freund. Wer sind Sie mein Prinz?

Der Prinz. Ein Mensch.

Fr. Was will das sagen?

Pr. Daß ich ein Geschöpf bin, wie andere Geschöpfe, die mir ähnlich sind.

Fr. Sind alle Menschen einander gleich?

Pr. Ja, ohne Unterschied; der reiche und der arme, der schöne und der häßliche, der schwarze und der weiße — alles, was Mensch ist.

Fr. Warum das?

Pr. Weil wir alle Kinder eines Gottes sind, der uns alle gleich liebt, und zu gleicher Seeligkeit erschaffen hat.

Fr. Wer hat Sie auf die Welt gesetzt? Wer hat Sie erschaffen?

Pr. Gott!

Fr. Wer ist Gott?

Pr. Ein Wesen, das ich nicht begreifen kann, welches aber sehr gut ist und große Macht hat. Ein Wesen, das diese

schöne Welt schuf, das diese schönen Bäume, Wiesen und Felder machte, und die Vögel mit bunten Federn schmückte, und ihrer Kehle den angenehmen Gesang gab. — Das mich erschaffen hat, und mir auch das Leben erhält.

Fr. Lieben Sie Gott?

Pr. Ja!

Fr. Warum?

Pr. Weil er so gut ist!

Fr. Wissen Sie, daß Sie Gott lieben?

Pr. Weil ich eine Regung in meinem Herzen zu ihm fühle, wie zu meinem Vater.

Fr Wissen Sie wohl auch, warum Sie Gott auf die Welt gesetzt hat?

Pr. Ja, um mich glücklich zu machen.

Fr. Haben Sie Gott schon gesehen?

Pr. Nein! aber seine Güte sehe ich täglich in der aufgehenden Sonne, im Wurme und in der Blume.

Fr. Wie können Sie auf dieser Welt wahrhaft glücklich seyn?

Pr. Wenn ich Gott wahrhaft liebe.

Fr. Was heißt denn das, Gott wahrhaft lieben?

Pr. Das heißt, ihm folgen und seine Gebothe halten.

Fr. Welches sind denn seine ersten Gebothe?

Pr. Diese: **Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst.**

Fr. Warum hat Gott dieses gebothen?

Pr. Weil von diesen Gebothen die Glückseeligkeit der Welt abhängt.

Fr. Wie das?

Pr Weil des Menschen Glück in Gottes- und Nächstenliebe besteht; und weil ohne Gottes- und Nächstenliebe die Welt nicht glücklich seyn kann.

Fr.

Fr. Erklären Sie mir dieses durch ein Beyspiel.

Pr. Der Mensch, der Gott nicht liebt, der wird auch seinen Nächsten nicht lieben; denn wie wird der seinen Nächsten lieben, von dem er nichts Gutes empfangen, wenn er den nicht liebt, von dem er so viel Gutes erhalten hat, als von Gott. Wenn also der Mensch Gott nicht liebt, so liebt er auch seinen Nächsten nicht, und lieben sich die Menschen nicht einander, so thun sie sich Böses, und verfolgen und kränken sich, und machen sich selbst einander unglücklich; und dieses will Gott nicht, weil sein Wille nur ist, uns glücklich zu machen.

Fr. Worinn besteht also des Menschen Glück, und worinn sein Unglück?

Pr. Des Menschen Glück besteht in der Liebe, und der Menschheit Unglück in Nichtliebe.

Fr. Erklären Sie mir das.

Pr. Wenn ich meinen Nächsten liebe, so thue ich ihm das, was ich wünsche, daß er mir thun möchte; ist er arm, so suche ich ihn zu unterstützen; ist er hungrig, so gieb ich ihm Speisen; ist er nackt, so kleide ich ihn; ist er durstig, so gieb ich ihm zu trinken; ist er krank, so such ich ihn zu heilen. Wenn nun alle Menschen so gegeneinander denken, so wird es kein Elend in der Welt geben, denken aber die Menschen nicht so, so kömmt das Elend in die Welt und das Unglück.

Fr. Liegt also Elend und Unglück nicht in der Natur?

Pr. Nein, es liegt im Menschen, der die Befehle der Gottheit, die Liebe sind, nicht befolgt.

Fr Was ist das Gute? Was das Böse?

Pr. Das Gute ist das, was zur Liebe führt, und das Böse was uns von der Liebe entfernt.

Fr. Kann der Mensch wissen, was gut und böse ist?

Pr. Ja! die Gottheit hat es ihm ins Herz geschrieben.

Fr. Wie heißt diese Schrift?

Pr. Thue andern, was du willst, daß man dir thue, und unterlasse gegen andere das, was du wünschest, daß sie gegen dich unterlassen sollen.

Fr. Was ist der Menschen Bestimmung?

Pr. Seeligkeit?

Fr. In was besteht diese Seeligkeit?

Pr. In beständiger Fortschreitung zu höherer Vollkommenheit.

Fr. Was will das sagen?

Pr. Das will sagen, daß wir immer mehr im Guten, das ist: in der Liebe zunehmen, und also Gott ähnlicher werden, der ganz die reinste vollkommenste Liebe ist.

Fr. Fürchten Sie Gott, mein Prinz?

Pr. Warum sollt' ich ihn fürchten, indem er Güte und Liebe ist? — Nur ihn zu beleidigen fürchte ich: nur der, der ihn nicht erkennet, zittert vor ihm; der, der ihn kennt, der liebt ihn.

Fr. Wenn Sie aber Böses thun, so haben Sie Ursache vor ihm zu zittern?

Pr. Nur der Sklave zittert, weil er die Strafe fürchtet; der ungehorsame Sohn geht mit Vertrauen in die Arme seines Vaters, und sucht durch Besserung seine Vergebung.

Fr. Straft Gott das Böse, und belohnt er das Gute?

Pr. Da Gott die Menschen unendlich liebt, und sie alle glücklich zu machen zu seinem Endzwecke hat, und daher Liebe sein Geboth ist, und die Liebe den Menschen Gott ähnlicher macht, so ist nothwendig die Fortschreitung zu höherer Vollkommenheit der höchste Lohn des Geschöpfes. Böses thun, heißt, sich von der Gottheit entfernen,

nen, heißt unvollkommener werden, also folgt die Strafe dem Verbrechen schon auf dem Fuße nach.

Fr. Was ist des Menschen Bestimmung, mein Prinz?

Pr. Daß er Gott erkenne, und ihn liebe, und also glücklich werde.

Fr Sind denn alle Menschen auf dieser Welt glücklich?

Pr Leider nicht! alle sind zum Glücke bestimmt, aber sehr wenige sind glücklich.

Fr. Woher kömmt das?

Pr. Weil die Menschen ihr wahres Glück nicht kennen.

Fr. Giebt es also mehrerlei Arten von Glücke?

Pr Ja, wahres und falsches Glück.

Fr. Welches ist das wahre Glück?

Pr. Daß wir in der Ruhe unsre Seele finden, wenn wir Gott anhangen und seine Gebothe erfüllen.

Fr Und das falsche?

Pr. Ist das Vergnügen, das wir in einem unrichtigen Kitzel unserer Sinnlichkeit aufsuchen, und wodurch wir den Gebothen des Herrn entgegen handeln.

Fr. Wie theilt sich das Glück noch ferner ein?

Pr. In körperliches und Seelenglück.

Fr. Was ist das körperliche Glück?

Pr. Schönheit, Reichthum, Ansehn, Macht, Gesundheit — mit einem Worte: alles dasjenige, was uns in Rücksicht des Körpers in einen angenehmen Zustand setzt.

Fr. Was ist Seelenglück?

Pr. Einzig die Tugend und ihr Bewußtseyn.

Fr. Was ist die Tugend?

Pr. Eine Fertigkeit nach den Gebothen des Herrn zu handeln.

Fr. Was ist das Laster?

Pr.

Pr. Eine Fertigkeit diesen Gebothen entgegen zu handeln.

Fr. Was ist Sünde?

Pr. Den Gebothen des Herrn entgegen handeln.

Fr. Wie unterscheidet sich die Sünde von dem Laster?

Pr. Daß das Laster mehrere Handlungen gegen die Gebothe des Herrn, und eine Fertigkeit denselben entgegen zu handeln voraussetzt.

Fr. Was ist ein gutes Werk oder eine gute That?

Pr. Eine Handlung wodurch ich das Geboth des Herrn erfülle.

Fr. Wie unterscheidet sich ein gutes Werk von der Tugend?

Pr. Daß die Tugend eine Reihe von guten Werken, und eine Fertigkeit, Gutes zu thun, voraussetzt.

Fr. Giebt es mehrerlei Arten von Tugenden?

Pr. Ja! Sie theilen sich ein in natürliche, philosophische, und die Tugend der Religion.

Fr. Welches ist die natürliche?

Pr. Wenn ich meiner Natur nach eine Anlage zu guten Handlungen besitze, und dieser Anlage gemäß die Gebothe des Herrn erfülle.

Fr. Welches ist die philosophische?

Pr. Wenn ich aus Ueberzeugung, daß die Welt nur durch Tugend glücklich ist, mir die Fertigkeit im Guten eigen mache.

Fr. Welches ist die Tugend der Religion?

Pr. Wenn ich darum die Gebothe des Herrn erfülle, weil es sein Wille ist, seine heilige Absicht, wegen ihm, nur um mich ihm ähnlicher zu machen, um die Bestimmung meines Daseyns ganz zu erfüllen.

Fr. Was ist der Mensch, mein Prinz?

Pr.

Pr. Er ist an der Kette der Erdorganisation, das erste Glied, und das letzte, an der Kette der Geisterwelt.

Fr. Giebt es also noch mehrere Welten?

Pr. Unendlich viele. Alle diese schönen Sterne, die über uns glänzen, und die so majestätisch am Himmel hangen, sind Welten.

Fr. Was verstehen Sie denn durch die Geisterwelt?

Pr. Ich verstehe darunter die Geschöpfe einer höhern Stuffenfolge, die immer der Gottheit ähnlicher sind.

Fr. Geht der Mensch wohl je zur Geisterwelt über?

Pr. Ja, dies ist seine Bestimmung.

Fr. Wie geschieht dieses?

Pr. Durch den Tod. Denn wie der Mensch durch die Geburt mit Annahme eines Körpers zum Menschen wird, so geht er durch Ablegung dieses Körpers zur Geisterwelt über.

Fr. Des Menschen Leben hört also durch den Tod nicht auf?

Pr. Nein, denn des Menschen Seele ist nach dem Bilde Gottes, das will sagen: ihm ähnlich, unsterblich.

Fr. Haben Sie weitere Beweise für diesen Satz?

Pr. Ja, die Güte der Gottheit, die uns in der Natur schon den Wink gab, daß alles zu höherer Vollkommenheit immer fortschreitet. Des Menschen Beruf ist unendliche Seeligkeit, ein endliches Wesen würde diese Seeligkeit nicht erreichen. Wir fühlen daß unendliche Geisteskraft in uns verborgen liegt, und fühlen die Stärke der Tugend, die uns erhebt; — und wir sollen aufhören zu seyn?

Fr. Haben Sie noch weitere Beweise der Unsterblichkeit?

Pr. Ja, die Natur, die Analogie — Sinnbilder der Ewigkeit — das Aufleben des Sommervogels, den Saamen, der in der Erde sich zur Blume entwickelt.

Fr.

Fr. Was führt den Menschen zur Weisheit und zu seinem Glück?

Pr. Die Kenntniß seiner Selbst.

Fr. Wo gelangt der Mensch zu dieser Kenntniß?

Pr. Durch die Aufmerksamkeit auf sein Herz, das sich nicht durch Selbstliebe verleiten läßt.

Fr. Haben Sie hierüber Beobachtungen angestellt?

Pr. Ja, mein Freund, ich hab beobachtet und aufgezeichnet, hie sind meine Bemerkungen — verglichen mit den Grundsätzen der Alten.

Eitel-

Eitelkeit.

1.

Niemand sieht sich selbst für das an, wo für ihn andere nehmen; aber nur der Stolz, nicht unsere Demuth stellt uns unser Ich in einem falschen Lichte dar.

2. Jeder Mensch hält sich ganz natürlich für besser als er ist; — ja die Eigenliebe bringt es bey uns sogar dahin, daß wir uns von dem, was wir wirklich sind und scheinen, gerade das Gegentheil zu seyn glauben.

Beyspiel.

So werden alle, die Klimenen kennen, sogleich mit ihrem Namen den Begrif eines eitlen und intrikanten Weibes verbinden, aber Klimene glaubt nichts weniger als das. Sie hält sich für demüthig, für die bescheidenste Person, die sich von der Welt entfernt, und sich in gar nichts einmischt. Wer irrt sich nun an ihr, oder an dem Publikum? Vielleicht hat man es auf beyden Seiten übertrieben; aber ich glaube eher, daß Klimene von sich zu gut spricht.

3. Die Prahlereien unserer Eitelkeit, sind in Rücksicht unser immer größer, als die der Bosheit des Publikums.

Man nennet Kriton nicht überlästig, weil man ihm nicht gut will; sondern weil Kriton wirklich durch seine Zudringlichkeiten, sein albernes Geschwätze, durch sein unschickliches Betragen, jederman beschwerlich fällt; und nur aus Mangel an Selbstkenntniß glaubt sich Kriton überall willkommen, wo man ihn flieht; glaubt, man lobe ihn, wenn man seiner spottet. Er ist schon einmal von Jugend gewohnt, zu sich selbst zu sagen: **Ey! ich bin doch ein**

wichtiger

wichtiger Mann! Sein Ohr von den Lobsprüchen wiederhallend, die er sich gefällig selbst zulegt, ist gewohnt nichts anders mehr zu hören, als Schmeicheleien.

4. Die Wahrheit bringt es nicht so weit, daß wir sie hören, wenn sie was Böses von uns sagt; aber gerne leihen wir der Eitelkeit unser Ohr, um was Gutes von uns selbst zu hören.

5. Nichts beleidigt mehr, als wenn man einen Menschen sich selbst loben hört, und es giebt nicht leicht Jemanden der nicht in diesen Fehler verfällt. Jederman will sich in Gesellschaften von Seiten seiner Rechtschaffenheit, seiner Aufführung, seiner Freunde oder anderer Vorzüge ein Ansehen geben, und man thut dieses mit Bescheidenheit wenn nicht einer ganz zum Prahler ausschweift; aber man darf einem Manne, wenn er auch der bescheidenste Mensch zu seyn scheint, nur widersprechen, wenn man seine Schwäche aufdecken, und in ihm den eitlen, übertriebenen Prahler sehen will.

6. Wir glauben uns berechtigt, uns selbst zu loben, wenn uns andere verachten.

7. Wenn ein Mensch im Stillen sich selbst Lobsprüche beylegt, so thut er es gewis so viel er kann; um so viel fremder und beleidigender fällt ihm dann der Tadel von andern auf.

Beyspiel.

Cleobul wird nicht fertig sich selbst zu loben, vom Morgen bis an Abend; vielleicht würde er einst ein Stündchen Muse finden, wo er nicht mit seinem Eigenlobe beschäftiget wäre, wenn wer anderer die Gefälligkeit für Ihn hätte, ihn zu loben.

8. Man

8. Man wird keine Gelegenheit vorbeygehen, von sich selbst immer so viel Gutes zu rühmen, als man gewiß ist, daß uns andere dieser Sorge überheben.

9. Die Bescheidenheit ist im Grunde nichts anders, als die schmeichelhafte Zuversicht, wodurch man sich auf die Lobsprüche anderer stützt.

Beispiel.

Man lobte an einem gewissen Feldherrn, daß er nie in Gegenwart derjenigen von seinen Siegen sprach, die Zeugen davon waren; verdiente er nicht mehr Lob, wenn er auch mit denen nicht von seinen Thaten spräche, denen sie nicht bekannt sind?

Der Mareschal D** gieng nach jedem Feldzuge zu den Kartheusern, um ihnen seine Bavuren zu erzehlen.

10. So bescheiden auch immer ein Mensch ist, so hat er doch gerne einen Freund an der Seite, bey dem er sich über den unerträglichen Zwang schadlos halten kann, nicht von sich selbst reden zu dürfen. Bey den Großen kömmt so ein Freund durch diese Gefälligkeit nicht zu Gnaden, denn reiche und betitelte trösten sich hinlänglich über diesen Zwang, da sie des Tags 2 und 3 Stundenlang oft die Schmeicheleien ihrer Untergebenen hören.

11. So wie sich alle Menschen in Rücksicht der guten Meinung, die jeder von sich selbsten hegt, einander gleichen, so sind sie auch in Rücksicht der Begierde von sich selbst zu reden, einander ähnlich, und nur die Art, mit welcher man es thut, unterscheidet die Menschen.

So lobt sich Cleobul gleich zu Anfang der Gesellschaft, und Narziß erst, wenn man auseinander geht.

12. Ein geduldiger Zuhörer ist dem Eitlen ein Schatz, und gewiß ist uns aus allen unseren Freunden der der angenehmste.

nehmste, der das Talent besitzt, von sich zu schweigen, und uns immer, von uns selbst zu sprechen, Gelegenheit giebt. Dieses Talent verbindet uns ihm mehr als seine Wohlthaten.

13. Man erröthet zu weilen über Freundschafts Dienste, die zu unsern Umständen aufhelfen, aber man erröthet nicht über jene, die unsre Eitelkeit befördern.

14. Nichts ist mir unbegreiflicher, als wenn ich Leute sehe, von denen ich weis, daß sie sich durch Dinge ein Ansehen geben wollen, die offenbar falsch sind.

Die ganze Stadt weiß es, daß Lindors Grosvater ein Gewürzkrämer war; aber er hat sich einmal den Adel in Kopf gesetzt, und spricht nun von nichts als den wichtigen Diensten, die seine Ahnen dem Staate geleistet haben. In seinem Speisesaale hängt das Portrait eines ehemaligen Kanzlers von Sueden und des Pabsten**, und er giebt sie beyde für Zweige seiner Familie aus. Der ganze Saal würde nicht hinreichen; die Portraits all der Hofleute zu fassen, die er für seine Verwandten ausgiebt.

B*** ist ein so schlechter Redner, daß niemal noch 100 Zuhörer um seine Kanzel stunden, die er erbettelt hat; aber doch spricht B** immer von der zahllosen Menge seiner Zuhörer. Will man vielleicht durch dergleichen Prahlereien die Leute dahin bringen, daß sie einen nicht für den halten, der er wirklich ist? Nein! man schämt sich, für den angesehen zu werden, der man ist, und will also die Schande vermindern, allzu bekannt zu seyn: denn, wenn ein Mensch an einem Orte noch unbekannt ist, so wird er sich für alles andere eher ausgeben, als was er wirklich ist; vergebens erwartet man, daß er sich jemals wird zu erkennen geben.

Ich

Ich traf einmal auf dem Lande einen Menschen an, der, weil er glaubte, es kenne ihn niemand, sich dreist für einen Verwandten des Grafen und Ministers N. ausgab, und sogar öfters Briefe von ihm aufwies. Nach der Hand erfuhr ich, daß er ein Domestike des nemlichen Grafen sey, dessen Verwandschaft er sich rühmte, und daß er alle die Briefe selbst geschrieben, die er von ihm erhalten zu haben vorgab.

Wie viele Leute wollen sich nicht dadurch ein Ansehn geben, daß sie bey ihren Bekannten und andern, Neuigkeiten anbringen, die man ihnen von Hofe geschrieben haben soll; man weißt den Brief von einem Küchen-Offiziaanten auf, sagt; dieser Brief ist von guter Hand, und von einer Person, die die nächste am Fürsten ist.

Die Eitelkeit besteht nicht ohne Verstellung und Lüge; niemand ist minder aufrichtig, als der Eitle. Der letzte Schreiber, der in den Diensten eines Pächters steht, giebt sich für einen Verwandten desjenigen aus, der ihn untergebracht hat; hie und da giebt es auch Religiosen, die gern zu verstehen geben, daß sie einmal in der Welt große Herrn gewesen sind.

Man sollte denken, daß der Kunstgriff, sich durch eitle Prahlereien ein Gewicht zu geben, das unsicherste Mittel sey, sich in Ansehn zu setzen; daß vielmehr ein stilles und bescheidenes Betragen mehr Aufmerksamkeit und Hochachtung verschaffen soll; indessen lehrt uns doch die Erfahrung das Widerspiel, und ich selbst habe in meinem Leben schon viele Personen gekannt, von denen man nichts Gutes sprach, als was sie selbst von sich gesagt hatten.

Wenn ein Mensch dreist unter die Leute tritt, und sagt: diese Verdienste habe ich; von diesem Stande bin

ich,

ich, so glauben ihm tausende auf sein Wort, bis nur hundert daran zweifeln.

Ich kannte einen Advokaten, der in der ganzen Gegend für den gründlichsten Juristen galt, weil er in jedem Orte und bey jeder Gelegenheit zehenmal in einem Athem versicherte, daß in ganz Teutschland kein Advokat sey, der sein Jus so gut verstünde, wie er.

Manche Menschen sind unausstehliche Prahler. Sie sprechen nur immer von ihrem Stande, ihrem Genie, ihren Talenten und Tugenden, und gewiß haben sie gerade diese Eigenschaften am wenigsten, derer sie sich unaufhörlich rühmen, und durch die sie sich wollen geltend machen.

Der Mensch findet in der Eitelkeit eine gewisse Art von Schadloshaltung für Unglück oder seine Fehler, und will seine schwache oder böse Seite durch den Anstrich von Gutem, den er sich zu geben bemüht, verhüllen. Criton hatte in seinem Leben nie eine Anlage zur Dichtkunst; sein Geist, stumpf und träge, war immer unfähig, auch die auffallendsten Schönheiten eines Dichters zu fühlen; aber Criton, der ein Universal Genie seyn wollte, wurde einst in einer Gesellschaft, wo man ihm dieses Talent gänzlich absprach, aufgefodert, und von dieser Stunde an reimt Criton Tag und Nacht; plagt Freunde und Feinde mit seinen Versen; selbst vorübergehende auf den Straßen sind nicht sicher vor ihm; er rezitirt Stellen aus dem Horatz, und Homer, die er beide nicht versteht.

Neran ist ein armseeliger Redner, und doch hat er die erste Canzel erschlichen.

Nannchen ist nun eine fünfzigjährige Jungfer, um die nie einer freite, und doch spricht sie immer von den vortheilhaften Heurathen, die sie spröde ausgeschlagen

hat,

hat, und wenn man dem Abt — — glauben will, so ist nie eine Präbende vergeben worden, die man nicht ihm vorerst angetragen hat.

Es ist Blindheit am Seelenauge, sich durch Vorzüge, die man nicht hat, einen Werth geben zu wollen; aber noch thörichter ist es, mit Eigenschaften zu prahlen, die man nicht haben sollte.

Damon ist Soldat; er hat Muth, und mit Ehren gedient, aber er hat auch einige tausend Gulden verwendet, um Musik zu lernen; und Fremor verließ lieber seine reiche Pfarre, als daß er seine lange Bocksperuque abgelegt hätte. So hat der Eitle immer eine bloße Seite wo er das lächerliche seiner Eitelkeit verräth.

Ziererei (Affectation.)

Ein großer Mann sagte einst: **jeder Mensch ist ein wenig Gleißner**, und er sagte dieß wirklich nicht mit Ungrund, wenn der ein Gleißner heißt, der was anders scheint als er ist; kein Mensch zeigt sich jemals in seinem eigentlichen Wesen, immer sucht man etwas von seinem Ich zu verbergen, und eben sowohl will man etwas an sich finden lassen, das man nicht hat. Die Welt nennt diese Art von Gleißnerei, Klugheit, und Anstand, wenn sie nur dazu dient, um sich in einen guten Ruf zu setzen, oder sein Glück zu machen.

Kein Mensch hat soviel, so hohe Tugend, daß man ihm gar keine Affectation vorwerfen könnte.

Man tadelt so oft die Außenseite eines Menschen, und doch wird man meistentheils davon hingerissen.

Man kann nicht sicher schließen, wer mehr Tugend hat, der, der sie zu haben scheint, oder der, der nicht mit ihrem Glanze prahlt.

Die Affektation bleibt immer eine Gleißnerei; aber sie erhält dann den höchsten Grad der Verfeinerung, wenn sie auch sogar den geringsten Anschein von Affektation verliert.

Einst war in einer Gesellschaft die Rede von den wenigen Frauen von Welt, denen man keine Galanterie vorwerfen kann. Frau von * * *, die auch von der Gesellschaft war, betheuerte immer, daß sie, Gott dank gesagt, nicht einmal wisse, was das sey. Jemand aus der Versammlung, mit dem ich hinausgieng, sagte zu mir: Herr! nach dem zu schließen, wie diese Frau eben sprach, schwöre ich auf Leib und Seele, daß sie eine Kokette ist. Wirklich hatte

hatte sie auch ihre zweite Heurath blos dem Rufe zu danken, den ihr ihre vorgebliche Keuschheit verschafte.

Es ist viel sicherer, um sich bey der Welt in den Ruf eines Tugendhaften zu setzen, daß man die Tugend affektirt, als wenn man wirklich tugendhaft ist, und es nicht scheint.

Jederman wird sagen, man soll Leuten nicht trauen, die rechtschaffen zu seyn scheinen; das ist die allgemeine Sprache; aber wenn es auf Thatsache ankömmt, so traut man doch jenen mehr als andern.

Die Affektation scheint, um uns des Zutrauens anderer gegen uns zu versichern, so nothwendig, daß wir selbst allererst von jenen Verstellung fodern, denen wir uns anvertrauen. Fodern wir nicht die heiligsten Versicherungen ihrer Treue? sagen wir nicht immer: Versichere mich davon! Versprich es mir! Schwör es mir! Und was sind diese Versicherungen, diese Versprechen, diese Schwüre im Grunde anders als Schein von Treue?

Kein Mensch ist im Stande, immer das Gegentheil von dem zu scheinen, was man wirklich ist: Jahrelange Uebung und die feinste Verstellungskunst ist oft nicht im Stande Blößen zu decken, die zu Zeiten und in gewissen Lagen des Menschen aller Augen offen stehen. Es giebt sehr wenig Menschen, bei denen sich nicht der natürliche Charakter verräth, und deren Schwächen nicht dann und wann aus der Hülle einer angenommenen Scheintugend hervorblinken, so behutsam und hinterhaltend sie auch in ihrem ganzen Betragen seyn mögen: aber eben so gewiß wird jeder Mensch durch eine angenommene Tugend das Laster ersetzen wollen, das er nicht immer Kunst genug hat, zu verbergen.

Es giebt wirklich Leute, die Schwärmer und Thoren genug sind, daß sie zu Zeiten fehlerhafter scheinen wollen als sie sind: aber nicht leicht wird ein solcher wollen, daß man ihn auch für den Sünder ansehe, der er scheinen will — es ist Heuchelei einer besondern Demuth, die man sehr gewöhnlich in den erbaulichen Legenden der Heiligen findet.

Es giebt Tugenden und Laster, die beständig alle Welt heuchelt. Dahin gehören, Muth, Geradheit, Freigebigkeit und Galanterie. Jeder Mensch thut groß mit seinem Muthe, der filzigste Harpax will nicht, daß man ihn für einen Geizhals halte, und das elendeste Wichtchen, das kaum bey einer Grasnimphe sein Glück machen kann, will nicht für einen verunglückten Liebhaber gelten.

Allbekannt zieht man die Gasconier auf, als Leute die sich sehr viel auf ihre Einbildung zu Gute thun; aber man findet Gasconier unter jedem Himmelsstriche, in jedem Lande. Das Clima macht den Gasconier nicht, sondern der Begriff von Tugend und Laster. Man braucht mehr nicht, um ein Gasconier zu seyn, als zur Armee zu gehen, oder eine Liebschaft zu haben. Ja man darf sich nur etwas in Kopf setzen, und jeder ist Gasconier in seiner Art.

Einige gestehen treuherzig, daß sie diese oder jene Tugend nicht haben, damit man desto sicherer glauben soll, daß ihnen diese Tugend eigen sey, die sie an sich wollen schimmern lassen: und diese übertrift immer an Größe alle andern, die sie nicht zu haben gestehen. So läßt man sich gern einen kleinen Fehler zu Schulden kommen, um sich eine größere Tugend zu zueignen; man streitet sich sogar noch über jene Tugend, auf die man nicht versessen zu seyn, eingestand.

Wenn

Wenn das Bestreben, etwas anders zu scheinen als man ist, zu etwas dient, so sieht man doch einen Grund davon; aber es giebt tausend für einen, die alles heucheln, ohne im geringsten zu wissen, warum sie es thun.

Es scheint sehr natürlich, daß man affektirt, um andere durch den angenommenen Schein zu hintergehen: aber das ist sonderbar, daß man sogar sich selbst durch Affektation zu täuschen sucht. Ein Mensch, zum Beispiel, der seine niedrige Denkungsart kennt, glaubt wirklich, daß er sich in seinem Herzen weniger darüber schämen darf, wenn er öffentlich sagt, daß er edel und großmüthig sey. Er würde doch besser thun, wenn er sich seinen Charakter zu veredlen bestrebte, als daß er ihn zu verstellen sucht.

Man könnte eben so wohl, wie man von großen Lügnern sagt, daß sie vor lauter Lügen endlich nicht mehr lügen, von Leuten sagen, die immer anders scheinen wollen als sie sind, daß sie sich zu letzt selbst für das halten, was sie sind.

Neckerei.

Es ist unstreitig wahr, daß es weit mehr Leute giebt, die Talent zu necken haben, als Leute, die das Talent haben, Scherz zu verstehen; so ist auch der Schluß sicher, daß es immer einige Spötter in der Welt giebt, die den Scherz zu weit treiben.

Ich habe noch keinen Menschen gefunden, der in gleichem Grade das Talent, zu scherzen und Scherz zu verstehen, gehabt hätte; man sieht vielmehr täglich das Gegentheil davon, man sieht Leute, von deren Lippen der feinste Spott strömt, die aber die elendeste Figur machen, wenn sich anderer Witz an ihnen reibt.

Der Spötter dankt weniger seinem Geiste die Freyheit, über andere zu scherzen, als seinem Stande, der ihn über andere erhebt, und der Weisheit seiner Zuhörer.

Das ist ein unvernünftiger unbilliger Spötter, der über alles spotten zu dürfen glaubt: aber jene sind es noch mehr, die aufgebracht werden, wenn man sie neckt, weil sie ein Vorrecht zu haben glauben, daß niemand mit ihnen scherzen darf.

Ein jeder, der eine Thorheit begeht, ist auf Ehre schuldig, daß er Scherz annimmt.

Nur Ton und Materie entschuldigen den Spott; aber niemand kann mir sagen: in diesem Tone darf man scherzen; und noch weniger ist man wegen der Materie einig, über die man frey scherzen darf.

Heut hört einer vielleicht gern über etwas witzeln, das ihn morgen böse macht. Ehevor man mit seinen Neckereien ausrückt, soll man vernünftiger weise den Humor beobachten, den jene gerade zu der Zeit haben, wenn man spassen will.

Es

Es ist eine alltägliche Beobachtung, die ich in den meisten Gesellschaften gemacht habe, daß die, die reden, zu wenig ernsthaft, und die zuhören, sind es zu viel. Es ist beynahe keine Versammlung, wo es keinen Scherz giebt, aber gewiß wird sich in jeder ein Empfindlicher finden, der den Scherz in Ernst aufnimmt.

Es giebt Gegenstände, worüber man allgemein einstimmig ist; daß man nicht darüber scherzen darf.

Es ist falsch, wenn man glaubt, daß es auch Gegenstände gäbe, über welche spotten zu dürfen, jedermann verstanden ist. In aller Augen fällt eine große mit vielen Auswüchsen verunstaltete Nase auf, und alles glaubt darüber frey scherzen zu dürfen: aber Person, Zeit und Umstände, machen so einen Scherz oft sehr gefährlich.

Es giebt Dinge, über welche die Menschen, was sie auch immer für eine Miene dazu machen, niemals Spaß verstehen werden. Darunter gehören Geburt, Verstand, Ruf und Galanterie.

Das ist ein eitler Vorwand, der den Spötter gar nicht rechtfertigt, wenn er sagt: ein Mann versteht Spaß; wenn der Scherz von Folgen ist. So kannte ich welche, die man frey über die Schurkenstreiche aufziehen darf, die sie in ihren Aemtern begehen; sie werden niemals ungehalten darüber. Aber ich denke, wer sich ungeahndet im Scherze einen Schurken nennen läßt, ist noch ein größerer Narr, als der, der ihn necket.

Es ist ein Unterschied, zwischen Scherz verstehen, und Scherz annehmen. Der Weise duldet den Spott, und verzeiht ihn großmüthig, so beissend er auch seyn mag, weil seine Denkungsart zu erhaben ist, die Schwachheit eines kleingeistigen Menschen zu bestrafen; weil sein Charakter sanfte Güte, nicht Rachgier ist, aber deswegen

kann

kann man doch nicht sagen, daß er sich darauf versteht. Was man gewöhnlich Spaß verstehen nennt, heißt, selbst dazu helfen, und den spottenden Witzling durch seinen Beyfall anfrischen, und das thut der Weise nicht. In diesem Verstande genommen, kann man wohl sagen, daß niemand weniger Spaß versteht, als der, der ihn duldet und verzeiht, denn gerade das ist das sicherste Mittel, den Spötter zu beschämen und ihn zu entwaffnen.

Necken ist ein Vorzugsrecht, das alle Große unausschlüßlich mit ihrem Range, und ihrer Macht verbunden zu seyn glauben. Sie glauben, es gehöre auch unter die Dienste, die sie von ihren Untergebenen, die sie in Sold genommen haben, zu fodern berechtigt sind, daß sie sich nach Gefallen über sie lustig machen können. Daß meistentheils die Diener ihren Herrn zum Gegenstande kränkender Wizeleien und des beissendsten Spottes dienen müssen, ist ein trauriger Dienst, der niemals bezahlt wird, und doch aus allen andern der beschwerlichste ist. Welch ein Herr neckt nicht seinen Diener, und das ist doch das beschwerlichste der Knechtschaft, daß ein Mensch, nebst dem, daß das traurige Loos zu dienen ihn drückt, auch die Neckereien seines Herrn dulden muß, ohne wieder hinausgeben zn dürfen.

Es giebt eine gewisse Gattung Menschen, die man in großen Häusern gerne sieht, und die da sogar erwartet werden. Sie essen an den Tafeln der Großen, sind ihre Gesellschafter, und Theilnehmer aller ihrer Vergnügen; aber sie sind es nur darum, weil jeder die Polze seines Witzes nach ihnen abschießt. Allein der, den nur die Narrenkappe bey den Großen einführt, wird sie niemals lieben, so wenig als er von ihnen geliebt wird.

Ein

Ein Fürst soll sichs zum vorzüglichen Augenmerk machen, niemanden zu necken, denn er kann es nicht leicht, ohne den Gegenstand seines Witzes empfindlichst zu beleidigen. Eine Witzelei aus dem Munde eines Unbedeutenden wird verziehen; aus dem Munde eines Höhern ist sie kränkend, und tödtend ist der Spott, der von des Fürsten Lippen fließt. Wenn je ein König gewesen wäre, der niemals Scherz getrieben hätte, so würde ich ihn schon blos darum, weil er so viel Geistesstärke und Herzensgüte hatte, keinen seiner Mitmenschen zu necken, den Großen nennen.

Es giebt Menschen, in deren Augen der Scherz keinen Beyfall zu verdienen scheint, wenn er nicht beissend ist, und sind stolz auf ihre lustigen Einfälle, die im Grunde nichts anders sind, als kränkende Injurien. Ein Spötter, der seinem Nebenmenschen mit einem Bon-mot Ehre und guten Namen raubt, verdient doch wohl nicht mehr Beyfall als der, der ihn mit einem Pistolenschuß zu Boden streckt. Ich weiß nicht, warum den eben diejenigen, die vor einem Menschen zurückschaudern würden, der ihnen als ein geschickter Mörder bekannt ist, einem Dichter Beyfall geben, in dessen giftigen Jamben meuchelmörderische Worte sind, und sich mit tödtenden Reimen endigen.

Wie feiner der Scherz ist, desto beissender ist er; die gröbsten Unbilden können einen Menschen nicht schwerer beleidigen, als feiner Spott.

Es scheint, die Gerechtigkeit, die da ist, um Unbilden zu bestrafen, halte sich nur an trockne Worte. Die Gesetze strafen jenen, der einen andern einen Schurken heißt; sie erstrecken sich aber nicht auch über jenen, der das nemliche mit einer subtilern Phrase sagt.

Ich

Ich finde keinen Unterschied zwischen einem Höckerweib und einer Dame, die gerne lästert und spottet, als daß diese besser zu reden weiß: übrigens denkt eine so pöbelhaft als die andere.

Es ist eine alltägliche Beobachtung, die ich in den ansehlichsten Gesellschaften gemacht habe. Wenn auch Leute beysammen sind, die außerordentlich viel Geist, und gute Lebensart haben, so laufen sie immer Gefahr, so bald sie einander zu necken anfangen, im Karrenschiebertone zu enden, und nichts beweiset sicherer, daß sie schon anfangs mit diesen gleich dachten, als wenn man sie zuletzt ihre Sprache führen hört.

Es giebt Leute, die fertig hinauszugeben wissen, und mit sehr viel Witz antworten, ohne sich darauf vorbereitet zu haben, wenn nun dergleichen Gegenstichelеien beleidigend sind, so verdienen sie nur darum Nachsicht, weil man vermuthet, daß sie ohne Vorbedacht in der ersten Hitze entwischt sind; wenn sie aber gar noch mit einem gewissen Selbstvergnügen, mit beyfallächelndem Stolze wiederholt werden, so sind sie auch des bescheidensten Mannes Ahndung würdig.

Derjenige, der sich auf den Fall, wenn er aufgezogen würde, mit einer witzigen Gegenantwort bereit hält, hat unstreitig mehr Geist, als der, der seinen Scherz mühsam ausgebrütet hat.

Die meisten Gegenantworten kommen zu spät; aber jedermann bildet sich ein, und will, daß es auch andere glauben sollen, daß sie zu rechter Zeit gekommen seyen. Daher jenes eitle, lächerliche Selbstvergnügen, mit welchem viele ihre gehabten Händel erzählen, um witzige Einfälle anbringen zu können, die sie dort nicht hatten, als ihr Witz von einem andern in der Klimme war.

Die

Die Geduld, mit der man anderer Neckereien aufnimmt, ist oft nur die unmittelbare Folge der Ueberraschung und des Mangels an Lebhaftigkeit. Ich glaube nicht, daß es auch nur zween Menschen auf der Welt gäbe, die sich ihrer selbst so mächtig sind, daß sie ihrem Witze in einem Wortzwiste nicht freyen Zügel lassen sollten.

Alle die sich damit groß machen, mit einer Gegenantwort bescheiden zurückgeblieben zu seyn, sind gewiß zu spät auf eine verfallen.

Oft setzt ein Mensch sein Herz durch eben das herab, womit er seinen Kopf geltend machte. Man lacht mit dem Spötter, aber man liebt ihn nie, und über lang oder kurz kömmt ihm sein Scherz theuer zu stehen. Wir haben Beyspiele, daß ein Scherzwort einen blutigen Krieg verursacht hatte, und wenn man alle die geheimen Triebfedern der Höfe kännte, würde man eine Menge trauriger Geschichten sammeln können, die aus einem beißenden Bon-mot entstanden.

Das Talent zu spotten ist in der That ein sehr unfruchtbares Talent. Wer die Gabe zu witzeln hat, darf weder auf Freunde zählen, noch daß er damit sein Glück machen werde.

Der

Der Neid.

Der Neid dient nicht so fast dem würdigen Manne, um das Verdienst das er hat, zu vergrößern, als er dem Thoren hilft sich den Namen eines Verdienstes zu geben, das er nicht hat.

Nur der Thor kann im widrigen Schicksale zum Neid seine Zuflucht nehmen, und darinn Trost finden, daß er andere beneidet.

Der Neid glaube ich — jene allgemeine Schwäche im menschlichen Herzen, ist der Erfinder des thörichten Trostspruches: Juvat Socios habuisse dolorum, denn es schmerzt wirklich andere glücklich zu sehen, und schmeichelt, Gleichunglückliche, oder noch sehr Unglücklichere, als man selbst ist, um sich zu sehen.

Ein Thor ist bemüht, weil er nicht mit dem verdienstvollen Manne in gleichem Werthe steht; sich, wenigstens so unglücklich zu scheinen als dieser ist. Das Unglück giebt nicht selten dem großen Manne eine höhere Würde; man bewundert seine Geistesstärke, und liebt sein edles Herz, und darum sind Thoren, die sogar andere um ihr Unglück beneiden, und sich daher wenigstens von dieser Seite mit den Würdigen in eine Pararelle gesetzt zu sehen wünschen.

Der Thor im Unglücke findet darin den Beweis eines Verdienstes das ein Glücklicherer seines Gleichen nicht hat.

Wer in der Welt keinen Beyfall findet, will doch die Leute überreden, er habe Feinde. So hat schon mancher Schriftsteller, dessen Werke außer der hungrigen Motte kein Wesen würde bemerkt haben, bezahlt, damit man wider ihn geschrieben hat.

Das

Das ist wirklich die letzte Blösse des Verdienstes, wenn man sich Neider kaufen muß, die man ja allenthalben ohnentgeldlich findet.

Dem Neide ist kein Gegenstand zu klein, keiner zu groß; er nagt an dem Throne der Könige, und an den Lumpen des Bettlers. Man beneidet die Großen, aber selbst diese beneiden nicht minder die Geringen.

Warum beneidet der Höhere den Geringern? — Wenn jemand in seinem Herzen überzeugt wäre, daß er seine Erhebung nur seinen Verdiensten zu danken hat, würde er auf jene nicht eifersüchtig seyn, die unter ihm stehen: aber da ihm sein eigen Herz das Zeugniß giebt, daß er nicht ohne Beyhülfe der Gunst, oder der Cabale zu dieser Höhe gestiegen ist, ist die Ursache, warum er auch sogar auf den Letzten unter ihm eifersüchtig ist, er fürchtet, andere möchten die nemliche Bahn antreffen, auf der er vorgerückt ist. Man macht sich auch nicht so leicht Verdienste, als Cabalen.

Was auch der Mensch immer für einen Grad der Höhe mag erreicht haben, wird doch allzeit noch was ober ihm finden, daß seinen Neid reitzen kann, ist es nichts wirkliches, so ist es wenigstens der Schatten einer eingebildeten Größe. Alexander hatte den Gipfel des Ruhms erreicht, und beneidete den tapfern Parmenio um seinen Lorbeer; aber wen beneiden die Großen nicht — alles ist ihnen beneidenswürdig, selbst auf das Gute, das sie thun, sind sie neidisch.

Selten sind sie aus Geitz oder Politik sparsam mit ihrer Gnadenspendung, aber öfters aus Neid, denn sie allein wollen glücklich, sie allein wollen angesehen seyn, und was also das Glück oder Ansehn anderer machen

könnte

könnte — so nichtig es auch seyn mag, was sie geben, ist ein Opfer, das sie mit Unwillen darbringen.

Es liegt ein geheimer Grund des Neides in unserm Herzen, ohne daß wir selbst wissen, was es ist; denn die wenigsten Menschen — auch oft gebildete Leute — Menschenfreunde und Philosophen nicht — können ohne verborgenem Mißvergnügen die Lobsprüche hören, die man in ihrer Gegenwart andern beylegt; ja selbst beneiden oft Menschen das Verdienst anderer, das ein Bedürfniß ihrer Selbst ist. Was hat ein ruhmdürstiger Fürst, der in den Jahrbüchern der Nachwelt als ein Eroberer verewigt seyn will, nöthiger, als tapfere Soldaten und kluge Feldherrn bey seiner Armee, und doch ließt man von Karl V, daß er die Bravuren seiner Soldaten und Offiziers mit Mißvergnügen hörte?

Es ist ein sicherer Beweiß von dem Verdienste eines Fürsten, wenn er das Verdienst anderer zu schätzen weiß, wenn er selbst bemüht ist, es aus seiner Dunkelheit hervorzusuchen, es belohnet und befördert. Große von mittelmäßigem Geiste und eben so wenig erhabenem Herzen verschwenden ihre Gunst auch wieder nur an Leute ihrer Art, und bediensten mit den wichtigsten Aemtern des Staats unbedeutende Alltagsmenschen. Alexander beförderte ungemein den edlen Parmenio, aber wenn nahm je Friedrich Anstand, einem Ziethen, einem Winterfeld Beweise seiner Achtung und seines Dankes zu geben?

Keine Leidenschaft bemüht sich der Mensch sorgfältiger zu verbergen, als den Neid, aber gewiß läßt sich keine weniger verschleiern als diese.

Man schwört auf Leben und Tod vom Neide frey zu seyn, wenn Augen und Stirne mit sichtbarem Grame verrathen,

rathen, wie tief der Wurm im Herzen naget. Man braucht eben kein großer Menschenkenner zu seyn, um die Verwirrung in dem Gesichte einer schönen Frau zu bemerken, wenn man in ihrer Gegenwart die Schönheit einer andern lobt. In der That, alles und das einzige, was man thun kann, ist höchstens, daß man den Neid so in sich selbst verschließt, daß er sich nur durch Blicke verräth. Menschen, die sich nicht enthalten können, wider jene zu lästern, die sie beneiden, glauben ihre Leidenschaft aufs Beste verborgen zu haben, wenn sie unter tausend Schwüren und Versicherungen erklären, daß sie gewiß nichts aus Neid nachreden. Besonders trift diese Bemerkung bey dem schönen Geschlechte ein.

Wer keinen Neid im Herzen trägt, hat auch die Vorsicht nicht, die Leute überreden zu wollen, daß er niemand beneide. Warum redet man nicht von Leuten, die man verachtet? Und würde man wohl so gerne von diesen oder jenen Vergehungen eines Menschen reden, allen seinen geheimen Fehltritten nachspüren, wenn er nicht auch eben so viel Verdienst hätte, das unsern Neid erregt.

Eben so richtig ist auch diese Bemerkung, daß man den Neid viel leichter eigenen Augen verbirgt als fremden. In jedem Menschen wird man eine gewisse Art heimlichen Neides gegen seinen Nebenmenschen entdecken; und doch wird fast ein jeder, wenn man diese Zumuthung gegen ihn äußern sollte, bey seiner Seele schwören, daß er gewiß niemanden beneide, denn das Schwache und Niedrige dieser Leidenschaft beleidigt ihre Selbstliebe zu sehr, als daß sie sich dazu gestehen sollten. Man gewöhnt sich selbst daran, sich dieses Gefühl abzuläugnen, und schiebt alles auf Rechnung anderer Leidenschaften, wovon der

Neid

Neid die Grundursache ist; ja selbst die Tugend wird oft als die Triebfeder von Handlungen angegeben, die blos der Neid erzeugte.

Es ist hart, eine Leidenschaft in seinem Herzen zu entdecken, die täglich eine andere Gestalt annimmt, und um soviel weniger ist man im Stande, sie daraus zu verbannen, wenn man sie nicht kennt.

Selbst im gemeinen Leben fehlt Thätigkeit, und aller Eifer erlischt, wenn ihn nicht der Neid immer anfachet. Die täglichen Reformen und Einrichtungen der Menschen werden der Liebe und dem Eifer fürs Wohl der Menschheit zugeschrieben, und wenn man oft die geheimen Triebfedern der Menschenthaten kännte, würde man klar sehen, daß sie nur Wirkungen des Neides sind. Niemals werden sich zwo Personen finden, die sich so unbegränzt lieben, daß keine gegen die andere neidisch seyn sollte, und keiner wird wahrhaft — im Herzen wollen, daß der andere mehr Verdienst habe als er: daher kann die innigste Freundschaft unter zwo Personen bestehen, wovon eine ungleich mehr und die andere weniger Verdienste hat, aber gewiß wird jede von beyden diejenige seyn wollen, die am meisten Verdienste hat.

So eng auch die Freundschaft Menschen aneinander kettet, so streuet doch immer der Neid, dessen kein Herz frey ist, den Samen der Zwietracht unter sie; schon eine gewisse Unlust, die sich mit der Zeit und dem täglichen Umgang einfindet, und die dem Menschen natürliche Veränderlichkeit, machen die Freundschaft erkalten, aber der Neid zerstöret vollends das heilige Feuer der Freundschaft.

Wir haben eine Menge moralische Vorschriften und Uebungen, um die Menschen von andern Leidenschaften zu heilen, aber noch keine, um den Neid aus dem Herzen zu bannen;

bannen; dies wär in der That ein schöner Gegenstand für Prediger und Volkslehrer; es verdiente ein besonderes Buch darüber geschrieben zu werden; aber es würde wenig Abgang finden, wenn nur die es kaufen sollten, die sichs selbst gestehen, daß sie neidisch sind. In dem ersten Theile dieses sonderbaren Buches müßte man die Leute zu bereden suchen, daß alle Menschen neidisch sind: aber würde man sie auch dessen überführen können? — Vielleicht darum nicht, weil man noch nicht daran gedacht hat, den Menschen Mittel gegen den Neid vorzuschlagen, und weil man der Verwirrung unter den Menschen nicht abhelfen kann: aber ich behaupte, daß es gar keine Ausschweifungen unter den Menschen geben kann, von denen sie nicht abzubringen wären, könnte man nur erst die Eiterbeule in ihrem Herzen heilen, wo der Neid naget.

Alle Menschen haben Neid, weil alle ihre Eigenliebe haben. Die nemliche Leidenschaft, die uns den eitlen Wahn in Kopf setzt, wir sind besser als andere, macht auch, daß wir nicht gerne sehen, daß andere besser seyn sollen als wir: aller unser Streben zweckt daher dahin, unsern Nächsten unter unsere Füße zu beugen, denn wir glauben das Mittel, wodurch wir ihn stürzen, sey auch das wahre, uns zu erheben, eben darum hören wir auch mit so viel Vergnügen von anderen sprechen, und daher der Hang der üblen Nachrede und Verläumdung.

Jeder, den das Glück oder sein eigen Verdienst über andere erhebt, ist ein allgemeiner Gegenstand des Neides, und aller Augen sind geschärft, um nur etwas nachtheiliges wider ihn zu sehen; die ganze Aufmerksamkeit seiner Mitmenschen geht dahin, den Augenblick zu benützen, wo sie ihn stürzen können. Ja so weit geht der Eigensinn der Menschen, daß sie nicht dagegen sind, und selbst bey-

tragen

tragen ein mittelmäßiges Verdienst zu erheben, wenn es ihnen nur dient, ein großes herabzuwürdigen.

Es wundert mich gar nicht, wenn ein Mensch auf den andern eifersüchtig ist, der etwas besitzt, nach dem der andere selbst trachtet, aber das ist seltsam, daß der Mensch oft den Menschen um etwas beneidet, um dessen Besitz es ihm doch gar nicht zu thun ist. Aber alles, was den Namen **Vorzug** hat, ist ein Gegenstand unsres Neides. Wir wollen nicht nur, daß andere Menschen nicht in dem Grade glücklich seyn sollen, als wir es sind, sondern nach allem, wie sich die Menschen unter einander betragen, scheint es, als wollten wir, daß es andere gar nicht seyn sollten. So giebt es Leute, denen man keine verdrüßlichere Neuigkeit bringen kann, als wenn man ihnen sagt: dieser oder jener ist recht glücklich mit seiner Familie; diese sind recht gute Freunde. Solche Leute, und deren giebt es recht viele, haben nichts wichtigeres zu thun, als Uneinigkeit in Haushaltungen anzuzetteln, Freunde zu entzweien, und die Bande der Liebe zu trennen. Sie machen sich ein besonderes Geschäfte daraus, überall sich einzudringen, um mit der ganzen Stadt bekannt zu werden, damit sie jedes Glücklichen Freude stören, und vor jedem Hause die Friedenspalme niederreißen können.

Wenn nur immer das Gute des Menschen Neid reitzen könnte, so würde der Neid eine der edelsten Leidenschaften werden, er würde aufhören **Neid** zu heißen; man würde sie **Nacheiferung** nennen; aber so ist er eine schändliche Leidenschaft, weil man immer nach dem strebt, was am wenigsten gut ist.

Neid und Eifersucht sind sehr verschieden. Der Neid ist ein Verdruß, das man nicht ein Gut hat, das andere besitzen;

ſitzen; und die Eiferſucht iſt — entweder der Verdruß, wenn man ſieht daß andere eben das haben, was wir beſitzen, oder ſogar die Furcht, andere möchten auch zu dem Beſitz deſſen gelangen, was wir haben.

Die Ehen, wo am meiſten Eiferſucht herrſcht, ſind gemeiniglich die, wo die Liebe den größten Antheil hat. Was einen Liebhaber glücklich macht, macht ihn auch eiferſüchtig. Die Beweiſe der Liebe, die man ihm giebt, erregen in ihm den Argwohn, daß ſie auch andern könnten gegeben werden. Wer ein Frauenzimmer gegen ſich ſchwach fand, der wird ſich leicht bereden, daß es auch andern nicht ſtärkern Widerſtand thun wird.

Der Beſitz löſcht nicht immer das Feuer der Liebe, aber er beunruhigt den Beſitzer und ſetzt ihn immer in Sorgen.

Die Eiferſucht eines Ehemannes oder Liebhabers iſt nicht ſo ſehr Liebe als Mißtrauen in ſeine Geliebte, oder Gattin; ja ſie beweißt vielmehr, daß er ſich ſelbſt mehr liebt als ſie, und ihr ſo wenig zutraut als ſich ſelbſt.

Eiferſüchtig ſeyn, heißt zwo Perſonen beleidigen, und einer ein Compliment machen; man beleidigt nemlich ſich ſelbſt und ſeine Geliebte, und macht ſeinem Nebenbuhler Ehre dadurch.

Eben ſo verhält es ſich auch mit der Freundſchaft. Sie iſt nicht weniger ein Gegenſtand der Eiferſucht als die Liebe. Wie unzweydeutiger die Freundſchaft zu ſeyn ſcheint, deſtomehr glaubt man ein ausſchlüßliches Recht darauf zu haben. Keine Frau und keine Gebieterin iſt ſo eiferſüchtig auf ihren Mann oder Liebhaber, als es manchmal eine Devote auf ihren Gewiſſensrath iſt.

Wenn man mich fragen würde, worinn denn die Eiferſucht einer Devoten beſtehe, ſo antworte ich: darinn,

was die Natur aller Eifersucht ist. Aus dem nemlichen Grunde, warum Chloris nicht will, das Lykas Daphnen sehen soll, will auch die alte Frau von * * nicht, daß ihr Gewissensrath die Frau von * * und die von * * ꝛc. besuche. Aller Unterschied ist vielleicht der, daß Chloris Eifersucht heftiger ist, als die der Frau von * *

Die Leidenschaften sind am heftigsten, wenn sie sich von ihrer Schaale losgerissen haben, die nun die Verwüstung zeigt, die sie innerlich angerichtet haben, und man überläßt sich ihnen am ehesten, wenn man ihrer ganz frey zu seyn glaubt.

Eigennutz.

Schon so lange, als die menschliche Gesellschaft besteht, dauert der Satz: nichts ist über den Eigennutz. Er ist das erste Band, das Freunde zusammenkettet, und der erste Beweggrund, der die Thätigkeit der Menschen rege macht; alles muß dem Eigennutze nachgeben: und so lange es noch Menschen geben wird, wird man das sagen können.

Es ist sonderbar, daß noch keines Menschen Betragen und Grundsätze in keinem Jahrhunderte es vermocht haben, das Reich des Eigennutzes zu stiften, und daß es keinen Menschen giebt, der sich nicht schämt eigennützig zu scheinen.

Wenn wir die Art, wie wir von der Sache zu urtheilen pflegen, genau untersuchten, würden wir es nicht gar so böse finden, daß ein Mensch eigennützig ist. Wir sagen

sagen immer es ist abscheulich, wenn ein Mensch dem andern blos um des Vortheilswillen; den er daraus ziehen kann, gut ist, und doch ist das das einzige, warum wir einander nicht gar auffressen.

Wir sagen immer, man muß nur das Verdienst im Menschen suchen, und wir sehen nur in jenen ein Verdienst, die uns nützen können. Wir sprechen von Rechtschaffenheit, von Gerechtigkeit, von Geradheit; aber wenn ein Mensch alle diese Tugenden vereint besitzet, so sind sie nicht vermögend unsere Zuneigung gegen ihn zu erhalten, wenn uns nicht der Eigennutz an ihn kettet. Ich getraue mir zu behaupten, ohne daß man es wird übertrieben nennen können, daß jeder Mensch, so uneigennützig er auch seyn mag, so sehr er ein Verehrer der wahren Tugend ist, daß doch seine Uneigennützigkeit und seine Tugendliebe bey Gelegenheit werden zurückstehen müssen.

Daß die Menschen eigennützig sind, ist sehr natürlich, aber warum wollen sie denn nicht auch dafür angesehen werden? Warum sind sie so sehr entgegen, daß man nicht sagen soll, sie werden vom Eigennutze beherrscht?

Man muß nothwendig ein Vermögen haben, weil man ohne dessen nicht leben könnte; es ist selbst darum nothwendig, um seiner Tugend einen Werth zu geben, die sonst all im Dunkel der Armuth verkannt liegen würde. Es gehören auch manchmal Pferd und Wagen zu unsern Bedürfnissen, weil man nicht immer zu Fuße gehen kann; aber warum kömmt es denn so schwer an zu gestehen, daß man jene höher schätzt, die reich sind und Pferd und Wagen halten, und jene minder, die arm sind und zu Fuß gehen müssen?

Aber ich weiß wohl, warum man sich schämt, den Eigennutz zu gestehen; man ist überzeugt, daß man ihn niemals in den gehörigen Gränzen erhalten kann.

Man will es darum nicht scheinen lassen, daß man die Reichen liebt, weil man die Beschuldigung befürchtet, als ob man sie nur ihrer Reichthümer wegen liebe.

Es ist ganz gewiß, das ein Mensch so erhaben über die gewöhnlichen Menschen seyn kann, daß er die Reichthümer nicht in seiner eigenen Person liebt, aber selten wird der Mensch groß genug denken, daß er den Reichthum nicht in seinen Freunden schätzt. Ich weiß Philosophen, die sich wie Diogen, aller irrdischen Güter begeben haben; die fern von Eitelkeit und Stolz sich mit einem schlechten Rocke bekleiden, der abgetragen und verrissen ist, und genau ihrem Entschlusse folgen, arm zu leben; aber doch sehe ich sie gerne mit Großen umgehen, bey ihnen schmarozzen, und die schönen Sommertage auf den besten Landgütern der Reichen zubringen.

Die verzeihlichste List, der sich der Eigennutz zur Schminke bedient, ist noch diese, daß man nie für sich, sondern immer zum Besten anderer eigennützig scheinen will. Das ist ein allbekannter Jesuiten Kniff, und ihm ahmten die übrigen Münche nach. So wird Pater Claudian in die Welt geschickt, um zur Stiftung seines Ordens zu sammeln. Er selbst hat nichts, ist das erbärmlichste Bild der Armuth; indessen hat doch er die Kirche ausbauen, und dem Kloster einen neuen Weinkeller herstellen lassen. Der ganze Orden segnet den Mann dafür, und die Welt sagt: das ist der uneigennützigste Mann unter der Sonne. Aber ist das nicht einerley, wenn ein Vater überall, wo was zu bekommen ist, für seine Kinder zusammenrast, und wer wird ihn uneigennützig nennen?

Kein

Kein Mensch auf der Welt leihet oder giebt dem andern ohne Absicht, und gemeiniglich giebt man darum, um dafür gepriesen zu werden. Nicht die Dürftigkeit mancher, denen wir geben, bewegt uns zur Milde, sondern weil man weiß, sie bringen unsere Mildthätigkeit auf eine geschickte Art in Ruf. Ich weiß einen Cavalier, der einst einem Manne, hundert Thaler schenkte, weil er viel schwätzen konnte; aber einem Dürftigen, der nicht die Fama seiner Milde ist, nicht zehen Groschen giebt.

Alle die Großen und Reichen sind verschwenderisch des Nachruhms wegen, und berechnen filzig jede Ausgabe, die keinen Lärmen unter dem Pöbel macht. Sie wollen sich alle einen Stralenglanz um ihr Haupt kaufen, und zahlen oft ein Machwerk von Flittergold um theures Geld.

Oft liegt in der Verschwendung großer Summen mehr Eigennutz, als in dem Ersparnisse kleiner Auslagen, und ich kenne keinen schmutzigern Eigennutz, als den mancher Cavaliere, die ihrem Becker und Metzger die Bezahlung vorenthalten. Nach den Pachten, sind die Spiele am ersten, wo am meisten Eigennutz herrscht. Das Spiel ist die einzige Gelegenheit wo die mit dem Eigennutze verbundene Laster hart und thierisch sind; aber man schmält immer über die Rohheit und Brutalität so mancher Spiellaster, und duldet und verzeihet sie selbst im Spiele. Da wird einer zornig, springt, zerreißt die Karten, schilt seinen Gegner einen Betrüger, zankt, und nichts ist im Stande, ihn eines bessern zu überzeugen, und doch ist das immer im Spiele ein unbedeutender Zank. Welchem Menschen würde nicht eher der Kopf zerspringen, als er ein Spiel aushielt, daraus man Profession macht, wenn ihn nicht der Eigennutz an den Spieltisch hinschmiedete.

Ein

Ein Mensch, der nur an Glücksspielen Gefallen hat, sagt ganz leise, daß seine Seele nirgends als in seinem Eigennutze Vergnügen findet.

Ich weiß, daß hie und da ein Mensch geitziger ist als der andere, denn der Geitz ist auch zu Zeiten eine natürliche Leidenschaft, daran der Kopf kein Theil hat; aber ich vermuthe nicht, daß es mehr oder minder eigennützige Menschen giebt; ich glaube alle Menschen, einer so viel als der andere würden eigennützig handeln, wenn sie sich in gleichen Umständen befänden. Jeder Mensch fühlt gleich stark die Freude zu besitzen, und die Furcht, Mangel leiden zu müssen. Nicht der Unterschied der Denkungsart, sondern die verschiedene Lage ist Ursache, daß man von einigen Menschen sagen kann, sie sind weniger eigennützig als andere.

Wenn man fraget: welches ist das größte Gut aller Menschen? wird jedes Menschenherz glauben, daß es das Geld ist, und ich wundere mich nur, daß es nicht auch die allgemeine Sprache ist.

Die Großen und Reichen haben ein sicheres Mittel, das Ziel all ihrer Begierden zu erreichen; sie können sich Ansehen, Titel, Nachruhm die Befriedigung aller Gelüste kaufen, aber nur eines verschaft ihnen ihr Geld nicht — das Herz ihrer Freunde. Um das Vergnügen der Freundschaft zu fühlen darf man weder reich, noch betittelt seyn. Man fühlt nie wahre Zuneigung gegen die Person eines Menschen, an den uns nur das Interesse bindet, und keine Vorsicht kann es verhindern, daß nicht Stand und Macht der Großen mehr Eindruck auf uns machen, als ihr Verdienst. Der Stand erhält immer die ersten Beweise der Ehrfurcht, und das Verdienst die zweyten. Unser Calcul im Umgange mit den Großen ist immer der: Erst

muß

muß ich sehen, was du für mich thun kannst, denn will ich überlegen, in wie ferne du meine Thätigkeit zu deinem Vortheile verdienst.

Das sicherste Mittel sich bey einem Großen, der ein wenig Delikatesse hat, beliebt zu machen, ist sicher dies, daß man ihn zu überzeugen suche, daß man ihn nicht seines hohen Standes wegen liebt. So erstaunte vor ein paar Jahrhunderten fast halb Europa über den Schritt, den ein gewisser Herzog aus Savoyen machte, und doch liegt wunderbares darinn. Er hatte an seinem Hofe einen Zirkel der schönsten Damen und doch zog er allen ein Mädchen vor, die ganz und gar nicht die schönste von allen war. Sie erwarb sich das Herz dieses Prinzen durch eine kluge Rede. Fürst! sagte sie, ich wünschte, daß Sie nur ein gemeiner Cavalier und nicht Herzog wären, daß ich Sie lieben dürfte. Ihre Denkungsart gefiel ihm, denn er war ein Mann von feinem Gefühle, und Laura (so hieß die Schöne:) theilte gleich darauf den Herzogsthron mit ihm. Indessen zweifle ich sehr, ob auch das Herz der Dame so dachte. Es ist nichts leichter, als zu wünschen, daß ein Prinz, den man liebt, ein gemeiner Edelmann seyn möchte, weil man sicher weiß, daß er doch immer ein großer Herr bleiben wird: wenn aber wirklich ein Fürst, den man der Liebe wegen zum gemeinen Edelmanne herabgewürdigt sehen möchte, zum gemeinen Mann würde, würde man auch bald wieder wünschen, daß er den Fürstenthron wieder besteigen möchte, und dieser letzte Wunsch ist gewiß aufrichtiger als der erste.

Alle Menschen wollen in Rücksicht ihrer Verdienste und ihrer Person angesehen seyn; aber man darf nur das Betragen der Menschen untersuchen, um mit allem Grunde behaupten zu können, daß sie sich nur durch Titel

und

und Geburt die Achtung der Uebrigen verschaffen wollen. Alle Tage giebt es Rangstreit und Processe, weil man unserem Stande die schuldige Ehrfurcht nicht zu erweisen glaubt. Was ist denn die gewöhnliche Sprache der Grossen wenn sie mit Jemanden unzufrieden sind? „Ha! ich „will ihn lehren, was er einem Manne von meinem „Stande schuldig ist!" Warum, könnte man ihnen zur Antwort geben, wollet ihr denn, daß man nur euer Selbst achten soll, da ihr immer von eurem Stande sprechet? Ich kannte einen Adelichen, der gewaltig auf einen seiner Freunde zürnte, weil dieser einst zu ihm sagte, daß er ihn nicht aus Eigennutz liebe. Wie! rief dieser zornig, glaubt er, daß er meiner nicht nöthig hat, oder daß ich nicht Macht genug habe, ihm wie ich will, zu schaden und zu nützen? — —

Jeder Mensch hat seine Launen; aber die Reichen und Mächtigen haben die meisten und unerträglichsten.

So oft mich Geschäfte oder Zufall in die Vorzimmer der Reichen und Großen führte, mußte ich über die sklavische Ehrfurcht lachen, mit welcher sich vor ihnen die Kniee beugten; und nie konnte ich weggehen ohne einer traurigen Betrachtung über die Knechtschaft der Menschen, die diesen Gottheiten des Vorurtheils und der Barbarey den Hof machten. Oft sagte ich zu mir selbst; da ist nun unter all den kriechenden Bücklingen, nicht eine Seele, die den Menschen schätzt, der in dem goldenen Kleide steckt; alles verehrt Sr. Exzellenz, den Prinzipalminister, den Finanzkontroleur, den Marschall, den Kammerherrn rc. Kaum daß man oft den Namen desjenigen weiß, dessen Sternen und Bändern man zu Füßen fällt; wie soll man denn seine Verdienste kennen, da man kaum weiß, wie er heißt.

Nie

Nie habe ich mich mehr über mein Nichts beruhigt, als wenn ich die bereverenzen sah, die im Staate Figur machen. Wenn ein Mensch nichts wäre als Mensch, und könnte nie was anders werden, und dieser würde allgemein geschätzt und geliebt — welch eine Wonne für ihn, die noch kein Mensch gefühlt hat, denn niemand ist ganz und gar Nichts.

Im Grunde ist das Begehren, daß man seine Person verehren soll, noch eitler, als jenes, das Achtung des Standes fordert: unterdessen möchte ich aber jene doch nicht niedrig nennen, die nach der Ehre geitzen, die man ihrem Stande schuldig ist. Tausend Prozesse entstehen allein aus dem wichtigen Grunde: Ich muß das meines Amtes aufrecht halten. Ich kannte einen Cavalier, der immer Prozesse gegen den benachbarten Adel hatte, und sagte immer: meinetwegen geschieht kein Federzug, aber die gekränkte Würde, als — — fodert mich zur Vertheidigung auf: aber wer zweifelt wohl, daß nicht auch sein eignes Selbst damit verknüpft war?

Nach der Ehre geitzen, die dem Stande eines Menschen gebührt, und nach der Ehre, auf die seine eigene Person Anspruch zu haben glaubt, ist im Grunde einerley. Man behauptet die Rechte seines Standes, weil man desselben würdig zu seyn glaubt.

Man unterscheidet nur darum den Stand von der Person, um die Sprache der Eitelkeit mit mehr Anstand führen zu können. Die Eitelkeit des Menschen würde sich sehr unartig ausdrücken, wenn man sagte: Ich will geehrt werden; sondern die Sprache ist viel feiner, wenn man sagt: Nein! Ich fodere euren Weihrauch nicht, aber die Würde will ich geehrt wissen, womit es dem Fürsten gefallen hat mich zu bekleiden.

Von

Von Freunden.

Ich kenne mehr als zwanzig Personen, die sich aller Welt Freunde nennen, und auch jeden zum Freunde haben; aber nur einen weiß ich, der, als ihm einst der Medikus anrieth, er sollte zur Zerstreuung seine Freunde besuchen gehen, zum Doktor sagte: **Meine Freunde, Herr! ich habe keine.**

Man macht sehr oft die Rechnung ohne den Wirth, wenn man sich jemandens Freund nennt. Wir rechnen oft einen Menschen unter unsere Freunde, der sich doch selbst nur unter unsere Bekanntschaften zählt. Die wenigsten Leute erwägen den Unterschied zwischen Bekanntschaft und Freundschaft, und es ist doch noch eine große Lücke dazwischen.

Daß man mit Grunde sich für Freunde halten kann, muß sich jeder dafür erklären. Sie sind mein Freund, sagte Cleon zu mir: aber guter Cleon! warte doch wenigstens, bis ich dich davon versichere. Es giebt Leute, die so eilig schließen, man müsse ihr Freund seyn, daß man ihnen nicht anders den Irrthum benehmen kann, als man sagt ihnen gerade zu, daß es nicht so ist. Aber wenig Menschen sind so freymüthig; sie lassen andere lieber in diesem Irrthume, besonders in Gelegenheiten, wo er ihnen vortheilhaft seyn kann. Man kann sich nicht beklagen: mein Freud erfüllt die Pflichten der Freundschaft nicht; ehevor man nicht versichert ist, daß wir ihn wirklich zum Freunde haben: oder vielleicht geschah es gar wider seinen Willen, als wir ihn zu unsern Freunden zählten. Ich habe die öftere Erfahrung gemacht, und bin nun versichert, daß wenn jemand sich über die Treulosigkeit

keit seiner Freunde beklagt, so wußte gewiß die Hälfte davon nicht, daß der gute Mann in der Meynung stund, sie wären seine Freunde.

Ich traf einst auf der Reise einen Menschen von sehr guter Gesellschaft an, und mit dem ich mich ganz angenehm unterhielt. Wir schieden von einander, und sahen uns einige Jahre nicht mehr. Nach dieser Zeit kam er einmal hieher, fragte sogleich mir nach, und besuchte mich täglich. Kaum kannte ich ihn mehr, und er nannte mich seinen besten Freund. Aber ich erstaunte noch mehr, da er mir gleich anfangs eine Rechtssache empfahl, und in wenigen Tagen von mir Geld lehnen wollte. Freundschaftlichst lud er mir all seine Geschäfte und Sorgen auf, und wo er hingieng, in allen Gesellschaften, sprach er von mir als seinem vertrautesten Freunde, und ich wußte doch nicht einmal seinen Namen noch. Ich konnte in die Länge die Lästigkeit seiner Besuche nicht bergen, und mußte ihm seine gefoderten Freundschaftsdienste geradezu abschlagen. Kann ich nun dafür, wenn er mich einen Treulosen genannt hat?

So erinnere ich mich auch noch eines jungen Menschen, den ich auf dem Lande kennen gelernt hatte, und nach einiger Zeit in sehr elenden Umständen antraf. Ich fragte ihn, wie er so tief herabgesunken wäre? er seufzte, und antwortete mir: O mein Herr! die Undankbarkeit eines Freundes hat mich unglücklich gemacht! — Dieser Freund war der Beamte, der seine Stelle aus gegründeten Ursachen mit einem andern besetzt hatte.

Nun muß es einen nicht wundern, wenn ein Mensch, den man so voreilig zum Freunde gemacht hat, eben so schnell aufhört es zu seyn.

Ein-

Einfältige und dumme unerfahrne Leute finden sich gleich bereit zur Freundschaft, und eben so unvorsichtig in der Wahl der Menschen, die sie zu ihren Freunden machen, als sie blindlings geneigt sind, jedermans Freunde zu werden; sie bedürfen gar keines Grundes, auf dem ihre Freundschaft beruhen soll; aber vernünftige Menschen werden nicht Freunde, ohne zu wissen warum. Der Vernünftige wird, wie ich oben schon gesagt habe, nie Freundschaft mit Bekanntschaft vermengen. Gute Bekannte trift man in der Welt eine Menge an, aber sehr wenig Freunde. Vorzüglich berechtigen Dienstleistungen und Wohlthaten zu dem Namen Freundschaft; außerdem hat man aber auch genugsamen Grund zu glauben, daß einer unser Freund ist, nachdem er sich als derselbe gegen uns erklärt hat, und wir von der Geradheit seines Herzens überzeugt sind.

So bald der Mann sagt: Ich bin dein Freund; von dem Augenblicke an ist er auch schuldig, alle Pflichten der Freundschaft zu erfüllen, und nichts kann ihn mehr davon lossprechen. Wenn nun das Wort des Mannes heilig, und Freundschaft kein leerer Name ist; wer die Pflichten der Freundschaft kennt, und rechtschaffen genug denkt, sie genau erfüllen zu wollen, der wird auch mit Bedacht Freundschaft stiften. Leute die so voreilig ihre Freundschaft anbiethen, bereuen es auch bald wieder, aber nach gegebenem Worte ist es zu spät; ohne Schande kann man sich nicht mehr zurückziehen; man kann nicht aufhören Freund zu seyn, ohne ein Schurke zu heißen, wenn man einmal diesen großen Namen angenommen hat.

Der Mensch im Glücke zählt Freunde genug; jeder eilet ihm mit offenen Armen entgegen, und bietet ihm seine Freundschaft an. Nur erst im Unglücke sieht man die Voreiligkeit ein.

In

In glänzenden Umständen findet man das Geräusche und den Pomp der Freundschaft: Aber das Vergnügen der — Freundschaft, das man nur im Unglücke fühlt, genießt man da nicht, den nur das Unglück lehrt uns wahre Freunde kennen, und ihren Werth schätzen.

Das Vergnügen im Elende von einem treuen Freunde begleitet, und durch seinen Trost gestärkt zu werden, ist gewiß herrlicher als alle Freude, die wir daran haben, wenn wir unser Glück mit einem Freunde theilen.

Es gehört nur ein unverdorbenes, aber noch kein edles Herz dazu, daß sich einer mit uns im Glücke freuet; seine Freude wird ihm bezahlt; aber der Edle, der mit uns im Unglücke weint, schenkt uns seine Thränen, und sie sind Balsam in die Wunde des Leidenden.

Unter denen, die die Freundschaft brechen, nachläßig und ungetreu ihren Pflichten sind, habe ich Leute gefunden; die ohne Umstände zu machen, ihre Freunde verlassen; sie werden treulos, ohne daß sie sich auch nur die Mühe geben, ihre Treulosigkeit unter was immer für einen Vorwand zu verstecken. Man darf nur muthmassen: dieser oder jener ist bey Hof in Ungnade gefallen, so werden ihm den Augenblick drey Theile seiner Freunde den Rücken kehren, und so unvorbereitet, daß der Unglückliche gar keine Gelegenheit hat, ihre Treulosigkeit voraus zu sehen. Die Uebrigen, die noch nicht schlüssig sind, ob sie auch den Schurkenschritt machen wollen, werden sich nicht so offenbar gegen ihn erklären; sie haben ihn noch eine Zeitlang zum Besten, machen ihm noch das Vergnügen, ihn zuweilen zu besuchen — aber das ganz in der Stille, und zitternd tretten sie über seine Schwelle. Endlich aber, nach einigen Wochen, wenn der gute Mann nicht wieder begnadiget wird, stimmen sie alle auf einen Ton;

sie

sie fliehen ihn, als wenn er die Pest hätte; und läugnen sogar seine Bekanntschaft weg, wo sie können. So hat der Gefallene Freunde gehabt, und keine mehr.

Wenn doch einmal Menschenfurcht, Eigennutz, und Wetterwendigkeit das schwache Herz zur Treulosigkeit verleiten, so will ich noch lieber, daß sich einer gleich anfangs geradezu erklärt, daß er nicht mehr Freund seyn will — kann — darf; als wenn er immer es zu seyn scheinen will.

Man hält es eher mit jenen, die sich geschwinde erklären, denn der, der seine Untreue zu spät entdeckt, gleicht einem grausamen Mörder, dem es nicht genügt, mit einem Stoße zu tödten.

Aber ich kenne noch eine Art treuloser Freunde, die weit abscheulicher sind als die, von denen eben die Rede war. Einige schämen sich ihre Freunde im Unglücke zu verlassen, und um sich vor den Augen der Welt zu rechtfertigen, verläumden sie ihre unglückliche Freunde, und suchen die Welt zu bereden, daß ihr Unglück eine Folge ihrer strafwürdigen Aufführung sey. Sie glauben denn, dieser Vorwand vermindere die Schande ihrer Niederträchtigkeit, da es doch ganz die Schwärze ihrer Seele verräth. Wahrlich! das ist alles — das höchste Maas der Undankbarkeit, und Treulosigkeit, seinen Freund zu beschuldigen, damit man einen Scheingrund findet, ihn verlassen zu können. Wenn ein Mensch ausdrücklich sagte: Ich kann dieses Menschen Freund nicht mehr seyn, weil er unglücklich ist, so ist er doch minder Schurke als der, der die Strafbarkeit seines Freundes vorschützt. Wenn ein Mensch sich nicht den Staat zum Feinde gemacht, und die öffentliche Sicherheit gestört hat, so berechtigt seine Aufführung,

rung, so tadelnswerth sie auch immer seyn mag, nicht, den Freund zu verlassen.

Gewöhnlich verdienen, die am meisten die schlechte Aufführung eines Freundes, den sie verlassen haben, tadeln, die nemlichen Vorwürfe wegen ihrer eigenen Handlungen.

Das Beyspiel davon kann man in Städten alle Tage sehen. Ein Mensch, der sich etwa durch die Bekanntschaft eines Freudenmädchens in den Ruf eines Ausschweifenden gesetzt hat, den verlassen die Coquetten, wenn einige seine Freundinnen waren, hingegen würdige Frauenzimmer werden nicht aufhören, seine Freundinnen zu seyn. So ist es auch mit den Mannsleuten: Ich habe manches junge Herrchen mit aller Unanständigkeit — oft ganz im Bordeltone — über dieses oder jenes Frauenzimmer schmälen gehört, und gerade wars ein Wohllüstling von der gröbsten Art, der allen Grasnymphen und Nachtdirnen nachlief.

Wer einen Freund verläßt, weil dieser schwach, fehlerhaft, strafbar ist, beweißt die eigne Hinfälligkeit seines Herzens. Das muß eine schwache Tugend seyn, die von einer verdächtigen angesteckt zu werden befürchtet. Dessen Herz wahre Tugend besitzt; dessen Ehre, durch keine niedrige Handlung befleckt, unerschüttert allen Zeugen Trotz bieten kann, der hat weder für seine Ehre noch für seine Tugend was zu befürchten, wenn er der Freund eines Menschen bleibt, dessen Aufführung die Welt tadelt. Man hat niemal Recht einen Freund zu verlassen; der für strafbar gehalten wird, wenn man entweders Ansehn genug hat, ihn zu rechtfertigen, oder Tugend genug, ihn zu bessern.

Was soll man von einem Menschen denken, der mit seinem Freunde bricht, weil dieser das Unglück hat, von

Lästerzungen angegriffen zu werden? Die Menschenliebe verpflichtet ihn dem Gefallenen treu zu bleiben, um mit der Zeit Gelegenheit zu finden, die Ehre seines Freundes in ihre erste Würde einzusetzen; wenn er unschuldig ist, oder ihn auf bessere Wege zu führen, wenn er schuldig ist.

Das Volk macht seine Glossen über diese Untreue, oder begleitet sie mit Verachtung und Haß, und der Vernünftige urtheilt, daß die Aengstlichkeit über die Reputation nur eine schändliche Ausflucht der Untreue ist. Ein Mensch, der in dergleichen Umständen seinen Freund aufopfert, opfert ihn nur Heuchlern und Thoren auf.

Ich führe hier, um gewissen Einwürfen zu begegnen, Cäsars Beyspiel an. Er hat ganz recht, wenn er sagte: es ist nicht genug, daß meine Frau tugendhaft ist, sondern das Volk muß es ihr auch nachsagen: allein so kann man nur bey der Wahl seiner Freunde reden, wenn aber diese schon geschehen ist, so ist der Grund, der Cäsarn berechtigte, seine Gemahlinn zu verstoßen, nicht mehr hinreichend, auch den Freund zu verlassen.

Niemals reicht die Tugend und das Ansehn des Mannes hin, die Frau in guten Ruf zu bringen; hingegen des Freundes Tugend und Ansehn kann oft dem Freunde die Achtung der Leute verschaffen.

Ist es nicht edler gedacht, nicht des großen Mannes würdiger, wenn er durch seine Ehre, die Ehre seines Freundes aufrecht zu erhalten hoft, als wenn er fürchtet, der Verlust der Ehre seines Freundes könnte auch den Verlust der seinigen nach sich ziehen?

Mit einem Freunde brechen, dessen guter Ruf angegriffen wird, heißt auf seine Reputation zu stolz seyn, oder selbst zu wenig Zutrauen darauf zu haben.

Das

Das Grundgesetz, das man in der Wahl der Freunde beobachten soll, nur Leute von unbescholtenem Rufe zu Freunden zu haben, ist sehr gut; aber das Geboth der Menschheit, an der Aufrechthaltung oder Wiederherstellung des guten Rufes seiner Freunde zu arbeiten, ist gewiß noch besser.

Die Verbrechen oder schlechte Handlung eines Freundes bekannt zu machen, damit man Gelegenheit bekömmt mit ihm zu brechen, ist selbst eine größere Niederträchtigkeit, als der andere je begangen hat. Ich kann den nicht verdenken, der seinen Freund verläßt, wenn dieser ein Bösewicht und Schurke ist: er thut Recht, aber bekannt machen muß er es nicht.

Man schreit oft nur darum so laut über die Schurkereien eines Freundes, weil man sich selbst im Herzen der Treulosigkeit beschuldigen muß.

Jeder Freund wird von dem andern fodern, daß er ihm ergeben sey; aber wenige giebt es, die für ihre Freunde soviel Ergebenheit haben, als gefodert wird.

Niemand ist mit seinen Freunden vollkommen zufrieden; sie sind immer Menschen, und man muß ihnen daher immer was nachsehen und verzeihen.

Nichts beweiset mehr die Unzufriedenheit mit der Freundschaft seiner Freunde, als die Mühe, die man sich giebt, sie zu prüfen. Ist es denn nicht genug, jemanden für unsern guten Freund zu halten, wenn er uns noch nie getäuscht hat? muß man sich denn auch noch überzeugen, ob er auch fähig ist, uns zu hintergehen.

Unbegreiflich ist mir die Art, wie manche mit ihren Freunden in Rücksicht der Dienstleistungen umgehen, die sie von ihnen fodern; es ist ein Eigensinn, wovon man keinen vernünftigen Grund angeben kann. Man erröthet

röthet oft, wenn man von ihnen die billigsten Dienste begehren soll, und fodert mit schaamloser Dreustigkeit Sachen, die höchst ungerecht sind. Hat man nicht alles Recht von einem Freunde Geld zu lehnen, wenn man dessen bedarf? und ist es nicht höchst unrecht, sich dessen bey einer Zänkerei oder im Duelle zu bedienen? Und doch fürchtet man, den andern durch das Ansuchen eines Darlehens in Verlegenheit zu setzen, und glaubt ihm eine Ehre zu erweisen, wenn man ihn zum Sekundanten nimmt.

Es giebt zwoerlei Art Menschen, die beyde in gleichem Grade die Freundschaft mißbrauchen. Einige, die immer von ihren Freunden fodern, und andere, die nicht wollen, daß man von ihnen Freundschaftsdienste fodere. Erstere sind eigennützige oder leichtsinnige Menschen; und die andern karge, undienstliche und feindseelige Menschen — blinde Egoisten, die die Noth ihrer Mitmenschen nicht sehen. Es giebt aber noch eine dritte Art Menschen, die selbst immer ungenügsam fodern, für andere aber nichts thun wollen; gehören diese noch zur menschlichen Gesellschaft? — —

Eine Menge Leute haben die thörichte Eitelkeit, viele Freunde zu zählen: aber mir scheint, wer sagt: jeder sey sein Freund, der sage auch zugleich, er liebe niemanden und werde auch nicht geliebt. Ein Frauenzimmer von Stande rühmte sich einst in Gesellschaft, das Geheimniß gefunden zu haben, täglich an einem Nachmittag ihren Freunden zwanzig Visiten abstatten zu können, und die Antwort, die ihr ein anderes Frauenzimmer darauf gab, gefiel mir sehr wohl. Sie sagte: das heißt, Sie haben das Geheimniß gefunden, an einem Nachmittag zwanzig Personen zu desobligiren.

Man

Man muß niemals von seinem Freunde mehr Zutrauen fodern, als er uns selbst schenkt, denn das abgedrungene Zutrauen kann nicht mehr für einen Beweis der Freundschaft angesehen werden.

Das Grundgesetz der allgemeinen Menschenliebe ist auch die Richtschnur, nach der sich Freunde einander begegnen müssen.

Fodert nie von euren Freunden, als was ihr selbst wollet, daß sie von euch fodern können, und erweiset ihnen alle jene Dienste, die ihr von ihnen erwartet.

Weltkenntniß.

Es giebt so fade, unerträgliche Menschen, deren Miene, Gang, Stellung und Reden geistlos sind, und an denen alles übertrieben ist. Sie können mit keinem Frauenzimmer sprechen, ohne ihm nicht eine Sottise zu sagen; sie lachen immer, und man weiß nicht warum. Sie wollen in allen Dingen Stoff zu spotten finden, um ihren bleyernen Witz auszugießen. Wenn sie irgendwo zu Gaste essen, setzen sie sich zu erst an die Tafel; wen sie grüßen, den küssen sie, und klopfen ihm vertraulich auf die Schulter. Man weiß nicht, wo sie die Miene gefunden haben, die sie sich geben, und so sehr sie der Gegenstand der Verachtung sind, und von Vernünftigen bedauret werden, so stehen sie doch immer im Wahne, daß niemand bessere Art zu leben hat, als sie, und niemand mehr Weltkenntniß besitzt, als sie. Ihr ungesittetes Betragen nennen sie Ungezwungenheit, und ihr überlästig zudringliches Wesen Freymüthigkeit.

Die meisten Leute, denen es an aller Weltkenntniß und Geisteskraft fehlt, sich diese eigen zu machen, betragen sich so; sie bilden sich ein, zu leben wissen heiße, sich niemals Zwang anzuthun, und doch ist die Weltkenntniß unter allen Wissenschaften, wo ein Zwang erfodert wird, die einzige, die die größte Zurückhaltungskunst heischet.

Zu leben wissen, und Weltkenntniß haben heißt nichts anders, als in allen Fällen mit überlegner Geistesgegenwart den Wohlstand zu erhalten wissen.

Es giebt eine allgemeine Weltklugheit, die jedem Stande eigen ist, und eine besondere, die nur gewissen Klassen von Menschen zusteht. So kann ein Geistlicher, ein Ordensmann gemäß seinem Stande Weltklugheit genug haben; aber seine Feinheit des Betragens kömmt mit der eines Cavaliers nicht in Vergleich.

Wenn die Weltkenntniß nur im Wohlstande besteht, so könnte man schließen, daß ein Mönch Weltkenntniß genug habe, wenn er sich nicht viel in Gesellschaft sehen läßt: denn jede Gesellschaft stört der Mönchsrock durch seine Gegenwart.

Man darf sein ganzes Leben daran wenden, um Weltkenntniß zu erlangen, und am Ende, wenn man auch das Greisenalter erreicht, sieht man doch, daß man nur ein Neuling ist.

Man beobachtet den Wohlstand leichter im Umgange mit den Großen als den Bürgerlichen und Kleinstädtern; und die Vertraulichkeit, mit dem gehörigen Grade von Ehrfurcht verbunden, ist Leuten von Verstande viel angenehmer, als blöde Schüchternheit.

Es ist nicht genug, daß man nur die Gewohnheiten und Gebräuche eines Landes weiß, um nie wider den

Wohl-

Wohlstand zu fehlen, sondern man muß auch den Geist und die Sitten derjenigen kennen, mit welchen man umgeht. Es verräth ganz gewiß Mangel an Lebensklugheit, wenn man vor Unwissenden von Wissenschaften spricht, oder vor Leuten, die viel auf gut Essen und Trinken halten, die Mäßigkeit lobt. Dergleichen Ausfälle können nur gelten, wenn man aus Eifer und Liebe fürs Menschenwohl spricht; aber der Eifer und die zum Besten erreichen viel sicherer ihren Zweck, wenn sie den Wohlstand schonen.

Der Hof ist die Schule, wo man Weltklugheit lernt, und die Leute sind mehr oder minder verfeinert, je nachdem sie näher oder entfernter vom Hofe sind.

Freylich giebt es Menschen, die ihre ganze Lebenszeit auf der Universität verschwelgten, ohne etwas gelernt zu haben, und so giebt es auch viele, die ihr Lebtag am Hofe sind, und doch keine Weltkenntniß haben.

Zur Weltkenntniß gehört eben so viel Urgeist (Genie) als zu jeder andern Wissenschaft.

Den eigentlichen Urgeist, der zu dieser Wissenschaft erfodert wird, trift man mehr unter dem schönen Geschlechte, als den Männern an.

Obwohl nun der Hof die einzige Schule ist, wo man Weltkenntniß lernt, so trift man doch überall und unter allen Ständen Leute an, die einem über die Weltklugheit Unterricht geben wollen, ohne daß sie doch jemals am Hofe waren; das kömmt mir aber gerade so vor, als wenn uns ein Franzos teutsch lehren wollte.

Am Hofe lernt man Weltkenntniß, und von da bringen sie die Hofleute auf das Land; aber der Unterricht, den man in kleinen Städten empfangt, gleicht dem Unterrichte

richte in den Landschulen; beyderseits lernt man nur die ersten und allgemeinsten Grundsätze.

Manchmal giebt es Leute, die einst am Hofe waren, und nun aufs Land zurück kamen. Diese werden höchst unerträglich. Sie sehen mit lächerlichem Pfauenstolze auf den geraden natürlichen Landeinwohner herab, und in ihren Augen ist er nicht viel besser, als das liebe Vieh. Sie verachten alles, was sie auf dem Lande genießen, und reden immer von dem Glanze des Hofes. Ein Weltmann von dieser Art zeigt gerade am wenigsten Weltkenntniß, weil er sich bis zur Unerträglichkeit bestrebt, seine eingebildete Lebensklugheit brilliren zu lassen. Bey jedem dritten Worte, und bey jeder Handlung rufen sie auf: Ah! wer einmal am Hofe gewesen ist, und ein bißchen zu leben weiß, der präsentirt sich überall mit Anstand, und ist nirgends lästig; aber gerade diese Leute fallen immer mit ihrer Unartigkeit zur Last. Ihre Geschenke sind allzeit schlecht und dem Empfänger beschwerlich, weil sie durchaus die Hofmanier jemand zu bedienen nachahmen wollen. Ich aß einst bey so einem Hofmanne zu Gaste, und ich hätte an seinem Tische vor Hunger sterben mögen. Hingegen fand ich bey einem Bürger, der niemals an Hof kam, eine sehr niedliche Mahlzeit, und die angenehmste Unterhaltung.

Die ganz natürliche Rohheit eines Menschen ist lange nicht so drückend als halbe Feinheit.

Ich wollte die Kunst leben zu wissen so definiren: Sie ist die Kunst sich in gewisse, angenommene Schranken zu setzen, ohne dabey andern Zwang anzuthun.

Ein Mensch der sich nie Zwang anthut, begeht immer Fehler, und verursacht Fehler, wenn er andere zwingt.

Es

Es gehört viel Kunst und Geist dazu, sich zu zwingen, und doch der Freyheit anderer nicht Zwang anzuthun, denn man fällt immer auch jenen beschwerlich, mit denen man belästigt ist. Dies ist die Ursache, warum so wenig Leute zu leben wissen.

Neuigkeitskrämer, Anekdotenforscher.

Ich kannte vor einiger Zeit einen Menschen, den ich nie auf mein Zimmer kommen sah, daß mir nicht das Herz ängstlich pochte, denn er hatte immer einen Schubsack voll Neuigkeiten und Stadtmärchen bey sich, die er vor mir ausgoß, wie man ein Gefäß voll Unsauberkeiten leert. Bald kam er mit dieser, bald mit jener Nachricht, und niemals war eine von Wichtigkeit, daß mir sie zu wissen daran gelegen seyn konnte, aber er flüsterte mir sie so geheimnisvoll ins Ohr, und machte sie so wichtig, als wenn mein und aller Bestes daran läge. Die Güte, mit der ich ihm von jeher begegnete, machte mir ihn zu meinem Freunde, und in der Folge hätte ihn seine Freundschaft bald gar zu meinem Schulmeister gemacht. Er glaubte, daß ich ihm für eine Sorge, die ich ihm nie zugemuthet hatte, die höchste Verbindlichkeit schuldig seyn müßte.

Ich wüßte es nicht gewiß zu sagen, wer mehr wider die Pflicht der Freundschaft fehlt: der Freund, der uns alles hinterbringt, was man von uns redet; oder der uns nichts sagt?

Selten bleibt eine Nachricht in seiner natürlichen Wahrheit; der Hinterbringer und der sie höret, vergrössern sie immer.

Wenn

Wenn der Hinterbringer seine Nachrichten wirklich nicht aus Bosheit vergrößert, so thut ers doch ganz natürlich aus Furcht, daß er nicht scheine eine unbedeutende Kleinigkeit zu erzählen, denn wenn jemand etwas hinterbringt, so will er auch, daß man glaube, die Sache lohne der Mühe, hinterbracht und gehört zu werden.

Es ist immer heickel von Leuten in ihrer Abwesenheit zu reden, so behutsam man auch mit den Worten seyn mag, so kann man doch leicht einem müßigen Schwätzer Stoff zu Erzählungen geben; wenn man also nicht will, daß das, was man gesagt hat, nicht wieder hinterbracht werde, so rathe, von abwesenden Personen ganz zu schweigen. Dieser, von dem man redete, würde das lieber selbst gehört haben, was ihm ein anderer zugetragen hat, denn die Sache verändert auf dem Wege sich in allerley Gestalten.

Man nimmt oft lachend auf, was man uns selbst ins Gesicht sagt, und sieht die Sache viel ernsthafter an, wenn sie uns ein dritter hinterbringt.

Man kann nicht wissen, ob man in diesem oder jenem Falle jemanden einen willkommenen Dienst erweiset, wenn man ihm etwas hinterbringt; aber das ist gewiß, daß man ihm jederzeit damit Verdruß macht.

Wer gerne hört, was die Leute von ihm sagen, und den Hinterbringer versichert, daß ihn nichts verdrieße, der betrügt sich, aber der, der durch sein Zutragen zu gefallen glaubt, betrügt sich noch mehr.

Wollen, daß man euch hinterbringe, was man von euch sagt, heißt eine Herzensfreude daran haben, daß man Feinde hat, und der erste Feind, den euch die Nachrichten machen, ist allzeit der Hinterbringer selbst.

Es

Es kann seyn, daß der, dem man was in die Ohren sticht, Vortheil davon ziehen kann; aber der Neuigkeitsträger selbst gewinnt nie dabey; man bedient sich manchmal seiner, verachtet ihn aber allzeit.

Besonders mögen sich dieses Leute, die bey Herrschaften dienen zur Warnung gesagt seyn lassen. Oft ist schon so ein Hausschwätzer, der viele um Dienst und Ehre gebracht hat; endlich selbst mit Schanden fortgejagt worden. Es gielt auch von dienenden höhern Charakters. Ich kenne wirklich solche, deren einziges Tagediebsgeschäft ist, Anekdoten nachzujagen, Stadtneuigkeiten aufzusammeln; Familiengeschichten aufzuspüren, und sie in die Häuser der Großen zu tragen, wo diese feilen Knechte die demüthigen Fußlecker sind. Sie beförderten durch eine aufgefischte Anekdote den Sturz manches rechtschaffnen Mannes, und bedachten nicht, wie nahe sie dem ihrigen waren. Ich sah, wie sehr man sie selbst zur Zeit schon verachtet, da man sich ihrer noch zu niedrigen Cabalen bediente, und so bald man ihrer nicht mehr bedurfte, wurden sie mit Abscheu weggeworfen, wie ein Wurm, dem man das Gift ausgepreßt hat.

Wer nun die Leute kennen zu lernen, sich auf hinterbrachte Nachrichten verläßt, hat keine Menschenkenntniß, und der, der nach dem Geschwätze, das ihm hinterbracht wird, in seinem Hause regiert, ist ein schlechter Gebieter.

Sage man mir ja nicht: ich weiß wohl, was wahr und falsch ist zu unterscheiden, was ich glauben darf, und nicht glauben; man betrügt sich: Man glaubt immer das Schlimmste und Betrüglichste.

Die wahrscheinlichsten Nachrichten sind gemeiniglich die fälschesten.

Es

Es ist leicht zu machen, daß einer natürlich spricht, wenn man ihn will reden lassen.

Mir sollte es nicht schwer werden, wenn ich jemanden ausholen wollte, daß er mir ganz ohne Zurückhaltung mit der Wahrheit herausplatzen müßte.

Wenn man dem, dem man etwas hinterbringt, und den, von dem man die Sache erzählt, nur ein wenig kennt, so kann man beyde alles glauben machen, was man ihnen vorschwätzen will.

Es scheint ganz paradox zu seyn, und ist doch eine richtige Bemerkung: Die Lüge, die in einer hinterbrachten Nachricht steckt, beleidigt nicht so sehr, als oft die Wahrheit beleidigt.

Gewisse Leute würden es sehr übel aufnehmen, wenn man ihnen das als Gerede von andern Leuten hinterbrächte, was sie doch oft von sich selbst zu sagen pflegen.

Wer gerne erzählen hört, was man von ihm sagt, der eilt einer Sache voraus, die immer von selbst früh genug kömmt. Man mag es noch so sehr verhüten wollen, daß man das nicht innen werden soll, was die Welt von uns sagt oder denkt, so bleibt es uns doch nicht lange unbekannt.

Einige Menschen zweifeln gar nicht, daß man so, oder so von ihnen reden wird, aber sie wollen nicht, daß mans ihnen sage. Manches Mädchen weiß sehr wohl, daß man allenthalben von ihren Liebeshändeln spricht; aber ich möchte es keinem ihrer Liebhaber gerathen haben, den Ruf der Welt zu wiederholen, er würde sicher den Abschied von ihr bekommen.

Nichts beweiset mehr, wie wenig man bereit ist, seine eigene Fehler abzulegen, als die Art, mit der man gewöhnlich die Anekdoten von andern erzählt: Man besteht hart=

hartnäckig darauf, nichts zu ändern, was zu weitern Erzählungen Stoff geben könnte; man vertheidigt die Fehler, deren man sich am meisten selbst schuldig findet, und oft ist es schon genug, daß wir eine Thorheit nicht ablegen, weil wir davon reden gehört haben. Wenn man einem Frauenzimmer sagt, sie sey zu frey im Umgange mit dem männlichen Geschlechte, so wird sie es gewiß noch mehr werden; sie würde vielleicht sich mehr eingeschränkt haben, wenn man ihr nicht gesagt hätte, die Welt rede das von ihr. Die Ursache liegt im Stolze des menschlichen Herzens, der den Eigensinn erzeugt, sich nicht in das Geleise schmiegen zu wollen, das uns andere vorzeichnen.

Aber woher kömmt es, daß man mit mehr Hartnäkkigkeit auf die Seite des Lasters als die der Tugend tritt, wenn man uns über dieses oder jenes Vorwürfe macht? — Eine Coquette wird noch eifriger und listiger ihre Netze auswerfen, wenn man ihr Vorwürfe über ihre Coquetterie macht; aber kein Frauenzimmer wird auf ihre Tugend und Sittsamkeit eigensinnig seyn, wenn man sie damit aufzieht.

Noch giebt es viele, die selbst sagen, man rede dies oder jenes von ihnen, weil sie urtheilen, man könne es von ihnen sagen: diese verdienten auf der Stelle gestraft zu werden, und zwar damit, daß man ihnen gar nicht widersprechen, und ihre selbst erdichteten Nachreden für wahr annehmen soll.

Sagen zu einem Menschen: du hast so von mir gesprochen; heißt ihm wirklich Gelegenheit geben, das von uns zu sagen.

Es ist öfters ein Beweiß, daß man für sich weniger Achtung hat, als für andere, wenn man fürchtet, dieser oder jener Mensch möchte mir übel nachreden.

Die Furcht der üblen Nachrede ist öfters ein Beweiß, daß man für sich selbst weniger Achtung hat, als gegen einen andern; denn man fürchtet nur darum, er möchte Böses von uns geredet haben, weil man ihm Stoff dazu gab. Indessen möchte ich aber diese Regel nicht für allgemein ausgeben. Es giebt Leute, deren verdorbnes Herz sie fähig macht, alles Nachtheilige von ihrem Nebenmenschen zu sagen. Wenn man sie billiger gegen die Menschen machen will, muß mans ihnen merken lassen, daß man ihre Niederträchtigkeit kennt.

Ein Mensch mag noch so sehr als Lügner bekannt seyn, so wird er bald nicht mehr als der angesehen werden, wenn er von anderer Leute Thun und Lassen spricht, denn, wenn es auf Stadtgeschichten ankömmt, glaubt man Lügnern so gerne als andern.

Alle Leute beklagen sich über das Unheil, das so manche Klatschereyen müßiger Schwätzer verursachen, und doch hört ihnen alles gerne zu, und es sind oft so viele unter den Zuhöreren, die selbst vor Begierde zittern, ihren eigenen Wischwasch auszukramen.

Es ist eben so schwer, von anderer Menschen Handlungen zu schweigen, als es schwer ist von seinem Nächsten zu reden. Der Hang von Abwesenden zu sprechen, und ihnen hinwieder Stoff zum reden zu geben, ist gleich stark.

Germanikus, der sich versteckte, um zu hören was man von ihm sagte, ist nicht allzeit nachzuahmen; denn Germanikus gab uns auch ein Beyspiel von einer besondern Mäßigung und Tugend, die noch wenig Menschen gezeigt haben;

haben; ich finde es daher nicht rathsam, sich auf das Beyspiel des Germanikus zu berufen, und ein gleiches zu thun.

Wenn man nicht vorbereitet ist, Böses von sich reden zu hören, muß man nie solche Leute behorchen, die von uns reden.

Ich traf einst ein Frauenzimmer, das ich sehr wohl kannte, an der Thüre horchend an. St! rief sie mir entgegen, da horche ich eben, weil ich von mir reden höre. Und eben darum, antwortete ich ihr, sollten sie nicht horchen.

Man sagt es sey gut einen dienstfertigen Freund zu haben, der uns alles hinterbringt, was man von uns sagt, um so seine wahren Freunde kennen zu lernen, und den Falschen nicht mehr zu trauen; aber niemand ist ein fälscherer Freund, der weniger unser Vertrauen verdient, als derjenige, der sich die undankbare Mühe giebt, uns anderer Leute Reden zu hinterbringen.

Er ist untreu gegen jene, die in seiner Gegenwart gesprochen haben, wenn er uns ihr Gesage wieder erzählt; wie sollte man also einem Menschen trauen können, der nur durch Untreue unsern Wünschen genüge thut? — Wer sich einmal das Geschäft eines Zuträgers aufgeladen hat, der eben so leichtzüngig andern wieder erzählen, was ihr von ihnen gesagt habt, und hin- und herschwätzen, wie es die Leute gerne hören. Wer von der Schwätzerey Profession macht, der will in aller Art Krämläden seine Waare ausbiethen.

Man verlangt nicht darum zu wissen, was andere von uns sagen, um uns zu bessern, sondern vielmehr um uns nicht zu bessern. Eine Coquette frägt immer: was sagt die Stadt von mir? Ich werde wohl recht durch-

durchgehechelt? Spricht man nicht von dieser oder jener Geschichte? ꝛc. Wenn sie wollte, daß die Leute nicht mehr Stoff haben sollten, von ihr Böses zu reden, würde sie sich nicht soviel Mühe geben, zu erfahren, was man von ihr spricht.

Es ist immer ein Beweiß von nicht gar zu gutem Betragen, wenn man seinen Nächsten kennen lernen will, um sich nicht in ihm zu betrügen. Wer sich nichts vorzuwerfen hat, der giebt sich keine Mühe zu wissen, was andere Leute von ihm reden.

Alle die, die in einer Stadt in einen Zirkel zusammentreten, und eine Gesellschaft ausmachen, sagen, daß man bey ihnen weder Verläumdung, noch Hausklatschereyen antreffe, und das, sagen sie, macht das angenehme unserer Gesellschaft; aber bey alledem, wenn einen die Lust in so einen Zirkel führt, findet man die Lästerung und Anekdotensucht so gut, wie anderswo.

Verläumdung.

Ich kenne einen Mann, von dem das ganze Publikum laut sprach, er wäre in einen Handel verwickelt gewesen, der ihm nicht viel Ehre gemacht hätte, ohne daß man doch mit der Natur dieses Handels hatte einstimmig werden können. Der Ruf dauerte eine geraume Zeit, und erst nach und nach hörte die Verläumdung von selbst auf, und der gute Mensch fand seine Ehre wieder, wie man endlich nach langer Zeit und vielem vergeblichem Jammer einen Schmuck wieder findet, der entfremdet worden ist.

Die

Die Geschichte ist zu interessant, daß ich sie nicht ganz ausführen sollte, und sie giebt ein warnendes Beyspiel, wie gefährlich oft eine Unbehutsamkeit werden kann, die in sich selbst nicht von der geringsten Bedeutung ist.

Er gab selbst durch einen unvorsichtigen aber sehr unschuldigen Scherz zu dieser Verläumdung Gelegenheit. Er wollte einst einen Freund besuchen, der auf dem Lande wohnte, und da er ihn nicht zu Hause fand, hielt er sich unterdessen im Gasthofe auf, um ihn da zu erwarten. Hier traf er einige Frauenzimmer von seiner Bekanntschaft an; er scherzte über den Zufall, der sie da zusammengeführt hatte, lachte darüber und sagte: sie müßten ganz gewiß hergekommen seyn, um ihn da zu suchen. Die Frau vom Hauße hörte dieß, und nahm die Sache im Ernste, und und sagte ihm ganz trocken, daß ihr Haus kein gelegener Ort zu Bestellungen wäre. Durch die Ernsthaftigkeit der Wirthin bekam nun der Spaß erst neuen Schwung; man konnte des Lachens nicht fertig werden. Unterdessen gerieth die Wirthin in vollen Eifer, und sagte im Weggehen: das mag mir ein rechter H**kerl seyn, den die Frauenzimmer gar hier aufsuchen. Das kam ihm wieder zu Ohren, als er in dem Hause seines Freundes war; aber er wurde gar nicht böse darüber, und führte den angefangenen Spaß noch immer fort. Die ganze Gesellschaft scherzte mit, und noch war er nicht 3 oder 4 Tage bey seinem Freunde, so nannte man ihn in allen Zirkeln den Glücksritter. Er kam in die Hauptstadt zurück, und erhielt 2 Tage darauf vom Hofe Befehl, nach ** zu reisen, wo man seiner in Staatsgeschäften nöthig hatte. Darüber stoppelte man alsogleich eine Geschichte zusammen, fügte hinzu, daß ihn Frauenzimmer bey seiner eiligen Abreise besucht hätten, und fieng das Mährchen damit an, daß man sich in aller Ohren

sagte,

sagte, er wäre mit einer Dame vom ersten Range in einem nicht gar zu anständigen Tete = a = Tete überrascht worden, und der Fürst hätte ihn nun exilirt oder auf eine Vestung geschickt. Binnen sechs Wochen verwandelte sich die Geschichte mehr als hundertmal, und da jeder sich berechtigt glaubte Randglossen dazu zu machen, erzählte man die Sache immer anders. In ** hörte er endlich, was man von ihm sprach, und da die Verläumdung so weit gieng, daß sie selbst die vorzüglichsten Standspersonen, für die er wirklich Hochachtung hatte, mit in diesen vorgeblichen Rendezvous einflocht, so eilte er in voller Hast nach der Hauptstadt, um durch seine Gegenwart das Publikum aus diesem so nachtheiligen Irrthume zu reissen. Aber das war vergebene Mühe; vergebens grämte er sich fast zu Tode über diesen Streich der Lästersucht; itzt half aller Ernst, den er sich gab, nicht mehr; er durfte es so klar als das Sonnenlicht ist beweisen, daß diese Geschichte keinen andern Grund habe, und daß nichts daran wahr sey, als die unvermuthete Zusammenkunft einiger Frauenzimmer im Gasthofe, und was da weiter vorgieng; Noch gieng ein Jahr vorüber, ehe es die Leute aus dem Kopfe brachten, und man würde nie aufgehört haben diese Fabel zu glauben, aber die Zeit und andere Vorfälle löschten endlich ihr Andenken aus.

Das Aergste was die Verläumdung macht, ist, daß man den Streichen, die sie führt nicht ausweichen, und die Wunden, die sie schlägt, nicht heilen kann. Das ist die einzige Ungerechtigkeit, wider die man meistens vergebens Klage führt, und wenn man gewinnt, seinen Prozeß nie ohne großen Verlust gewinnen kann. Vergebens wird man seine Ehre in via juris suchen; die Verläumdung lacht aller Formalitäten, tritt die Gesetze selbst

und

und die Befehle des Fürsten mit Füßen, und wetzt seinen giftigen Zahn an ihnen.

Was soll man thun, wenn ein ehrenschänderischer Bube an unserm Namen kratzt; ihn tilgen oder verfälschen will? Soll man sich dagegen vertheidigen, oder schweigen? — Das letztere ist freylich das schwerste für einen Mann, der auf Ehre hält; aber es ist auch das weißeste und sicherste Mittel. Alle Bewegungen, die man macht, um sich zu rechtfertigen, dienen nur dazu, daß sie die Staubwolke verdicken, wenn die Luft einmal schon aus dem Gleichgewichte gebracht ist; alles was man in Bewegung setzt, macht neue Gährung, man muß Geduld haben, bis der Wirbel sich von selbsten legt, und sich wohl in Acht nehmen, die Luft noch mehr zu trüben.

Eure Rechtschaffenheit, eure That mögen die Welt noch so klar von eurer Unschuld überzeugen; wenn einmal von euch die Rede war, so bleibt immer mehr Hang zurück euch für schuldig zu halten, als menschenfreundliche Bereitwilligkeit euch zu vertheidigen. Zum Beispiel: eine Person, derer verläumderische Zunge wohl bekannt ist, sagt uns: dies oder jenes Mädchen — Sie kennen es gut — hat allerley Liebeshändel gehabt; nun heurathet sie — o der arme Mann! — — Gesetzt nun, wir haben alle mögliche Gründe das Gegentheil zu glauben; wir getrauten uns selbst der ganzen Welt die Verläumdung zu beweisen; aber uns selbst können wir nicht davon überzeugen. Auf den Lippen der Verläumdung liegt mehr Suada, als alle Beredsamkeit und Vernunft nicht hat.

Jeder Mensch trägt selbst in seinem Herzen eine gewisse Portion Bosheit, oder doch den Hang zum Bösen, das die Verläumdung andern andichtet, und daher gewinnt sie soviel Leichtgläubigkeit bey den Menschen.

 Wenn

Wenn es ja einen Erdebürger geben könnte, der nie was Böses gethan, auch nie die Lust zum Bösen gefühlt hätte — der dieses tödtende Gift des Menschenglückes gar nicht kännte — bey dem würde sich die Verläumdung fruchtlose Mühe geben; so aber sind ihr die Menschen selbst behülflich. Ein jeder, der gern das Böse glaubt, was man von andern sagt, giebt Gelegenheit, daß man es auch von ihm glaubt, und von ihm sagt.

Es giebt nur ein einzig Mittel, daß man keiner Verläumdung Glauben beymißt: — sie nicht anhören. Man betrügt sich, wenn man glaubt, man wird das Geschwätze der Lästerzungen stillen, wenn man sich einschränkt, in seinem Betragen behutsamer wird, und sich bessert; aber der betrügt sich ungleich mehr, der dadurch die Lästermäuler zu stopfen hoft, wenn er toll und halsstärrig gerade das Gegentheil treibt; nein, die Lästerzungen haben das besondere, daß sie nie müde werden. Sicherer ist es, sich still und einsam zu halten, und wenn es sich thun läßt, auf einige Zeit sich von dem Orte zu entfernen, und denn nach und nach ganz unbemerkt wieder zu erscheinen, so wird man vergessen, und die Lästersucht, damit sie nicht müßig ist, sucht unterdessen andere Gegenstände hervor.

Nicht die Billigkeit, die wir von unserm Nächsten erwarten, verpflichtet uns, uns zu bessern, sondern die Billigkeit, die er von uns erwartet: es ist daher eben so ungerecht, wenn wir unserm Nächsten Stoff zur Nachrede geben, als es von ihm ungerecht ist, wenn er uns ohne Grund nachredet.

Ein untadelhafter Lebenswandel, ist keine sichere Schutzwehre gegen die Verläumdung; aber er giebt uns Stärke, sie zu entwaffnen.

Oefterts

Oefters ist Kleingeistigkeit die Mutter der Verläumdung, als ein böses Herz, und die Anzahl der Marionettenseelen, die nicht Verstand genug haben, die Sache von der wahren Gestalt zu beurtheilen; ist ungleich grösser, als der nicht gar unbedeutende Haufe Bösewichter, die aus Neid, Mißgunst, niederträchtiger Rachlust, oder selbst aus Verläumdungslust verläumden.

Von dreyen Seiten würde weniger Verläumdung in der Welt seyn, wenn alle Menschen, einer wie der andere, gleichviel Verstand hätten.

Eine ganz gleichgültige, unschuldige Rede in dem Munde des Vernünftigen wird Thorheit oder Verbrechen, wenn sie ein Narr hört.

Nichts ist dem Thoren unbegreiflicher als die Sprache des Vernünftigen; und eben darum ist sie ihm oft unleidlich und beleidigend. Die Art, wie man von einer Sache spricht, giebt daher oft mehr Anlaß zur Verläumdung als die Handlungsweise der Menschen; wenn sich also die Menschen eben so sehr im Reden in Acht nehmen, als sie in ihren Handlungen vorsichtig sind, würde es nicht so viele Verläumdung geben.

Gewisse Leute glauben den feinsten Kniff gefunden zu haben, um der Verläumdung zu entgehen. Weil sie besorgt sind, man möchte von etwas reden, das sie angeht, so fangen sie zuerst selbst davon an; aber wie sehr betrügen sie sich nicht, wenn sie glauben, damit den Lästerzungen Einhalt zu thun? — Die Verläumdung wird nichts desto weniger von ihnen reden, und ihnen bleibt nur die Ehre, daß sie die Urheber davon sind.

Man sagt zwar, wenn bisweilen ein Mensch von sich selbst etwas anbringt, das ihm nachtheilig ist: Ja, wenn es wahr wäre; würde ers nicht selbst sagen; aber

man denkt dabey nicht, daß die Verläumdung das Falsche wie das Wahre nachschwätzt.

Es ist immer unvernünftig von einer Sache zu reden, die zur Verläumdung Stoff geben kann. Ist es wahr, so soll man es ohnehin nicht sagen; ist es nicht wahr, so muß man nicht Ursache seyn, daß es andere sagen.

Man beklagt sich über die Verläumder, daß sie uns Böses nachreden, aber können uns nicht diese entgegen den Einwurf machen, warum gebt ihr uns Stoff zur Nachrede? — Warum sollen sie Schonung für eure Fehler haben, da ihr immer ihre Bösartigkeit reitzet? Eure schlechte Aufführung vermehrt ihre Bösartigkeit, und von dieser geleitet, verbreiten sie den Nachklang eures unanständigen Betragens. So bezahlt eins das andere mit gleicher Münze.

Es ist wahr, die Verläumder schonen keinen Menschen; hingegen schont auch niemand die Verläumder. Entweder ist es Stolz oder Leichtsinn, daß man ihnen nicht ausweicht.

So lange die Menschen nicht anders werden, wie sie sind; so lange einer den andern haßt, verfolgt, beneidet, mißversteht, verachtet, betrügt, bestihlt ꝛc. so lange wird es auch Verläumder geben. Ob es aber auch denn noch Lästerzungen gäbe, wenn die Menschen besser würden, das müßte erst die Erfahrung geben.

Oft geht eine Rede im Schwunge, wovon der Urheber unbekannt ist, und nach meinem Urtheile, sollten denn alle die, die den Ruf verbreiten, für die Urheber desselben angesehen und bestraft werden, weil jeder von den Ausbreitern was dazu macht, vergrößert oder verkleinert, je nach dem es ihm gefällt.

Es kann oft einer so boshaft seyn, daß er eine Verläumdung aus eigenem Kopfe zusammendichtet, aber er würde selten seinen Zweck erreichen, wenn nicht andere die Bosheit hätten, seine Erdichtung zu verbreiten. Es ist falsch, wenn man sich berechtigt glaubt, das nachzusagen, was andere zuerst gesagt haben. Es ist eben so wenig erlaubt, eine Verläumdung nachzusagen, als Oel ins Feuer zu gießen, das meines Nachbars Haus angegriffen hat. Ist nicht derjenige eben so — ja mehr strafbar, der dem Feuer Nahrung giebt, als der, der es anzündete.

Vom Zusammenleben der Menschen.

Es ist eine sehr gewöhnliche Erfahrung, daß zween Menschen, wenn sie Jahre lang die besten Freunde waren; einander täglich sahen, und immer mit Vergnügen begegneten; und über nichts unzufriedner waren, als daß sie nicht beysammen wohnen konnten; wenn diese nun ein Zimmer, eine Wohnung miteinander bezogen, so konnten sie es oft kaum ein Jahr aushalten. Einer wurde des andern lästig, unausstehlich, und selbst oft feinde.

Es ist nicht leicht möglich, daß man immer einander gefallen kann, wenn man sich täglich und zu allen Stunden sieht. Eine Person, die man immer um sich hat, verliert die Reitze des Angenehmen und Neuen; es geht wie mit einer Sache, in derer ungestörten Besitz man immer ist, man begehrt sie nimmer, weil man sie immer hat. Man ist hie und da überflüßig, hinderlich, und der

Freund

Freund entdeckt in dieser allzuvielen Nähe, Blößen und Mängel, die er sonst nicht würde gesehen haben. Die Gegenwart entzweiet vielmehr, statt daß sie vereinigt; ein wenig Entfernung erhält daher die Achtung und die Freundschaft in ihrem Ansehen.

Sobald man eine Person von Verdiensten zum erstenmal sieht, so regt sich auch gleich das Verlangen in der Seele, diese Person immer sehen zu können, und sie zu kennen; aber das ist gerade das Mittel, nicht mehr soviel Verdienst darinn zu finden, als man anfangs entdeckte.

Nur zu sehr verschwindet die Größe des Menschen in der Nähe; man muß ihn immer von Ferne sehen, und die Vertraulichkeit gleicht einem konvex geschliffenen Glase, wodurch man das Verdienst nicht sieht.

In den kleinen Städten, und den Vierteln großer Städte, in Gemeinden und Haushaltungen, lieben sich die Leute selten, weil sie einander zu oft sehen.

Die Fehler, die man untereinander entdeckt, sind nicht so fast der gewöhnliche Grund, warum die Freundschaft abnimmt, und die Verbindung unter zusammen Lebenden getrennt wird, sondern vielmehr die ungleiche Denkart und der Humor; wenn die Menschen alle gleiche Denkungsart und Launen hätten, würde man einander alle Fehler nachsehen, ja zu weilen sind sogar die Fehler, die wir an unserm Nächsten entdecken, das Band, das uns an ihn kettet.

Ich kenne ein Frauenzimmer, das die unzertrennlichste Freundin einer andern ist. Sie hat unendlich viel Verstand, und die andere — unendlich wenig. Welch ein Räthsel! — Wie, ein Frauenzimmer von Verstand

kann

ka[illegible] eine andere, der es so sehr daran fehlt, zur Freundin machen? — Ja, eben das gefällt ihr daran.

Der Fall ist sehr selten, daß zween Menschen von gleichem Verdienste und einerley Beruf Freunde sind.

Man muß mehr sein Verdienst als seine Fehler zu verbergen suchen, wenn man mit den Leuten gut auskommen will; dieser Grundsatz, so widersinnig er scheint, so wichtig ist er doch und ausgemacht; besonders ist uns die Beobachtung desselben bey den Großen nothwendig, um sich bey ihnen zu erhalten. Ein großes Verdienst macht sie oft mehr verlegen, als es ihnen gefällt.

Am meisten ist der Hang, sich überall einzumischen, an den Zwistigkeiten und der Trennung der Zusammenlebenden schuld. Jederman hat seine eigene Geschäfte und Händel zu schlichten; aber niemand weiß seine Geschäftigkeit auf sich selbst einzuschränken. Vorzüglich findet man diesen Fehler unter müßigen, geschäftlosen Leuten; sie beschäftigen sich um ihres Nachbars Haus, weil sie in ihrem eigenen nichts zu thun finden.

Ich habe nichts lächerlichers gesehen, als einst ein Frauenzimmer, das doch eine Devote war, und eine genaue Liste hielt, was für Besuche zu einem andern Frauenzimmer aus und eingiengen. Es geschah nicht aus Eifersucht, denn beyde kannten sich nicht einmal, und keines hatte mit dem andern etwas gemein: aber das war einmal ihre Sache.

Nichts ist wohlfeiler als die Stelle eines Spions; es giebt eine Menge, die nicht bezahlt werden.

Sich über tausend Sachen, Vorurtheile, Meynungen, scheinbare eingebildete Beleidigungen ꝛc. hinauszusetzen wissen, ist das sicherste Geheimniß, ruhig leben zu können. Die meisten Leute sagen, sie kennen und thun

es

es gar leicht; aber, wenn es darauf ankömmt, macht sie ihre Eitelkeit, ihre Geistesschwäche zu Lügnern.

Manche haben Stärke genug, sich gegen das nicht zu äußern, was sie beleidigt; aber keiner ist, der eine erlittene Kränkung nicht fühlt, und sich derselben bey Gelegenheit erinnert.

Wenn man gut miteinander leben wollte, müßte eins dem andern gerne verzeihen, aber die Menschen verzeihen einander nichts.

Zweyerley Arten von Menschen giebt es, die gleichviel Schuld haben, daß unter Zusammenlebenden so wenig Einigkeit statt findet. Die, die immer glauben, sie haben es an dem ermangeln lassen, was sie andern schuldig sind; und jene, die immer glauben, man lasse es an dem ermangeln, was ihnen gebührt. Diese beyden Fehler sind sehr oft beysammen, und mit solchen Leuten, die diese zwo Ungereimtheiten beysammen haben, ist unmöglich auszukommen. Man heißt sie Zankgeister.

Eine fast eben so unerträgliche Art Leute sind sie, die immer im Klageton ausbrechen. Bald schmälen sie auf das Hofglück, bald über ihre Freunde; bald klagen sie über die bösen Zeiten, und das herrschende Sittenverderbniß. Wer kann ein Vergnügen finden, dessen Jammern man immer anhören, oder selbst mit ihm anstimmen muß?

Nur die Menschenliebe kann uns fühlbar für unglückliche Freunde machen, und nur darum können wir sie liebgewinnen.

Die unangenehmsten Menschen sind aber gewiß diese, denen nichts zu Dank gemacht wird. Sie finden nichts, wie es seyn soll; sind unzufrieden bey Tische, im Hause, und in all ihren Geschäften und Handlungen. Ihre Freunde,

de, die mit ihnen leben müssen, sind eben so geplagt, als ihre Domestiken, die sie zu bedienen haben; am meisten bedaure ich die Gattin eines so widerwärtigen Murrkopfes, oder den Mann so einer zänkischen Frau.

Man findet aber auch gerade das Gegentheil von diesen. Sie sind zu allem gleichgültig, und alles ist ihnen recht. Ich hätte eben so wenig Lust mit diesen als mit den vorigen zu leben, denn sie sind mir gar zu bequem.

Ich denke, man sollte entweder gar nie nachgeben, oder immer, wenn man mit andern gut auskommen will.

Leute, denen mans immer aus den Augen lesen soll, was sie wollen, und was ihr Vergnügen ist, taugen ebenfalls nicht zu einem freundschaftlichen Zusammenleben.

Man ist mit ihnen immer in Gefahr zu mißfallen, wenn man ihnen nur durch ein glückliches Errathen gefallen kann.

Es ist gewis ein sehr heikles Unternehmen, jemanden zu begnügen wollen, der nie sagt, was er will.

Eine vorzügliche Grundursache, die die Einigkeit unter Zusammenlebenden hindert, ist noch die, daß jeder Mensch die unbillige Foderung macht, alle andere sollen sich in das Joch seiner Meinungen und Launen schmiegen, ohne daß man sich nach andern richten will. So ist mancher Mensch der gefälligste und beste im Umgange; aber wie er lebt, muß man auch leben, und was er gewohnt ist, auch gewohnt seyn; widersprechen darf man ihm aber nicht.

Ich höre es recht gerne, wenn mir einer sagt, er kenne zween Freunde, die zusammen leben, und sich nie entzweyet haben; aber das kann nicht anders seyn, als einer von beyden muß dem andern nachzugeben wissen.

Faule

Faule Muße und Mangel an Verdienst sind die beiden Hauptquellen, aus denen die Uneinigkeit in Gemeinden entspringt. Leute, die arbeiten, und moralischen Werth haben, müssen nothwendig, ungeachtet aller Vorsicht, an Thoren und Unwissende anstossen, die sich ihnen stets im Wege stellen.

Mit dem Grundsatze der Gleichheit der Menschen, den man in Klöstern zur herrschenden Maxime gemacht hat, hat man auch gewissermassen die nicht minder herrschende Maxime von Unabhängigkeit und Stolz eingeführt, die der Absicht der Stifter und der Aufrechthaltung der Ruhe in dergleichen Gemeinden gerade entgegen läuft, denn jeder dünkt sich so gut als sein Mitbruder. Man kann ihm hart nachgeben; es wäre besser, wenn man in Klöstern den Grundsatz einführen könnte: ein jeder ist geringer als der andere, aber diese Maxime kann nur die Demuth allein festsetzen.

Wenn man machen wollte, daß der Mann von Verdienst für einen Thoren gälte, so dürfte man es nur dahin bringen, daß er mit ihnen leben müßte; dies wär das unfehlbarste Mittel. Man schließt allgemein von dem Charakter der Bekanntschaften auf den Charakter desjenigen, der dazu gezählt wird.

Sich für was ausgeben.

Eines Tages kam ein Mann zu mir, der in dem Rufe stund, daß er für alle Krankheiten helfen könne. Viele meiner Bekannten wußten es, daß er kommen würde; von diesen erfuhren es wieder andere Leute, und so kam alles

zu mir gelaufen, alles wollte den Wundermann sehen, und schon hatte jedes seine Krankheit, worüber er Rath geben sollte, und tausenderley Fragen wurden an ihn gestellt.

Daraus sah ich, wie gefährlich es sey, sich für etwas auszugeben; denn unter dem Vorwande, daß er mehr wissen wollte, als die Aerzte, foderte man auch, daß er von allem, was nur im Geringsten den Anschein oder Namen einer Krankheit hatte, Rechenschaft geben sollte. Noch schlimmer wäre es für ihn gewesen, wenn er alle die vorgelegten Fragen hätte beantworten wollen. Leute von dieser Art thun es sonst gerne; sie glauben, man müsse alles wissen, wenn man sich für einen Kenner in dieser oder jener Wissenschaft ausgiebt.

Es ist nicht möglich, daß ein Mensch, der für einen Allwisser gelten will, nicht hie und da seine Unwissenheit verrathe. Indessen ist die Welt voll dieser Menschen.

Ein Mann von Ehre giebt sich für nichts aus; er wartet mit Bescheidenheit, und kömmt der Gelegenheit nicht zuvor, wo er zeigen kann, was er ist, und was er weiß; auch nicht einmal jede Gelegenheit ist ihm dazu willkommen: Er antwortet, wenn man ihn um was frägt, und schämt sich nicht zu gestehen, daß er dies oder jenes nicht weiß, und sagt nie mehr, als was er wissen kann.

Zwo Extremitäten müssen Leute von Talent sorgfältig vermeiden: die Begierde sich zu zeigen, und eine gezwungene Bescheidenheit, sich zu verbergen.

Wer sich für was ausgiebt, ist immer ungerecht gegen sich; noch weniger läßt ihm aber das Publikum Gerechtigkeit wiederfahren; er legt sich Eigenschaften zu, die er nicht hat, und die Welt verkennt auch diese an ihm, die er wirklich hat.

Oft,

Oft, wenn man sich für etwas ausgiebt, das man nicht ist, verliert man das Verdienst und die Früchte davon.

Seyd tugendhaft, aber so, daß man nicht glaubt, ihr sucht den Ruf eurer Tugend.

Es ist eine große Ungerechtigkeit in der Welt, daß man von Priestern und Mönchen, wenn auch ihr Charakter der untadelhafteste ist, so gerne Böses urtheilt. Vielleicht ist das die Ursache, daß die Weltleute so urtheilen, weil die das Ordenskleid für eine Profession ansehen, die man treibt, um sich für etwas auszugeben.

Ich wünschte recht sehr — wenn es sich thun ließe —, daß man alles Gute, was immer in unserer Macht steht, thun möchte, aber ehe die Welt erfährt, daß wir es thun wollen.

Laßt mich nicht wissen, daß ihr an meine Besserung denket, und ich werde mich bessern.

Bedarfs der Tugend eines andern Antriebs, als der Tugend selbst? — Tugend und Eifer entwickeln sich von selbst; sie brauchen nicht Trompetenruf, sie der Welt anzukündigen; und keine Maschine, sie in Bewegung zu bringen.

Oft erzweckt man in seiner Sendung wenig Nutzen — blos durch den zu großen Eifer, den man dabey hat.

Ich tadle sie nicht, die sich zu Missionen gebrauchen lassen, oder in Einsamkeit leben, oder die auf heilige Erfindungen denken, um Früchte zu erzielen in den Seelen der Menschen; ich sehe es vielmehr für das Berufsgeschäft und die Pflicht eines Apostolischen Mannes an: allein — die Apostel gaben sich für nichts aus.

Erfindet alles, bildet tausend Geschöpfe aus eurer Imagination, aber gebt euch für nichts aus.

Die

Die Apostel bekehrten nicht durch das Geräusche ihrer Einsamkeit und Missionen, sondern durch sanfte Güte, Menschenfreundlichkeit, durch Demuth, und — wenn ich mich so ausdrücken darf — durch die Einfalt und Treuherzigkeit ihres Eifers.

Die Eitelkeit deren, die sich für was ausgeben, bringt noch eine andere schädliche Wirkung hervor. Sie verrathen dadurch, daß sie nur die Außenseite und die Schaale von dem haben, dessen sie sich rühmen.

Mancher junge Mensch, der wirklich viel Talente und Anlage zu den Wissenschaften hat, würde ein nützlicher Gelehrter werden, wenn er sichs nicht schon in der Schule einbildete es zu seyn.

Dieser Art giebt es tausende in allen Ständen und Geschäften. Sie tragen das glänzende Kleid einer Tugend, auf die sie stolz sind.

Daher läßt sich ganz richtig behaupten, daß es keine Häuchler geben würde, wenn sichs niemand einbildete, tugendhaft und devot zu seyn.

Ich wünschte nichts mehr — da doch alles Mode ist — jemand möchte doch auch einmal die Mode aufbringen, den Wirrwar von Empfindungen, Trieben, Keimen des Guten und Bösen im Herzen in Ordnung zu bringen: nichts würde die Einführung dieser Mode an Nützlichkeit übertreffen.

Allein das würde schwer halten; leichter war es, die Andacht zur Mode zu machen; aber dadurch lehrte man die Menschen meistentheils, sich mit einem geborgten Stralenglanze der Andacht zu schmücken. Es gefiel den Menschen um so mehr, da sie immer mehr scheinen wollen, was sie nicht sind, als was sie sind.

Es

Es geht mit dieser Mode, wie mit allen andern. Sie hat die nemlichen Folgen. Die Mode sich reich zu kleiden und einen übermäßigen Aufwand zu machen, stürzt in Armuth.

Spötter, und satyrisirende Menschen.

Es giebt Leute — und besonders ist ihre Zahl in unsern Tagen sehr groß — die glauben, recht viel Geist zu zeigen, wenn sie alles mit witzelndem Spotte verwerfen, und lächerlich machen. Erst vor kurzem führte mich einer meiner Freunde in eine Gesellschaft, wo ich ein Frauenzimmer antraf, die man durchgehends für eine Frau von großem Geiste hielt. Ich sah sie, und in diesem kurzen Besuche von nicht gar einer Stunde, machte sie sich über ihre Nachbarn, ihre Eltern und Verwandte, über den Hof, ihre besten Freunde, über den Krieg, über das ganze Menschengeschlecht lustig, und endlich kam denn auch die Reihe an mich selbst. Ich habe meiner Tage keinen seltsamern Auftritt gesehen; mein Freund bewunderte sie, und ich hatte Mühe genug meinen Unwillen zu bergen. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß mich noch kein Frauenzimmer mit den Ausbrüchen ihres Witzes so sehr ermüdet hat, als dieses. O ich weiß gewis, sagte mir mein Freund im Fortgehen: wenn Sie die Dame über andere Gegenstände zur Rede gebracht hätten, so würde sie ganz anders brillirt haben. Mein Freund sagte dies gerade aus dem Herzen, und war vollkommen überzeugt, man müsse, um böse zu seyn, viel Verstand haben. Aber er ist nicht

der

der einzige; tausende glauben es, und so müssen mittelmäßige Genies verderbt werden, und ins Böse ausarten.

Man braucht zum Bösen weniger Verstand als zum Guten. Den Bösen versieht sein eignes Herz mit so viel Stoff zur Bosheit, daß ihm kaum so viel Erfindungsgeist nöthig ist, Worte zu schöpfen, die seine Bosheit ausdrücken. Ein mittelmäßiger Geist glänzet, wenn ihn ein böses Herz unterstützt; aber dem, der ein gutes Herz hat, wird es gewis schwer, und es gehört viel Geist dazu, daß er nicht langweilig wird. Ich habe noch keinen gesehen, dem es so wenig an Geistesstärke gebrach, daß er allzeit gefiel, wenn er Gutes von den Leuten redte; obwohl nicht ganz unmöglich ist: aber man will sich die Mühe des Versuches nicht geben, ob man auch so gefallen könnte.

Ich habe Frauenzimmer gekannt, die all ihre Spötteleien und Zweideutigkeit, womit sie aus Bosheit über die Menschen herfielen, mit so viel Feinheit sagten, daß ich gewis war, daß sie mit nicht weniger Geist sprechen würden, wenn sie gut seyn wollten; aber es ist reine Bosheit, die sie daran hindert, und zum Bösen anspornt.

Man stellt uns oft gewisse Menschen als Vorbilder des Geistes vor, bey denen man nicht die geringste Spur von Geisteskraft finden würde, wenn man Satyre, Verläumdung und Witzeley wegrechnen wollte. Sie werden bewundert, weil sie überall etwas Lächerliches oder Böses aufzudecken wissen: aber das Lächerliche und Fehlerhafte einer Sache aufzuspüren ist viel leichter als das Gute zu finden. Es gehört eben nicht viel Geist dazu, das Böse in den Menschen zu sehen, denn des Guten ist, leider! nur allzuwenig; man darf nur die Augen aufthun, so sieht man auf einmal tausend lächerliche Seiten und auf-

fallende

fallende Fehler; aber die gute Seite an dem Menschen zu sehen, die viel seltner, und schwerer zu finden ist, dazu gehört ungleich mehr Geist.

Man würde keinem Menschen, der ein boshafter Spötter ist, Geisteskraft zuschreiben, wenn nicht die meisten Leute, von eigenem Hange zum Bösen hingerissen, zu gleicher Denkungsart geneigt wären, und ihnen daher glauben. Nicht der Scharfsinn und die Delikatesse (Feinheit) seines Witzes, sondern die Bösartigkeit der Zuhörer ist Ursache, daß man ihm einen hohen Geist zuschreibt. Man hilft oft selbst durch das Böse, das man seiner seits denket, einem hingeworfenen Gedanken auf, und will, daß ein — vielleicht nicht absichtlich böses — Wort, das nur jähling entschlüpft, unendlich viel bedeuten soll; so also trägt auch der Geist der Zuhörenden eben so viel bey, jemanden in den Ruf eines Mannes von Geist zu setzen, als sein eigener. Nun aber — kann man den für einen Mann von Geist halten, der zu dieser Ehre des Geistes anderer bedarf? — Eben so wenig, als man den freygebig oder reich nennen kann, der das Vermögen anderer verschwendet. Ueber das steht ein böser Mensch nicht darum in dem Rufe eines tüchtigen Kopfes, weil er neue, noch nicht gedachte Sachen sagt, sondern weil er nichts anders vorbringt, als was andere schon gedacht haben; — soll das der Beweis eines grossen Verstandes seyn? —

Aber warum finden denn boshafte, satyrisirende Spötter so viel Beyfall? — Vielleicht unser selbstwillen. Sie verschaffen uns Gelegenheit, uns auf Kosten eines andern lustig zu machen, ohne daß wir mit ins Spiel gezogen werden; wir haben ihnen vielen Dank, daß sie uns all das Vergnügen verschaffen, das darinn liegt, über seinen

Nach-

Nächsten lachen zu können, und sie alle Gefahr, und die daraus entspringende Folgen auf sich nehmen.

Darinn, daß man das Böse von seinem Nächsten sagt, liegt noch kein erhabner Geist, aber wenn man sein Böses aufdeckt, das er unter das Gute verhüllt, womit er groß thut: allein wenn ein Mensch nur diese und keine andere Absicht hätte, so würde er weder boshaft noch satyrisch seyn; er würde niemand beleidigen; und alle unterrichten.

In einem Werke, wo der Verfasser die Absicht hat, die Thorheiten und Fehler der Menschen zu schildern, wird jeder sein Bild darinn zu finden glauben; es ist unmöglich, von dem Menschen zu schreiben, ohne nicht auch hie und da ein ähnlendes Portrait aufzustellen; aber darum darf man nicht immer glauben, der Verfasser habe gerade den Herrn N. oder N. schildern wollen. Man sollte sich bey dergleichen Schriften so verhalten, wie man sich täglich im gesellschaftlichen Umgange beträgt. So vorsichtig man auch im Reden seyn will, so entwischt einem doch manches, das den Nächsten beleidigen würde, wenn man es ohne verdeckten Namen der Person und des Orts sagte; Leute also, die zu leben wissen, wenn sie auch etwas Böses von andern erzählen, decken doch den Vorhang nicht auf, der die Personen verhüllt. In einer Gesellschaft herrscht unter allen Gliedern eine gewisse Ehrlichkeit, auf die sich ein jeder verlaßt, daß man seine gute Meynung nicht übel deuten wird, und nur Leute, vom Zankgeiste besessen, Wortfängner nehmen alles nach dem Buchstaben. Darunter gehören alle die, die gleich, so bald ein moralisches oder kritisches Werk erscheint, errathen wollen, wen der Verfasser unter diesem oder jenem Bilde verstanden, in dieser oder jener Stelle angegriffen haben soll, und die ihm alles das in Mund legen, was sie sich einbilden,

daß er habe, sagen wollen. Menschen haben kein Recht, über Gesinnungen zu urtheilen — dies Recht ist dem Seher der Herzen vorbehalten.

Umgang mit dem Frauenzimmer.

Vor einiger Zeit traf ich in einer Gesellschaft zwey Frauenzimmer an. Man sprach da von einem Manne, der sehr viel Verdienste haben, und bey den Frauen sehr beliebt seyn sollte.

Es ist lächerlich von einem Frauenzimmer, wenn es stolz auf ihre schwache Tugend mit einer Stärke pralt, die ihm nicht eigen ist; wenn es sich einer Schwachheit unfähig glaubt, die mit ihm zur Welt kömmt, und die von Eigenliebe und Musse von Jugend auf genährt wird.

Es giebt kein Frauenzimmer, das nicht geliebt werden will; und darum giebt es auch keines, das nicht seine Anbether hat.

Ein Frauenzimmer liebt eben nicht allzeit ihre Anbether; aber sie hasset sie auch nie so sehr, als sie sich von ihnen geliebt dünkt. Alle Entschlossenheit eines Frauenzimmers hält gegen die Standhaftigkeit eines feurigen Liebhabers nicht aus. Wen sie mit einer Hand von sich stossen, ziehen sie mit der andern wieder zurück. Alle Schönen thun spröde, und scheinen grausam zu seyn, aber sie sind zu ihrem eigenen Unglücke nie so sehr, als sie es seyn sollten.

Wenn ein Frauenzimmer nicht das Temperament tugendhaft erhält, so bleibt ihm nichts übrig, als die Gelegenheit

genheit zu fliehen; im Kampfe wird es — fast allemal — erliegen.

Das Temperament ist eine sehr schwache Stütze der Tugend — ein treuloser Keuschheitswächter; man muß ihm niemal zu viel trauen. Die Gefälligkeit (complaisance) giebt oft das leichtsinnig hin, was das Temperament dem Ungestümmen versagt, und es wird auch nicht lange dem Bittenden verweigern, was ihm die Gefälligkeit zugesagt hat; — so oft besiegt wird endlich das Temperament verwechselt.

Wer einmal in diesem Punkte sein Temperament vertauscht hat, der geht viel weiter, als der, den sein natürliches Temperament leitet: ein streitig gemachter Sieg ist viel vollkommner und dauerhafter, als der, den man durch eine freywillige Uebergabe erhält.

Die Eitelkeit ist an mehr Galanterien Ursache, als Ausschweifung und Wohllust; man würde niemanden lieben, wenn man sich nicht selbst liebte.

Manche Frauenzimmer sind künstlich genug, daß sie oft auf einmal durch eine zweifache Galanterie ihre Eitelkeit und ihre Liebe zum Vergnügen befriedigen, aber wenn es auf die Wahl ankäme, würde das vorgezogen werden, was der Eitelkeit Genüge thut; hierin haben die Frauenzimmer ungleich mehr Stärke als die Männer.

Die Eitelkeit bleibt immer die herrschende Leidenschaft des schönen Geschlechts, aber nicht allzeit des männlichen.

Verdienst und Ansehn müssen bey einem verliebten Frauenzimmer öfters nachstehen, und ein Liebhaber, der weder eines noch das andere hat, macht sein Glück dabey. Indessen, wenn man auch jene, die der Eitelkeit der Frauenzimmer nicht so sehr Genüge thun, nicht so lange schmachten läßt, so stehen sie auch eher in Gefahr,

 einem

einem andern aufgeopfert zu werden; denn jedes Frauenzimmer, so ausschweifend es auch ist, wird die Tugendhafte spielen, wenn es um ihr Interesse oder ihren Stolz zu thun ist.

Ein Frauenzimmer, das auf Ehre hält, vergißt nichts weniger, als die Gunstbezeugungen, die man von ihr erhalten hat; und ein galantes Frauenzimmer vergißt nichts leichter als diese.

Alles was der Eitelkeit schmeichelt, gefällt einem galanten Frauenzimmer; sie hält die schändlichste Ausschweiffung für ruhmvoll, wenn nur etwas auszeichnendes darinn ist — ein falscher Schimmer von Ansehn, Größe, Verdienst, der ober dem schwarzen Fleck der Schande glänzt.

So getreu ein ehrbares Frauenzimmer ihrem Liebhaber ist, so treulos ist eine galante Frau.

Bey einem galanten Frauenzimmer darf man sich nicht mehr Vorzugs schmeicheln, als bey einem Kaufmann. So heilig auch dieser verspricht, die Waare aufzubehalten, die man sich ausgesucht hat, so wird er sie doch mit Vergnügen dem Nächstbesten geben, der ihm mehr bietet.

Untreue ist auf beyden Seiten — dem männlich- und weiblichen Geschlechte; nur sind die Männer oft so ungerecht; daß sie über die geringste Galanterie ihrer Gebieterinnen Rache schreyen, sie selbst aber ungestraft ausschweifen zu dürfen glauben. Ein Mann, der täglich seiner Geliebten treulos wird, klagt über ihre Untreue, zürnt, rast, und spricht von nichts als Gift und Dolch. Er, der niemal getreu blieb, will eine Untreue mit dem Tode rächen.

Das

Das ist die gewöhnliche Ungerechtigkeit der Liebhaber und Ehemänner. Sie bilden sich ein, ein ausschließendes Recht zur Treulosigkeit zu haben, und mißhandlen oft ihre Gattinnen oder Geliebte auf das grausamste wegen einem Verbrechen, wovon sie ihnen ein tägliches Beyspiel geben.

Erniedrigendes Mißtrauen und Eifersucht machen eine Frau nicht tugendhaft; sie dienen nur dazu, daß sie ihre Liebeshändel sorgfältiger geheim hält. Das einzige Mittel des Mannes, die Tugend seiner Gattin zu erhalten, ist seine eigene Tugend, und ein großmüthiges Zutrauen.

Die erste Sorge der Liebhaber ist ihre Geliebten zu hintergehen, und zu verhüten, daß sie nicht von ihnen betrogen werden.

Gegenseitige Hochachtung ist das einzige Band, das die Eintracht unter Liebenden und Verheuratheten erhält; die Liebe selbst — stiftet oft Zwietracht unter ihnen. Die Liebe hat ihren gewissen Zeitpunkt, aber die Hochachtung dauert immer fort.

Zu viele — ungestümme — Liebe, die man gegen Frauenzimmer äußert, ist mehr ungelegen als angenehm: Das Uebermaß der Liebe ist nicht immer ein sicheres Mittel; sich Gegenliebe zu erwerben; man zeigt oft mehr Liebe, wenn man weniger fühlt.

Criton, ein Jüngling voll edlen Geistes und großen Eigenschaften ist sterblich in Cleonen verliebt, und doch wird er von ihr nicht geliebt; was ist die Ursache? — Er liebt zu aufrichtig, sein Herz ist zu voll und sein Geständniß zu ungeschminkt; er würde mit weniger Bestreben glücklicher seyn, wenn er auch so falsch seyn könnte, als sie ist.

Wer

Wer nur Liebe zeigt, aber keine im Herzen fühlt, legt seine Netze viel sicherer aus, und die Beute ist ihm gewisser: denn gefallen ist eine Kunst, dazu Kaltblütigkeit und Vernunft gehört, wenn man ans Ziel gelangen will, und die Leidenschaft raubt uns beydes; sie macht uns unfähig die Regeln dieser schweren Kunst zu lernen, und sie glücklich in Ausübung zu bringen.

Die Kunst zu gefallen, würde ganz überflüßig seyn; man würde sich nicht bestreben dürfen, der artige Affe aller Frauenzimmerthorheiten, und der unglückliche Sklave ihrer kindischen Launen zu seyn, wenn man immer nur honnette Frauenzimmer liebte, oder allzeit Gegenliebe erhielt.

Ein Gelehrter behauptete einst, daß der Verstand in der Liebe sehr dienlich sey; aber ein Stutzer erwieß ihm entgegen, daß er da mehr schade als nütze, und die Wahl unsrer Schönen scheint mir wirklich diesen Gegensatz zu bestättigen.

Sie lieben nicht Verstand und Tugend, ein gutes Herz und Weisheit. Nein! sie sehen nur auf Geld und Jugend, auf Affenwitz und Papageyen Kunst. Nur das Verdienst verschaft uns ihre Gunst an Thorheit ihnen gleich zu seyn.

Man kann nie zuverläßig wissen, ob man geliebt wird oder nicht; alle die Beweise der Liebe, so stark, so unläugbar sie auch seyn mögen, geben dem mistrauischen Herzen des Liebenden keine vollkommene Versicherung von Gegenliebe.

Welch ein wunderlicher Eigensinn der Liebenden! — Sie wollen geliebt werden; fodern alle nur erdenkliche Beweise der Liebe; sie sind nie so ganz zufrieden, daß ihnen nicht etwas zu wünschen übrig wäre, und wenn sie

am

am Ziele all ihrer Wünsche sind, sind sie noch weniger zufrieden.

Die Freuden der Liebe gehen nicht im Zirkel herum; wenn man ihre Bahn durchlaufen hat, am Ziele steht, erwartet öfter den raschen Läufer Unlust, Mißvergnügen, Schmerz und Reue, die verflossenen Augenblicke der seligsten Liebeswonne kehren nicht mehr zurück, man sieht sich traurig am Ende, und kann nicht mehr da anfangen, wo man es gelassen hat.

Die Liebe reibt sich selbst auf; man schmeckt nicht mehr ihre Seligkeiten, wenn man schon im Besitze aller seiner Wünsche ist. Die Flamme lodert nur so lange, als sie Nahrung hat, und verlischt von selbst unter der Asche der Körper, die sie zerstört hat.

So lange das Herz noch wünscht und sehnet; die rasende Begierde das Blut in den Adern jagt, flammt auch die Liebe aus dem lüsternen Auge, und röthet die Wange mit Morgenglut der Sonne; doch wenn das Maaß der Freuden überrinnt, das Herz übersättigt ist, und das Schweigen der Begierden die Stimme der Vernunft hören läßt, wenn der Sturm der Leidenschaft sich gelegt hat, und das brausende Blut ruhiger fließt, denn treten Ueberlegung und Calculation aus ihren Winkeln hervor; man fängt an mit eigenem Auge zu sehen, und bewundert nicht mehr durch das Verschönerungsglas der Einbildungskraft idealische Reitze — der Zauber verschwindet, man erwacht und schaudert vor der Blöße der Wahrheit zurück.

Durch das allzu große, unablässige Bestreben, jemanden von der Stärke seiner Liebe zu überzeugen, macht man sich mehr überlästig als beliebt, und zuletzt gar verächtlich; man schätzt den Werth der Liebe nicht mehr, wenn man

man nicht mehr daran zweifeln darf. Die Erfahrung bestättigt es nur zu oft, daß mancher Liebhaber weniger artig ist gegen sein Mädchen, als gegen andere, wenn er sich vollkommen von ihr geliebt weiß.

Man kann dem Vergnügen zu lieben widerstehen; aber nicht dem, geliebt zu werden.

Die Liebe des Gegentheils führt uns ein groß Stück Weg weiter, als die Liebe, die man selbst dafür hat.

Es ist ein allgemeiner Irrwahn — allgemein unter den Schülern der Welt, die noch zu wenig Menschen- und Lebenskenntniß haben — daß Gegenliebe der Beweiß des Verdienstes sey: o wie falsch ist dieser Wahn! — Wenn man alle die, die im Besitze ihrer eroberten Herzen sind, auf die Waage legte, so würde die Schale der Thoren weit über die leichtere der Vernünftigen überschlagen.

Eine schöne Person gefällt oft weniger, als eine andere, weil sie sich von ihrer Eitelkeit hat bereden lassen, sie müsse gefallen.

Nachahmung.

Einige ahmen alles nach, was sie andere thun sehen; und wieder einige verachten alles, was andere thun. Sie bedürfen keines bessern Grundes, etwas nicht zu thun, als den, daß es ein anderer schon vor ihnen gethan hat. Beyde sinds Thoren, aber doch sind mir die ersten, die Nachahmer, für das gesellschaftliche Leben lieber, als die letzten, die nichts nachahmen wollen.

Die Mode ist eine allgemein berechtigte Nachahmung; es scheint daher daß der, der sich nicht nach der herrschen-

den

den Mode bequemen will, sich ein besonderes Ansehen über alle andere zu geben sucht.

Es giebt Manieren und Mienen, die niemand nachahmen will, und man ahmt sie doch nach wider Wissen und Willen. Es giebt aber auch solche, die alles nachahmen will, und doch nimmt sie niemand an. Den Beweiß davon haben wir tausendfältig. Man nimmt sich oft eine gezwungene Aussprache an, worüber man andere belacht, aber doch ist man Nachahmer; vielleicht weil man sie von einem Fremden gehört, oder sie ein paar Herrchen von ihren Reisen mitgebracht haben. Erscheint irgend ein großer Mann, der sich durch sein Eigenes ganz von andern auszeichnet, so will ihn alles nachahmen; aber die Copien gerathen meistens sehr schlecht.

Man nimmt gewöhnlich die Fehler und das Schöne derjenigen an, die man nachahmen will, das ist schon eine alte, bekannte Wahrheit. Aber warum dies? — Ahmt man vielleicht darum eher die Fehler als die Tugenden anderer nach, weil die Tugend schwerer nachzuahmen ist? — Ich denke, nein. Nicht die Schwierigkeit der Tugend, sondern meistens der schlechte Geschmack der Nachahmenden ist Schuld daran.

Warum findet der Mann von seltenen Verdiensten so wenig getreue Nachahmer? — Weil so wenig Menschen im Stande sind, seine Verdienste zu kennen, und sie nach ihrem Werthe zu schätzen.

Man muß schon selbst Verdienst haben, um das Verdienst zu kennen; aber wie vielmehr gehört nicht dazu, um es nachzuahmen?

So bald jemand in der Welt für einen Mann von Verdienst gilt, so regt sich auch in aller Herzen der geheime Nacheifer, ihn nachzuahmen; aber jeder ahmt nur

das

das von dem Verdienste eines andern nach, was ihm begreiflich ist. Jene, die die Art nachahmten, wie Alexander den Kopf trug — und sie ließ ihm sehr übel — blieben dabey stehen, weil ihr Geist nicht weiter reichte.

Wenn man Jemanden nachahmen will, nimmt man ihn gemeiniglich von der Seite, der man am nächsten ist, wo man ihn am ehesten nachahmen kann. So wie die Aussenseite zu erst in die Augen fällt, so ahmt man sie auch zu erst nach, und immer nur die, und oft ist sie alles, was man an einem Menschen nachahmt. Man glaubt oft das ganze Verdienst eines Menschen sich eigen gemacht zu haben, wenn man so gehet oder so redet, wie er. Einige machens ihm in Kleidung, andere im Gange, und andere den Ton seiner Stimme nach; wenige gehen weiter hinaus.

Was immer Leute vom Stande für ein Air haben, gut oder schlecht, so wird es ihnen von gemeinen Leuten nachgeahmt, und die Airs der Gelehrten sind der Nachahmungsgegenstand all der faselnden Witzlinge, die für schöne Geister wollen gehalten werden.

Wie lächerlich, wenn ein Krämer oder Kleinbürger die Airs eines Mannes vom Stande affektirt! aber noch lächerlicher ist es, wenn sich ein Mensch, der der Welt abgesagt hat, damit ziert. Sie fallen schon im Bürger unangenehm auf; aber im Mönche erregen sie vollends die Galle.

Die Thorheit, seinen Stand zu vergessen, ist ungleich lächerlicher, als wenn man die Natur über ihre Kräften anstrengen will.

Jeder Stand und jedes Naturel hat Eigenschaften, die nur ihm gehören; man kann diese also niemals ablegen,

gen, ohne seiner Pflicht oder dem Wohlstande zu nahe zu tretten.

Man muß sein Naturel verfeinern und bessern, aber es nicht zwingen; man muß das Fehlerhafte ablegen, aber das Natürliche beybehalten. Ich will lieber einen Naturfehler an einem Menschen sehen, als eine gute Eigenschaft, die er affektirt.

Laster und Verbrechen nehme ich aus; sonst aber ist alles gut, was man von der Natur hat, so lang es natürlich bleibt.

Man kann die Tugend, die Herzhaftigkeit nachahmen, aber nicht das Naturel.

Man kann Original werden, wenn man bey seiner Natur bleibt, aber wenn man diese verläßt, wird immer eine schlechte Copie daraus.

In allem, was natürlich ist, liegt eine gewisse, ihm eigene Art von Vollkommenheit; aber um diese zu erlangen, muß man sich selbst studiren und kennen; allein alle Menschen beschäftigen sich mit dem Studium ihrer Nebenmenschen, und darum gelingt es so wenigen, sich zu dieser Vollkommenheit zu schwingen.

Jede Gemeinde hat eine Art von Modell, nachdem sie sich richtet. Die Weltpriester haben eine andere Art zu predigen, als die Capuziner, diese wieder eine andere als die Dominikaner, und anders als diese tragen die Jesuiten ihre Reden vor, alle diese, die einerley Beruf haben, erkennen einander im Predigtvortrage, und ähnlen einander.

Schwerlich wird das, was unter so verschiedenen Leuten das Nemliche ist, allen natürlich seyn.

Eben das kann man auch von jeder Familie, und von jeder Provinz sagen.

Nichts

Nichts beweiset die Schwäche des Menschen deutlicher, als sein Hang zur Nachahmung.

Tobak und Caffe sind heut zu Tag allgewöhnlich, ungeachtet man auf beyde in Rücksicht der Nützlichkeit nicht viel hält; man kann sagen, daß ihre Wirkung, zu der sie am meisten beytragen, keine andere ist, als uns zur Nachahmung zu reizen; nur dazu taugen sie.

Einige Leute werden böse, wenn sie von andern thun sehen, was sie nicht thun, und einige zürnen hingegen, wenn andere es ihnen gleich machen.

Wenn man etwas thut, das Ehre macht, so wird man böse, wenn andere das nemliche thun; und thut man etwas, das keine Ehre bringt, oder worüber man gar erröthen muß, so wird man böse, wenn andere das Nemliche nicht thun wollen.

Dieser Eigensinn rührt nicht blos von dem eigenthümlichen Charakter der Seele ab.

Es ist Eitelkeit — eben die nemliche, die einige reizt alles nachzuahmen, und andere von aller Nachahmung zurückhält.

Die steifen Alten mit großen Perücken, breiten Aufschlägen, und aufgerollten Strümpfen, die die übergebliebenen Stutzer eines verflossenen Jahrhunderts sind, geben uns den überzeugendsten Beweis. Man betrügt sich oft, wenn man glaubt sie verachten aus Kargheit die Moden; — es ist meistentheils ihre Eitelkeit.

Die Eitelkeit, die einen Menschen zum Sonderling macht, ist viel unverträglicher, als jene, die ihn zum Affen macht. Im ersten herrscht verachtender Stolz, da im andern nur Eitelkeit liegt.

Oft ahmt man andern nur darum nach, um sich selbst von diesen auszuzeichnen, die man nachgeahmt hat.

Man

Man glaubt, es mache mehr Ehre, sich von andern durch Nachahmung auszuzeichnen, als wenn man sie nicht nachahmt; denn so besiegt man sie mit ihren eigenen Waffen. Vielleicht ist das auch die Ursache, daß es mehr Nachahmer, als Verächter der Nachahmung giebt.

Etwas mit Geschmack und guter Wahl nachzuahmen gehört nicht weniger Verstand dazu, als zur Erfindung.

Wer vollständige Kenntniß der Sache hat, die er nachahmt, ist auch im Stande, zur Erfindung eines andern von der seinigen hinzuzuthun, und sie zu verbessern, und so eine Nachahmung bringt oft eben so viel oder mehr Ehre, als die Erfindung selbst.

Wer nicht immer als Kind sich am Gängelbande schleppen läßt; wer selbst denken gelernet, und einen originellen Geist hat, wird weniger nachahmen, wenn er sich etwas, von seinem Gefühle fürs Schöne und Wahre überredet, zum Vorbild nimmt, wird es mit einer ihm eigenen Freyheit nachahmen; seine Nachahmung wird selbst wieder Erfindung.

Eine gezwungene, ängstliche Nachahmung verräth einen schwachen knechtischen Geist; daher die zahllose Menge elender Copien.

Originalität ist nicht jedem eigen; sie ist so ein seltnes Talent, als die Gabe zu gefallen, und beynahe ein sicheres Kennzeichen der werdenden Größe. Aus jedem Fache findet man unzählige Stümper unter den Nachahmern; selten — oder gar nicht — bleibt ein origineller Kopf auf der untersten Stuffe stehen.

In allem Unterrichte — was immer für einer Kunst oder Wissenschaft — weiset man den Schüler zur Nachahmung an; aber oft läßt man ihn von da nicht weiter gehen, und denn — bleibt er ewig Nachahmer. Die

Bequem-

Bequemlichkeitsliebe des Menschen hilft selbst schon dazu; es erfodert viel weniger Mühe, sich tragen, oder führen zu lassen, als selbst zu gehen; wie wenn nun Gewohnheit dazu kommt, panische Furcht, man möchte fallen, wenn man über das Geleise hinaustråte — denn kann nie was bessers daraus werden, als ein mittelmäßiger Stümper. Es kömmt mir gerade so vor, als wenn man ein Kind immer am Führbande weisen wollte — noch als Knabe — Jüngling weisen wollte — und endlich würde der Mann auch noch am Bande geschleppt daher wackeln: Er würde nicht aufhören Kind zu seyn.

Kann man den Nachahmungssüchtigen wohl was Empfindlichers sagen, als was Horaz von ihnen in seiner Dichtkunst sagt? — Sein Servile imitatorum pecus sollte jedes junge Talent bewegen, aus dem Gängelwagen zu steigen, um frey den Weg zur Größe anzutreten.

Verstand.

Der Schwarm summender Kleingeisterchen ist eben so groß, als das Mückenvolk, aber wo ist der, der glaubt daß er auch dazu gehöre? —

Sie schlüpfen hervor, diese Alltagsgeschöpfe, wie der Schmetterling aus seiner Larve, flattern den wonnigten Sommertag ihres Lebens herum, bewundern ihre Schönheit, und am Abend sind sie nicht mehr. Ihr Verschwinden ist aber auch eben so unbedeutend als ihr Entstehen, und ihr Daseyn das Vergnügen Weniger, die Lust daran haben, ihre Wände damit zu zieren.

Auch

Auch diese dienen zu nichts, als glänzende Meubles in philosophischen Hörsälen zu seyn, die Vorzimmer der Großen zu füllen, und die Toilette der Damen und Fräuleins zu zieren.

Die erste Schmeicheley, die der Mensch sich sagt, so bald er sein Selbst fühlen anfängt, ist, daß er sich beredet Verstand zu haben, und diese Schmeicheley ist auch die erste, die uns unsere Freunde vorsagen.

Nichts ist schwerer, als entscheiden, daß ein Mensch keinen Verstand habe. Jeder Mensch, wenns ihm auch noch so sehr am Geiste fehlt, scheint bisweilen welchen zu haben. Der geringste Flimmer von Verstand läßt vermuthen, daß der verborgene Grund gut sey.

Es ist Schade um einen schönen Kopf, darinn kein Hirn ist; er hat oft alles: Augen, die sprechen, Lippen, die sprechen, eine sehr geschwätzige Papageyenzunge, und alles, was spricht — sagt: es fehlt mir am Verstande.

Wer keinen Verstand hat, und doch nicht will, daß es die Welt wissen soll, den will ich ein untrügliches Geheimniß lehren. Er darf nur schweigen, und alles wird glauben daß er Verstand hat, denn gewöhnlich urtheilt man vom Stillschweigen viel besser als vom vielen Reden.

Wer viel redet, muß viel Verstand haben, wenn in allen seinen Reden Verstand seyn soll; wer aber nicht viel redet, braucht nur mittelmäßigen Verstand, und er wird immer hinlänglich seyn.

Ein Frauenzimmer von der großen Welt wird überall als eine Person von sehr viel Verstand erscheinen, wenn man von ihrer Redensart auf ihren Geist schließen will; aber es ist nur zu oft das Blendwerk einer gewissen Rutine im Reden, die sie von der großen Welt übrig hat.

Es

Es ist nicht genug, daß man Verstand hat, um gut zu reden; es ist auch nicht genug gut zu reden, um zu beweisen, daß man Verstand hat. Man lernt die Sprache der großen Welt und den Hofton, wie man ein Mährchen oder ein Lied auswendig lernt.

Ein Mensch, der wirklich erstaunenswürdig viel Geistes Anlage, aber keinen Umgang mit der großen Welt hätte, wird in einer Gesellschaft seine Fassung verlieren, wo ein Thor glänzen wird.

Der Geist fodert nicht weniger Uebung als der Körper, um sich zu entwickeln. Man kennt einen Landbewohner, der nie aus seinem Dorfe kam schon gleich an der Art sich zu präsentiren, oder seine Aufwartung zu machen; und ein unkultivirter Geist hat eine eben so plumpe Art, die gleich in die Augen fällt: indessen muß man aber von der unpolirten Miene eines Menschen nicht gleich auf den üblen Bau seines ganzen Körpers schließen, und eben so falsch wäre auch der Schluß, wenn man sagen wollte: der Mensch hat keinen Verstand, weil er ihn nicht zu äußern weiß.

Man könnte leicht entscheiden: der hat Verstand; der keinen, wenn alle Menschen darüber einstimmig wären; was man unter den Worten: **der Mensch hat Verstand**, verstehen soll; aber so urtheilt jeder nach seinem Geschmack, und seiner Denkkraft. Bey manchem Frauenzimmer gilt ein Mensch, der faden Witz und elende Spaße anbringt, für einen Mann von Geist, und alles Natürliche heißt an ihrem Nachttische Kleingeisterey.

Obwohl alles Verstand zu haben glaubt, verräth man sich doch oft, und giebt durch die Art, wie man sich mit Leuten von Verstande in Verbindungen einläßt, deutlich

zu erkennen, daß man selbst nicht genug Verstand habe, um sich allein zu erhalten.

Die meisten unserer Schöngeister bringen kaum ein Werkchen von etwelch Bogen zum Vorschein, wo nicht die berühmtesten Schriftsteller älterer und neuerer Zeiten zitirt sind. Thun sie es nun, um diesen großen Männern eine Ehre zu erweisen? — Ganz und gar nicht; es geschieht ihrer eigenen Ehre wegen. Man glaubt, das heiße schon selbst viel Verstand haben, wenn man Männer von großem Geiste kennet und sie lobt; aber leider lobt man sie oft, und ist nicht im Stande, gründlich davon zu urtheilen, und vielleicht weiß mancher, der den Voltair, oder Schaftesbury zitirt, nur so viel, daß Voltair Voltair geheißen hat; daß dieser ein Franzos, jener ein Engelländer war.

Einen ganz entgegen gesetzten Charakter haben die Critiker — die Gegenfüßler der erstern. Sie glauben, man lege die beste Probe seines Verstandes ab, wenn man Leute von Verstand tadelt. Ich möchte nicht entscheiden, wer mehr Verstand hat, der alles tadelt, oder der alles lobt; aber das ist richtig, daß einer wie der andere zu wenig zu haben glaubt, um sich durch sein Selbst einen Werth zu verschaffen. Die ersten scheinen mir jenen schwachen, furchtsamen Menschen zu gleichen, die sich an den Günstling halten, um sich empor zu schwingen, und die andern jenen, die Cabalen dagegen schmieden. Sich entweder zum Sklaven, oder zum Feinde des Glücks eines andern machen zu wollen, bleibt immer ein deutlicher Beweis, daß man mit seinem Glücke nicht zu frieden ist.

Das Lächerliche das Moliere in seiner Republik der gelehrten Frauen gezeigt hat, davon das erste Gesetz

 war,

war, daß niemand Verstand haben soll, als sie, und ihre Freunde, dieses Lächerliche findet sich allenthalben. In allen kleinen Städtchen giebt es einen Zirkel von Leuten, die wollen, daß aller Verstand nur in dem engen Kreise ihrer kleinen Gesellschaft eingefangen sey. Alle andere die nicht von ihren Spielparthien, Schmausereyen sind, die keinen Umgang mit ihnen haben, sind in ihren Augen schwache Geister. Ja in einigen Orten giebt es wohl vier und fünf solcher Gesellschaften zugleich, wovon jede steif glaubt, daß der Verstand vom ganzen Städtchen nur ihnen gehört, und in ihrem Zirkel gesucht werden müsse. Ein Fremder hat gleich die Ehre für einen Dummkopf gehalten zu werden, wenn er nicht an die gelehrte Bank des Orts addressirt ist; wenn mehrere Zirkel sind, und er wählt vorzüglich einen, so macht er sich die andern zu Feinden, und geht er gar nirgends hin, so wird er der Gegenstand des allgemeinen Gespöttes.

Es giebt wenig Leute, die nicht gleich dieses Lächerliche an sich verrathen, wenn man sie nur ein wenig kennt; vorzüglich zeichnen sich ein großer Theil Autoren damit aus: Manchen rüstigen Schreiberling über die besten Schriften schmälen, und seine litterarischen Taglöhner Arbeiten anpreißen. Aber wer verdient diesen Vorwurf wohl gründlicher, als die Recensenten? — Diese, die bey einem Glase Wein über ein Werk urtheilen, worüber der Verfasser Jahre lang gedacht hat, sprechen jeder Schrift ihren Werth, und dem Verfasser Geist ab, wenn sie ihn nicht verstehen, oder wenn sie fürs Gegentheil bezahlt sind.

Es ist mir immer der schätzbarste Beweis von der edlen Denkungsart eines Menschen, wenn sein Herz so ge-

recht

recht ist, daß er auch seinem Feinde den Verstand nicht abspricht, wenn er ihn da findet.

Man erlangt nicht so bald den Ruf eines großen Geistes, als den eines Schöngeistes; ein Epigram, ein Lied, verschaffen bald die sehr unbedeutende Ehre dieses Namens; aber zur Würde eines Mannes von Geist gehört viel mehr; man muß ein gesetztes Betragen und tiefe Einsicht zeigen.

Es giebt daher viele schöne Geister, denen es am Geiste fehlt, und sie sind uns der warnende Beweis, wie sehr die Schöngeisterey dem Verstande schadet. Man verläßt allzugern das Solide, wenn man sich mit Kleinigkeiten begnüget.

Es giebt Leute, in deren Umgange man immer Geist hat; und andere, wo's einem immer daran fehlt.

Man lernt den Geist wie alles andere. Eine Gesellschaft, wenn sie sonst nicht im besten Ansehen stund, wird geistvoll, wenn ein Mann von großem Geiste dabey präsidirt.

Einsamkeit ermüdet einen großen Geist, und einen mittelmäßigen erstickt sie vollends.

Der nicht alles im Stande ist, was er anfängt auszuführen, verdient nicht, ein großer Geist zu heißen.

Es giebt Geister, die in einem gewissen, ihnen eigenen Fache, eminiren, und in einem andern kriechen, das liegt in der Beschränktheit des menschlichen Geistes; es ist daher thöricht, als Mensch nach der Ehre ringen, ein Universalgeist zu seyn. Die Leiter des Wissens geht himmelan, und ehe der Mensch die höchste Stufe erreicht, ist er nicht mehr. Man kann zwar zu allem eine glückliche Anlage haben, aber der, dessen Geist zu allem fähig ist, wird sich zu beschränken wissen.

Man wird selten einen Menschen finden, der die Schuld seinem Mangel an Geisteskraft beymißt, wenn ihm etwas nicht gelingt; man wendet eher seine Nachläßigkeit, oder den Drang der Geschäfte vor. Wie oft hörte ich nicht Leute, die noch nicht einmal ihr Deutsch gelernt hatten, sich beklagen, daß sie von ihren Eltern nicht zu den Studien sind verwendet worden. Es ist ewig Schade um meine Talente, hörte ich manchen sagen, ich würde einer der ersten Gelehrten geworden seyn; — und er hat es doch noch nicht einmal zum vernünftigen Menschen gebracht.

Wenn man die Erfahrung gemacht hat, und durch sie überzeugt ist, daß man in einer Sache nicht durch dringen kann, so nimmt man seine Zuflucht zu einer Erfahrung, die man nie machen wird, um die Welt zu bereden, man würde in einer anderen Sache besser fortkommen.

So schwer es auch hält, daß der Mensch dem Menschen die Ehre des Verstandes zugesteht, so giebt es doch überall Leute, von denen der Ruf sagt, sie haben mehr Verstand als andere. Wie sie sich aber in diesen Ruf haben setzen können, bleibt beynahe ein Räthsel, denn bis ihnen einer diese Ehre abtritt, sind dreyßig da, die sie ihnen streitig machen.

Geisteswerke.

Es ist nicht genug für einen Schriftsteller, daß er Geist habe, wenn seine Werke ihren Zweck erreichen sollen; dazu wird auch Erziehung erfodert, und ein weiser Führer, der frühzeitig den Geist leitet, denn so gut er auch seyn mag,

mag, so ist er doch vor Ausschweifung und Irrwegen nicht sicher, wenn er sich selbst ohne Zurechtweisung überlassen ist. Oft erhalten die Arbeiten des Jünglings den Beyfall aller seiner Mitschüler, selbst des Lehrers; so wird er stolz, selbstgenügsam, und bleibt da auf der niedrigen Stufe stehen, wo ihn die Eitelkeit aufhält, wenn nicht ein Mann von tieferen Kenntnissen Mitleiden mit ihm hat, und ihm die Fehler gerade in denjenigen Arbeiten zeigt, die ihm den Beyfall erworben haben.

Daß so viele Kathedermänner, und Stubenphilosophen nicht für den Umgang im gesellschaftlichen Leben gemacht sind; daß manchmal all ihre Gelehrsamkeit nur Schulprunk ist, und der Menschheit wenig Nutzen schaft, ist nicht die Folge von Geistesmangel; es fehlt ihren Schriften nicht an Stärke der Beredsamkeit, aber es fehlt ihnen an Erziehung. Sie sehen die Welt durch die enge Spalte ihres Dachfensterchens, und studiren das menschliche Herz aus Büchern, nicht aus Erfahrung. Sie täuschen sich daher in vielen Sachen, und sind oft weniger Menschenkenner, als der unstudirte, der aus Erfahrung den Menschen kennen lernt. Aber diese Erziehung, diese Bildung, des Gelehrten zum Menschen erhält man nicht überall, und nicht zu allen Zeiten. Wenn einmal ein gewisses Alter vorbey, wo der Mensch der Eindrücke empfänglich sich noch bessern läßt, hört alle Hoffnung zur Besserung auf; man beharrt eigensinnig auf seinen Irrthümern, ist selbst stolz darauf, wenn man über die Pflegejahre des Herzens hinaus ist; man ist der Besserung eben so wenig mehr fähig, als ein vernachläßigter Baum nie mehr geradstämmig werden wird.

Die meisten Leute schreiben schlecht; weil sie zu gut schreiben wollen; die Natur hat uns Reichthum der Gedanken

danken gegeben, und die Sprache ist reich an natürlichen Ausdrücken, es kömmt also nur darauf an, die Ausdrücke zu kennen, die in der Sprache sind, und mit treffendem Geistesblicke die Gedankenreihe der Seele übersehen zu können; aber die meisten Leute, die schreiben, wissen nicht einmal, wie die Sprache denkt, noch wie sie sich ausdrückt. Sie verwerfen oft einen Gedanken, weil er natürlich, und einen Ausdruck, weil er einfach ist — gerade aus dem einzigen Beweggrund, warum sie ihn wählen sollten. Virgil gefällt mir weit besser; wie er ein kleines, schalkhaftes Mädchen beschreibt, die mit Aepfeln wirft, damit sie bemerkt wird; als Tasso, wie er seinen Tankred schildert, der zu Clorindens Füßen verzweifeln will.

Eine Kleinigkeit im leichten Kleide der Natur, gefällt mir besser als ein gezwungenes, übertriebenes Wunder.

Daher verfehlt mancher Redner seinen Zweck; eine Stelle, wo er seinen Zuhörern Thränen ablocken wird, bewegt sie oft zum lauten Lachen. Ich habe schon mehrere Trauerspiele gesehen, wo ich mich des Lachens nicht enthalten konnte, und Possenspiele, die allen Scherz von mir wegscheuchten.

Gewiß würde jeder, gut reden und schreiben, wenn er nur allzeit wüßte, was er denn mit seinen Worten sagen will, was seine Schrift für einen Endzweck haben soll. Eine verwirrte unverständliche Schreibart kömmt nur von einem unordentlichen und unrichtigen Ideengange her. Der geadelte Bürger im Moliere, so roh als er war, wußte alles gut vorzubringen, so bald man ihn nur anwies, das zu sagen, was er dachte. Frauenzimmer gerathen sehr gewöhnlich in diese Verlegenheit. Ein Frauenzimmer, das sonst sehr viel gesunden Verstand und natürlichen Witz zeigte, wieß mir einst einen Brief von ihr so voll Galimathias,

thias, daß er so unverständlich war, als wär er mit Ziffern geschrieben gewesen. Nachdem ich ihn gelesen und nicht verstanden hatte, fragte ich sie, was sie denn damit sagen wolle. Der Innhalt ist kurz dieser, antwortete sie: Ich statte dem Fürsten, der meinen Bruder in Rücksicht seiner Verdienste zum *** erhoben hat, meinen Dank ab, und empfehle ihm meinen Sohn. Je nun! erwiederte ich, sagen Sie das, und der Brief kann nicht besser geschrieben seyn. Sie folgte mir, und schrieb einen sehr artigen Brief. So gewöhnlich dieser Fehler einigen Frauenzimmern und Leuten ist, denen es am Unterricht und Belesenheit fehlt, so verzeihlich ist er auch; aber höchst ärgerlich ist er an Gelehrten, die die Früchte ihrer Studien in einen dicken Nebel einhüllen; an Advokaten, die so einen unsinnigen Wirrwar zusammenkritzeln, daß man weniger Mühe und Beurtheilungskraft braucht, den Knoten der Streitsache zu lösen, als das hirnlose, verworrene Gewäsche des Advokaten zu verstehen. Eben so sehen oft manche Berichte, Rathsresolutionen und andere Aufsätze aus; ja selbst die Rechtsmeynungen und Parere von Universitäten sind so wenig zu verstehen, als des Caligula Gesetze zu lesen waren.

Es gehört gewiß viel Kunst dazu, daß man gut schreibt; aber man lernt diese Kunst bald, wenn man nur Kopf hat, und nie vom Natürlichen weicht; so bald man aber dieses verläßt, wird man diese Kunst nie lernen.

Die gut reden und schreiben wollen, sollen vorzüglich die Natur studiren, das ist das erste und wichtigste Studium; denn muß man seine Sprache, in der man schreibt, kennen lernen, den Geist und den Geschmack der Zeiten, worinn man lebt. Schwerlich wird ein Mensch von Talenten, wenn er diese drey Dinge weiß, schlecht schreiben;

aber

aber niemals wird er was Erträgliches auf die Welt bringen, wenn ihm eines von den Dreyen mangelt. Es ist wahr, einige haben mehr Geisteskraft als andere, und können also mit gleichviel Kenntniß dieser drey Regeln nicht gleich gut schreiben; aber auch mit weniger Anlage wird man niemal ganz schlecht schreiben, wenn man die Natur, Sprache, und den Geist und Geschmack seines Jahrhunderts kennt.

Ein Brief kann unkorrekt geschrieben, und doch ein schöner Brief seyn; im Gegentheile kann auch ein Brief vollkommen korrekt und doch höchst elend geschrieben seyn.

Uebersetzungen und Schreibfehler benehmen dem schön geschriebenen Brief eines Frauenzimmers seinen Werth nicht; man ist dieser kleinen Unvollkommheiten gewohnt; aber in dem Briefe eines Mannes fallen sie äußerst widerwärtig auf.

Der Adel und das schöne Geschlecht haben diesen Fehler fast immer gemein, daß sie nebst einer schlechten Schrift äußerst unkorrekt schreiben, und oft einige Frauenzimmer oder Cavaliers, die regelmäßig zu schreiben wußten, thun sich was Rechtes darauf zu Gute, daß sie fehlerhaft schreiben. Das ist freylich sehr unklug; aber noch lächerlicher sind mir jene Pedanten, die durchaus von allen Frauenzimmern und Adelichen fodern, daß sie korrekt schreiben sollen.

Es giebt viele, bey denen ein glückliches Gedächtniß die Stelle des Geistes einnimmt, und ein solcher Schriftsteller ist im Stande, die Welt mit fünfzig dicken Bänden in Folio heimzusuchen, ohne daß nur aus einer Seite ein Fünkchen gesunden Geistes hervorleuchtet. Wir haben viele Bücher, die das Register anderer sind; daher die Folge,

daß

daß ein Kathederunsinn ein ganzes Jahrhundert durchgesagt, geschrieben und gelesen wird.

Gelehrte, die am meisten Geist besitzen, sind gerade diejenigen, die der Welt am wenigsten von ihnen zu lesen geben. Ein wahrer Gelehrter, von tiefen Kenntnissen und hellem Geiste ist auch streng im Urtheile gegen sein Werk. Er hält nicht so leicht für gut, und um so weniger wird er es ans Tagslicht bringen, wenn es ihm nicht ganz gefällt.

Menschen von außerordentlichen Geistesfähigkeiten werden meistentheils für faul gehalten; aber es ist falsch. Nicht Nachläßigkeit, sondern tiefe Einsicht und die Strenge, mit der sie ihre Werke beurtheilen, hält sie zurück, die AuthorBahn zu betretten. Sie lieben die Muse nicht mehr als andere Leute; aber ihr Geschmack ist feiner, und ihr Urtheil schärfer, und daher halten sie auch mehr mit ihren Produkten zurück. Es ist ein sicherer Grundsatz: man wird wenig zu Stande bringen, wenn man alles anfängt, und nirgends wird es glücken, ja es ist fast ein unläugbarer Beweis von dem mittelmäßigen Geiste eines Gelehrten, wenn er die Welt alle Messen mit einem neuen Werke heimsucht; so einer schreibt sein Buch in Folio, wie der Maurer ein Haus bauet, es arbeitet einer wie der andere nach dem Tagwerke.

Nichts ist dem Geiste verderblicher als die Lectüre schlechter Schriften. Die schauderliche Menge kleiner Broschüren, Romänchen rc. schadet nicht nur der Reinigkeit der Grundsätze und der Sitten; sie stecken auch das Gehirn an. All dieser litterarische Wust schadet dem Geiste ungleich mehr, als dem Herzen.

Am meisten verderben solche Schriften die Jugend. Es ist ewig Schade für manchen Jüngling, der so viel

Geistes-

Geisteсanlage hat, der die hoffnungsvollsten Talente besitzt, und seine schönsten Tage in Romanen verschleudert. Seine Bibliothek ist die Auswahl der gangbarsten Modeschriften, die neuesten Broschüren kauft er sich an, und in kurzer Zeit ist sein Geschmack verwöhnt, sein Geist verhudelt. Er liest nichts als Sinngedichte und empfindsame Tändeleyen, sein Geist gleicht einem verzärteltem Krippel, das sich nur am Spielwerke ermüdet; zum Soliden ist er nicht mehr fähig. Ein Werk, das Denkkraft und Studium fodert, ist ihm so ungenießbar, wie einem durch Ragout und Confekt verdorbenem Magen die rohe Kost des Landmanns. Er findet keinen Gefallen mehr an guten, nützlichen Schriften; weil er schon zuviel schlechte gelesen hat.

Ein junger Mensch der noch nicht lange von der hohen Schule zu Hause kam, und allenthalben für einen schönen Geist galt, sagte mir einst ganz gerade ins Gesicht, als die Rede auf die heilige Schrift kam, daß er gar nichts Großes und Erhabenes darinn finden könne. Er machte Augen, als säh er den Mann aus dem Monde vor sich stehen, wie ich ihm sagte, daß man in diesem Buche mehr Größe, mehr Schönheit antreffe, als in allen profanen Schriftstellern, sowohl in Rücksicht der Beredsamkeit als Dichtkunst, als auch in der Geschichte und Sittenlehre. Er that, was die meisten seines gleichen zu thun pflegen; er lachte über mich, und ich wollte ihn nicht eines bessern belehren; es ist gewöhnlich vergebliche Arbeit, denn wer das Erhabene dieses Buches nicht kennt, hat noch nicht einmal die ersten Grundsätze inne — ist noch nicht bis zur Schwelle des Vortempels der Weisheit gekommen. Man kann die Schönheit, das Göttliche

dieses

dieses Buches nur fühlen, und wer sie nicht fühlt, dem kann man sie auch nicht einpredigen.

Ein fast ähnlicher Fall begegnete einem gewissen Prinzen, der die Werke der alten klassischen Schriftsteller kannte, und sie zu schätzen wußte. Vorzüglich war ihm Cicero lieb, und er behauptete, er finde in seinen Reden Stellen, die man ohne Rührung nicht lesen könnte. Er ließ sich die Rede für den Ligarius bringen, und las den Anwesenden eine Stelle daraus vor. Er sah, daß keiner davon die Schönheit dieser Stelle fühlte; aufgebracht schloß er das Buch, und sprach seit der Zeit kein Wort mehr von Cicero.

Man verschaft sich den Ruf eines großen Geistes nicht leichter, als in Geschäften. Z. B. Einer findet Mittel und Wege, binnen zehn Jahren ein reicher Mann zu werden, so sagt alles: Ha, der hat Kopf! Indessen kann man dazu mit wenig Verstand, und ein bischen Geschicklichkeit und Schurkerey eben sowohl oder gar noch leichter gelangen, als mit großen Talenten, und vieler Ehrlichkeit. Die Leute, die vom Reichwerden Profession machen, könnten uns zur Genüge erweisen, daß ein bleyerner Hintern, und ein eichenes Herz, mehr ausrichten, als der Geist aller Philosophen.

Große Geister sind zu großen Unternehmungen nicht immer die geschicktesten. Wenn man mit einem einzigen Blicke den ganzen Plan, und alle darauf gezeichneten Wege übersieht, die nach einerley Endzweck führen, so ist man nur zu oft verlegen, was man für einen von diesen Wegen antreten soll.

Verlegenheit der Wahl ist das Zeichen eines großen Geistes; aber schnell und richtig wählen können, zeuget ganz gewiß von noch stärkerer Geisteskraft. Unterdessen geschieht

geschieht es doch manchmal, daß der, eben darum; weil seine Geisteskräfte beschränkter sind, sich leichter entschließt, als ein anderer, der weiter um sich blickt.

Der Mensch im Glücksstande giebt sich leicht das Ansehen eines großen Geistes, wenn er nur Ehrgeitz und Macht hat. Die Menschen sind in einem Staate das, was die Scheiben und Räder einer Maschine sind. Ein Kind kann das größte Maschinenwerk in Bewegung bringen, wenn jedes Glied davon an seinem rechten Platze steht; und so kann auch ein nur mittelmäßiger Geist über Menschen herrschen, wenn Furcht und Hoffnung jeden an seinem Platze zu bleiben zwingen.

Ich las einst irgendwo, der Kardinal Ximenes hätte nur einen sehr mittelmäßigen Geist gehabt. Ganz gewiß war der Autor gegen ihn eingenommen, den zur Einrichtung einer Maschine gehört doch unläugbar mehr Geistesgröße, als sie in Bewegung zu bringen. Ich halte auch den Kardinal Ximenes nicht so sehr darum für einen großen Geist, weil er so lange Zeit die Federn seiner Maschine dirigirte, als weil er sie so anzubringen, in eine solche Verbindung zu setzen wußte, daß sie sich fast von selbst bewegen konnten.

Im Kriege und in Staatsgeschäften dient die Erfahrung mehr als der Geist; für den Beweis dieses Satzes haben wir das Beyspiel der berühmtesten Generale und Minister. Man studirt noch Colberts Finanzsysteme und Neckers, obwohl man ihn von diesem Platze verdrängt hat, auf welchen er jedoch jetzt wieder erhoben worden; und noch in den jetzigen Kriegen sucht man Rath in Eugens Operationen.

Könige haben oft all ihr Verdienst, ihre ganze Unsterblichkeit den Umständen und dem Zeitpunkte zu danken, mit

mit dem sie ihre Regierung anfangen; und ich zweifle daher ob Alexander das gewesen wäre, was Cäsar war, wenn er sich in den nemlichen Umständen wie dieser befunden hätte; oder ob sich Karl der Große bey der Nachwelt dieses glänzende Beywort erworben hätte, wenn sein Jahrhundert das unsrige gewesen wäre.

Der Freund.

Ihre Bemerkungen die Sie sich sammelten, mein Prinz! sind gut, und sie beweißen, daß Sie die Charakter der Menschen beobachteten; das Nothwendigste für einen jungen Fürsten ist die Kenntniß der Menschen, und niemand kennt die Menschen oft weniger als die Fürsten — am Hofe wo sie leben, ist eine beständige Maskerade — niemand erscheint vor seinem Herrn, so wie er ist — die meisten möchten gerne das scheinen was sie nicht sind.

Am Hofe ist jeder Patriot, jeder dem Fürsten zu gethan, jeder bereit zu seinem Wink; aber glauben Sie es nicht, edler Prinz — oft sind es die am wenigsten, die es am meisten scheinen. Oeftere Erfahrung von Betrug, macht denn die Fürsten mistrauisch — und die, die einst allen trauten, trauen endlich keinem Menschen mehr.

Dieses ist eine nothwendige Folge, mein Prinz — und ihr Grund beruhet darinn, daß das Studium der Menschenkenntniß, bey der Erziehung der meisten Fürsten, vernachläßiget wird.

Sie haben bisher genaue Beobachtungen über den Menschen gemacht, vernachläßigen Sie diese Beobachtungen

gen nie. — Niemand hat bessere Gelegenheit, Menschen zu studieren, als Fürsten. — Allein bey dem Studio der Kenntniß anderer, vernachläßigen Sie die Kenntniß Ihres eigenen Herzens nicht — und denken Sie immer — weil Sie Fürst sind so hören Sie nie auf Mensch zu seyn; und Fürstenherzen sind auch der Schwachheit unterworfen wie jedes andere.

Bilden Sie sich durch eigene Tugend zum Menschen, und nehmen sie meinen guten Rath als Freund, an, und Sie werden sich zum Regenten bilden. Sie haben mir nun Ihre Beobachtungen über den Menschen erzählt, ich will Ihnen meine Grundsätze mittheilen, die Ihr Herz zum Fürstenherz bilden sollen. — —

Erster Grundsatz.

Die erste Kenntniß eines Prinzen muß die Kenntniß seiner selbst seyn, er muß wissen, daß er ein schwacher Mensch, wie ein anderer ist.

Fürsten hören selten die Wahrheit, daher haben sie selten Freunde, denn nur der ist fähig, ein wahrer Freund zu seyn, der Wahrheit im Herzen und auf der Zunge hat.

Die Großen und Reichen werden meistentheils dadurch verdorben, weil man ihnen schon von Jugend auf schmeichelt — die Amme, die Kindswärterin, der erste Hofmeister vielleicht, alles schmeichelt, alles vergöttert schon, und macht das weiche Herz noch weicher, und eigen Leben und Sinnlichkeit bilden dann ein wunderliches Ding daraus. —

Man redet meistentheils den jungen Prinzen von ihrer Größe vor — ihnen, die noch keine Begriffe von Größe haben, und macht sie daher eitel und stolz — man wi-

derspricht ihnen selten, und man soll ihnen doch oft widersprechen — denn nur das Herz ist groß das einen klugen Widerspruch ertragen kann.

Frühe werden sie mit falscher Größe bekannt, der junge Graf, der junge Baron, sind seine Spielgesellen, das Bürgerkind und den Bauren kennt er nicht — sein schwaches Herz wird also schon frühe an falschen Adel gekettet — und sein Herz klammert sich schon frühe an die, die nur entlehnte und keine eigene Verdienste haben. Dieses sind die ersten Fehler der Erziehung, mein Prinz! und glauben Sie nicht, mein theurer, daß dieses nicht alles oft mit Absicht geschieht — denen die kein Verdienst haben, liegt daran, daß das Auge der Prinzen frühe geblindet werde um falsche Verdienste zu schätzen — denn darauf gründet sich das Glück des Reichen, der oft der elendeste unter den Sterblichen, ohne seine Ahnen, und seinen Adelsbrief wäre —

Wer Ihnen also von Jugend auf gesagt hat — mein Prinz! sie werden einst ein mächtiger großer Herr werden — Sehen Sie, alles was Sie um giebt, ist zu Ihrem Befehl, wenn Sie einmal erwachsen und groß sind — Vergessen Sie mich nicht — wer Ihnen so sagte, der war Ihr Schmeichler.

Prinz! Sie sind nicht mehr als ein anderes Kind — ein Mensch, der Schwachheit unterworfen, und der Sterblichkeit — Sie werden nackt zur Welt gebohren, wie das Kind eines Bauren, Sie hungern und dürsten und fühlen gleiche Bedürfnisse mit ihm — Sie fühlen Kälte und Hitze, wie er — die Sonne scheint über ihre Scheitel wie über die seine — der Regen netzt Sie, mein Prinz! wie den Bauren; und wenn der Sturm einen Stein vom Dach weltzt — so ist der Königskopf — so

zerbrech-

zerbrechlich wie der seines Sklaven — dieses lehrt uns, daß die Menschen der Natur nach alle gleich sind — und das Könige und Kaiser erst Menschen sind — und dann erst Könige und Kaiser. —

Weil Sie also Mensch sind, mein Prinz! so vergessen Sie den Grundsatz nie, daß Sie als Mensch allen Schwachheiten unterworfen sind, deren die Menschheit fähig ist. —

Viele Könige und Fürsten sind unglücklich geworden, weil sie sich mehr als Menschen glaubten —

Also mein Prinz! — sind Sie in Ihrer ersten Jugend nichts mehrers als ein Fürstenkind — dies will sagen: ein Kind, das einen Fürsten zum Vater hat — das vom Volk — nicht wegen seiner eigenen Verdienste — sondern in Rücksicht seiner edlen Eltern und Voreltern geehret wird; das einem rohen Edelsteine gleicht, das mit der Zeit, zum kostbarsten Kleinod der Menschheit werden kann, das aber bißher noch ohne Politur ist — und durch Erziehung erst das werden muß, was es seyn soll.

Der Fürst, lieber Prinz! muß also in seinem Herzen überzeugt seyn, daß er auch nichts mehr als jeder andere Mensch in den Augen der Gottheit und der Natur ist; er muß denken, daß er fühlt, leidet und stirbt. Nur aus Beobachtung eigenen Gefühls wird der Mensch fühlbar zu eigenem Gefühl, und dieses ist das noch nothwendigste für einen Fürsten. Wenn er nicht weiß, was Leiden ist, wie soll er Erbarmen mit Leidenden haben? — und doch wimmelt die Welt von Elenden.

Sie sind aus Knochen und Fleisch zusammengesetzt, mein Prinz! wie jeder andere Mensch — gebrechlich und schwach. Ziehen Sie im Purpur vor Tausenden einher; stürzen Sie Festungen mit Kanonen ein, und erobern

Sie

Sie wie Alexander die Helfte der Welt; — Sie sind doch nicht mehr geworden, als Sie vorher waren; das ist: — ein Mensch. Ein giftiges Insekt, das Sie sticht, kann Ihre Lebenstage enden.

Aus eigenem Gefühle, daß Sie Mensch sind, lernen Sie den Werth der Menschen kennen, denn obwohl Sie ein Zufall zum Fürsten gemacht hat, so höret doch der Bettler nicht auf, ihr Bruder zu seyn.

Eigenes Gefühl muß Sie überzeugen, was dem Menschen wohl und wehe thut, und nach diesem müssen Sie Ihre Brüder behandeln — wie ihre Brüder als Mensch; als Fürst ihre Kinder. Der Fürst ist wegen den Unterthanen da, nicht die Unterthanen wegen dem Fürsten. Das Wohl der Menschheit fodert Oberhäupter und Vorgesetzte, und das Gesetz, das Fürsten bindet, ist Menschenwohl.

Wenn ein kühner Machiavel es wagt, einem Fürsten zu sagen, daß keine Gesetze für ihn sind, so ist er ein Ungeheuer, das die Natur auswarf; eine schmeichelnde Schlange. Auch für Könige sind Gesetze. Ihr Rang, ihre Wesenheit legt sie in ihr Herz. Die Verhältnisse, die den Fürsten nothwendig machen, sind die Gesetze des Fürsten, und Könige, die sich über diese hinaus setzten, hörten auf Könige zu seyn — sie waren Tyrannen der Menschheit, Despoten ihrer Unterthanen.

Gegenseitig ist das Band, das den Fürsten mit den Unterthanen, und den Unterthanen mit dem Fürsten verbindet. Wohl der Menschheit ist die Folge der Regierung guter Könige, und Wohl des Königs die Folge des Wohls des Unterthans.

Wer Ihnen anders redet, mein Prinz! dem sehen Sie ins Gesicht; er ist ein Schmeichler, der seinen Gewinn

winn sucht; der Sie einschläfern will, damit er in dem Augenblicke das Böse wirke, in welchem der Fürst die geblendeten Augen schließt. Fürsten hören nie auf, schwache Menschen zu seyn, dieses sey ihr erster Grundsatz.

Zweyter Grundsatz.

Fürsten müssen Wahrheit ertragen können.

Aber nicht genug, mein Prinz! daß Sie wissen, daß Sie ein Mensch wie andere sind, und daß Sie in den Augen Gottes und der Natur nichts unterscheidet: Sie müssen auch die große Kunst lernen, Wahrheit zu ertragen. Keine Kunst ist härter für Fürstenkinder zu erlernen als diese, denn sie werden in den Werkstätten der Lügen erzogen, das ist: am Hofe. Man lese, sagt Montesquieu, was die Geschichtschreiber von allen Zeiten her von dem elenden Charakter der Hofleute gesprochen haben. Es sind nicht ersonnene, sondern durch eine traurige Erfahrung bekannte Wahrheiten. Ehrgeitz bey dem Müßiggange, Niederträchtigkeit bey dem Stolz, Verlangen ohne Arbeit reich zu werden, Abscheu vor der Wahrheit, Schmeicheley, Verrätherey, Treulosigkeit, Hindansetzung aller Verbindlichkeiten, Verachtung der bürgerlichen Pflichten, Furcht vor der Tugend der Fürsten, Hoffnung auf desselben Schwachheiten, und — was über dieses alles geht, das Bemühen die Tugend immer lächerlich zu machen.

Dieses ist der Charakter der meisten Hofleute. Denken Sie nach, mein Prinz! und Sie werden alles so finden.

Man kann einem Menschen, sagt la Bruière keine größere Lobeserhebung geben, als wenn man ihm sagt, daß er keinen Hofmann vorstellen könne. Unter dieser

Beschul-

Beschuldigung versteht man alle Gattung von Tugenden, deren nur ein Mensch fähig ist.

Ein Mensch der ein Hofmann ist, mein Prinz! herrscht über seine Geberden, Augen, und Mienen. Er ist verschlagen und unergründlich; er thut, als wenn er von den Streichen, die ihm andere machen, gar nichts wüßte; er lächelt selbst gegen seine Feinde, er thut sich selbst Zwang an, er verbirgt seine Leidenschaften, verläugnet die Regungen seines Herzens, und handelt und redet gegen seine eigene Meynungen.

Diese sind die ersten Menschen, mein Prinz! die Sie umringen, und wehe dem Lande, wo der Erzieher des Prinzen selbst ein Höfling ist.

In den meisten Gegenden sucht man die jungen Seelen der Fürsten einzuschläfern, daß sie ihr Leben durch in einer Art von sinnlichem Schlummer liegen.

Dieses mein Prinz, ist die Politik der Reichen und Großen, die äußerlich den Fürsten zur Pracht dienen, im Herzen aber meistentheils die Mitbuhler ihrer Größe sind, und gern ihre Macht als stille Mitregenten theilen möchten. Daher ist manchmal schon der ganze Erziehungsplan so eingerichtet, daß der junge Prinz nie die Menschen kennen lernt, wie sie sind, sondern so, wie sie ihm von seinen Hofleuten geschildert werden.

Wenn der Prinz lacht, lacht der Hofmann; wenn er lächelt, so lächelt er auch. Der Wind weht von Ost; aber der Prinz sagt, er weht von West, denn ist die Hofsprache: der Wind weht von West. Der Prinz ist kurzsichtig, sieht den Knopf eines Kirchthurms für einen Falken an, und der Höfling findet, daß der Knopf wirklich ein Falk ist. Eine schwarze Wolke zieht sich am Himmel auf; der Prinz sagt, mich däucht, diese Wolke hat sehr

viele Aehnlichkeit mit einer Amsel. Sie haben recht, mein Prinz! erwiedert der Höfling; ich sah nie was ähnlichers. Fahren Sie fort, Prinz! — — Mich däucht, sagen Sie denn weiter, die Schwärze dieser Wolke hat viele Aehnlichkeit mit der Schwärze deiner Seele. Da wird der Höfling stutzen. Ich weiß nicht, Prinz! was Sie sagen wollen; Sie belieben zu scherzen — — ich glaube — — Ich glaube, daß du ein Schmeichler bist, der mich abscheulich beleidigt, da er mich so weit herabsetzt. —

So sprechen Sie, mein Prinz! wenn Sie von gefälligen Ohrenbläsern belästiget werden. Scheuen Sie den Mann, mein Prinz! der ganz Lüge ist, denn wie kann die Lüge sich mit der Wahrheit vertragen? und ganz Wahrheit muß ein Regent seyn. Das will sagen: Sie haben nicht der Lüge nöthig, ihre Größe zu befestigen; wenn Sie ihre Würde, ihren Beruf kennen, so sind Sie groß, und nichts gleicht ihnen an Herrlichkeit.

Was nützt Ihnen ein Schmeichler? denn ein Schmeichler ist ganz Lüge. Der Mann, der Wahrheit redet, sey Ihnen werth, denn dieser ist allein fähig, des Fürsten Freund zu seyn.

Schmeicheley und Niederträchtigkeit waren immer an Höfen; nur verhielten sie sich nach Verschiedenheit der Zeit; — heute mehr, morgen minder. Ein Fürst, der Schmeichler hasset, und Wahrheit liebt, wird ein großer Regent seyn.

Heut zu Tag, mein Prinz! ist es leider so weit gekommen, daß manchmal der redlichste Mann zur furchtsamen Memme wird. Zu schwach, die Wahrheit gegen die Lüge zu unterstützen, zückt er die Achsel, entfernt sich vom Hofe und schweigt.

Sie

Sie wählen heut einen Günstling, und alles wird sich vor ihm beugen; Sie entziehen morgen einem andern Ihre Gnade, und alles wird vor ihm fliehen. Was heißt das? — Das heißt, daß Höflinge elende Herzen haben. Schmeicheley ist die Feindinn der Fürsten; wer sich gegen Sie, Prinz! auszeichnen will, daß er Ihr Freund sey, der höre auf ein Schmeichler zu seyn.

Ich will Ihnen die Ursache sagen, mein Prinz! warum Ihnen die Hofleute von Jugend auf den Mann verdächtig machen, der die Wahrheit liebt.

Die Größe und das Ansehen der Hofleute beruht auf der Lüge, das will sagen: auf falschem Grunde. Ist der Fürst gewohnt, Wahrheit zu hören, so wird bald das Gewinzel der Elenden zu ihm kommen, die sklavisch von der falschen Größe unterjocht sind. Sie scheuen den Mann, der Wahrheit liebt; denn der Mann, der Wahrheit liebt, wird Ihnen sagen: mein Prinz! dieser und jener stolze Graf, taugt nicht zu diesem und jenem Geschäfte; er war von Jugend auf ein adelicher Müssigänger; jener dort ist ein Tyrann seiner Unterthanen; er verschwelgte sein Geld, und preßt seine Untergebene bis aufs Blut. Dieser ist ein harter, geiziger Mann; er verkauft das Recht der Unschuld, und spricht dem Laster den Sieg zu.

Alles dieses sagt die Wahrheit; aber das Laster will, daß der Fürst dieses alles nicht wisse; daher wird die Wahrheit von den Höfen vertrieben, und der Lüge gefröhnt; denn was ist mancher große Mann am Hofe als eine leibhafte, lebendige, fortdauernde Lüge?

Dieser Mann ist groß; es ist eine Lüge, er ist klein, denn sein Herz ist ohne Tugend. Er ist aus einem hohen, adelichen Geschlecht; — eine Lüge! seine Voreltern waren Müßiggänger; Menschen, die ihre Unterthanen wie

das

das Vieh behandelten. Er ist ein Mann von Ansehen; — eine Lüge! in den Augen der Wahrheit ist er ein giftiges Insekt. Er bekleidet mit Ehren die große Stelle; — eine Lüge! er brandmarkt das Amt, das ihm der Fürst gab, und entheiligt sein Zutrauen. So, Wahrheit! müßtest du manchmal sprechen. O Prinz! verschließen Sie nie ihr Ohr dieser Stimme.

Es gab Zeiten, mein Prinz! die zwar rauher als unsre Zeiten waren, aber die mehr redliche und gute, offenherzige Charakter zählten. Ich wünschte edlen Männern, die sich getrauten mit Anstand ihrem Fürsten die Wahrheit zu sagen, ewige Denkmäler zu setzen.

In dem sechzehenten Jahrhunderte lebten solche in meinem Vaterlande. Ein Zufall gab mir ein Ueberbleibsel ihrer geraden, rühmlichen Denkart in die Hände. Es war unter Herzog Albrechts des V. Regierung, für welchen Fürsten ich unendliche Hochachtung von darum habe, weil er Wahrheit hören und ertragen konnte, und mit Recht verdiente edelmüthig genennet zu werden, — daß einige mißliche Umstände, in welche er kam, eine Verbesserung seines Finanzwesens erforderten: einige Männer wurden aufgestellt, die ihr Gutachten über die Sache dem Fürsten abgeben sollten. Die Freyheit, mit welcher diese Männer sprachen und die Redlichkeit ihrer Absichten kann niemanden gleichgültig seyn, der ihre Stimme hört.

Ich will Ihnen, mein Prinz! einige Stellen aus dem Bericht vorlesen, den sie erstatteten. Sie werden ein herrliches Beyspiel von gerader Denkart und redlicher Gesinnung gegen das Ganze finden. Erwarten Sie keine furchtsamen Ausdrücke; keine unmaßgeblichste Vorschläge, sondern kahle Wahrheit und biedere Redlichkeit. Denken

Sie

Sie sich in den Geist dieses Jahrhunderts hinein, und Sie werden unter einem rauhen, undeutlichen Ausdrucke Wahrheit und Größe finden, die unser ietziges Jahrhundert vermißt. Ich lese:

Bedennckhen. Wellichergestallt. vnnser Genediger Furst vnnd Herr. mit Hilff deß Allmechtigen, zu ainer pessern ordentlichern Hof. vnd Haushaltung kommen, Dardurch weittere schuld. schaden vnd verderben. Auch yetziger obligender schuldenlast, gemilltert. vnd mit der zeit. gar abgestellt werden möcht. Das Steet vngefärlich. auf. dreien Haubtpuncten,

1. Erstlich an seiner furstlichen gnaden. selbs aigner person. thun vnd Wesen.
2. Zum Annderñ. an Ringerung. deß. Aufgebens.
3. Zum Dritten. an Merung deß. Einnemens. vnd Chamer Guets,

Den Ersten puncten. betreffend. das Wol. der erst. vnd Hauptpunct, darann alle seiner furstlichen Genaden Wollfarth. gelegen, Dann wo derselb. das ist. seiner furstlichen Genaden. selbs thun vnd wessen, in guetter. Christlicher. vnd furstlicher ordnung. Kann daraus anderst nichts. Dann alles Guets, Nemlich ain

ain löbliche. Christliche. vnd furstliche Regierung. auch guette Hauswirttschafft eruolgen, vnd aller sach guetter Rath. gefunden werden, Wo nit. vnnd diß orts der manngl. so seind die andernn. puncten. vnnd alle andere Ratschleg. mittl. weg. vnnd Hilff. gannz. vergebens. vnd vmbsunst, Dann es alles. am Haubt gelegen, nach demselben. Richten sich alle Gelider, vnnd der gannz leib,

Bey dem Ersten vnd furnembsten puncten werden ettliche notwendige mittl. zu abstellung. der Vnordnungen bedacht,

Erstlich Nachdem alles das wir haben, vnd desselben. Gedeyen von Gott. dem Allmechtigen komt. Auch alle wichtige. sachen. vnd Handlungen mit Got, anzufahen. wiewol die Reth. sich vntertheniglich versehen. vnnser Gnediger Furst. vnd Herr, Seye dessen so hernach uolgt, one das alls ainn Christlicher. hochverstenndiger Furst. Im Geprauch, Nichts weniger. zu merer erJnnerung. vnnd anraizung. wirt vnntterthenig. vnd guethertziglich bedacht, das seinm furstlich gnad. vor allen Dingen, Got vor augen haben, Furchten. lieben, vnd deren vilfelltigen grossen, vnd vor vilen Tausent menschen: in sonnderhait. verlichnenn Gnaden. vnd Gaben. allzeit danckhpar sein, Auch Embsig pitten soll,

vmb

vmb ware erkanntnus seines gottlichen. worts. vnd willens, darzue. vmb merere gnad vnd beistand. die mitgethailte gnaden vnd gaben, zu seinem göttlichen lob. zu Christlicher. furstlicher Regierung. beschuzung. lannd vnd leut vnd ernstlich. vnd embsiglich. zu geprauchen. vnd anzulegen, Dann ye höher die person, auch die gnad vnd gaben Gottes. Ye grösser. vnnd beschwerlicher wirdet. die verantwortung sein, Vnnd dises stuckh (wellichs die Recht. Grundt Vest, darauf alles. annd. gepaut. mueß. werden, Ye der Recht. prunn, daraus das. annder alles. Quellet,) ettwas. leutterer. vnd vntterschidlichs auszesiernn, wirdet notwenndig bedacht, Das vnnser. Genediger Herr, (Souern sollichs bißheer nit beschehen) sich mit Dero furstlichen wesen, vnd thun, Nachuolgennder gestallt gehallten. vnd dahin gewenet hette, Nemlich. das sein furstlich gnad. all Ir thun. vnd lassen, Yedes tags. mit Gott. dem Herrn, anfahen, vnd beschliessen, vnnd demselben. nit allain. sich selbs. Sonnder auch. deren geliebten. Gemachel. vnd furstliche Kinnder andechtigelich beuelchen,

Zum Anndernn, das sein furstlich gnad zu seiner Zeit, wie von allter löblich herkomen. vnd sein furstlich gnaden. Yezt one das Jm Gebrauch haben, das wort Gottes mit

vleiß

vleiß vnd andacht höre. Derhalben ainen Erbern? geschickhten Caplan. neben ainem Hofprediger hallte. wellicher vber lannd. Jnn abwesen deß. Anndernn seiner furstlichen gnaden, vnd dem Hofgesind, nit allain Jm wandl. ain guet exempl. vortragen, Sonder auch das wort Gottes. verkhunden Kund, Dann es ist ye beschwerlich. vnd erperlich. zu zeitten. zwo. drey. oder vier wochen. auf dem Lannd der Predig. der offnen peicht, vnd absolutionn, bey dem Hofgesind, so merers tails junge. vnd one das. vngotsforchtig leut, darzue auch Jm fall der not. sein f. gnaden oder dero Hofgesind. yehts beschwerlichs. zuestuende. Christlichen Trosts. vnd vntterweisung beraubt zesein, Vnnd will sich nach gestallt yetziger leuff und Zeit, allain mit der Meß. sonnderlich. da der priester darzue vngelert. vnd aines streffliichen wanndls. nimer ausrichten lassen, Darneben wirt bedacht, das die hohen Subtillen. Disputationes. vnd Scolastereyen. so nit auf die Canntzl. sonnder in die schuelen gehören. Auch von gar wenig personen. verstannden werden. bey seiner f. gnaden vil weniger. dem anndernn gemainen Gesind, etwas erpauen, Sonnder das die predig vil mer zur ler vnnd vntterweisung, zu straff. der laster. vnd entgegen zuuermanung der

der Dugent, zu trost. vnd sterckhung der Zweifligen vnd Klainmuethigen gewissen vnd Clarer. verstenntlicher. vnd ainfelltiger weis. sollen. gericht. sein. Vnnd da ye sein f. gnaden in der heiligen schrifft. merer gehaim. vnd höhere Subtilitet ergrunden wollte. welichs mit nichten zu schellten, sonnder vil mer zu loben, vnnd dann sein f. gnaden des Lateins wol. verstenndig, möchten sy jr priuatim, etwas aus der heiligen schrift. zu verordnter zeit. lesen, vnd Auslegen lassen, Darmit das vbrig Hofgesind. jung. vnnd allt, an der Canntzl nit versaumt wurd, wie dann der Reth vntterthenig bedenckhen, one das. dahin ist, das sein furstlich gnad, nit allain zu seiner zeit predig hören. sonnder auch fur sich selbs. zu glegner Zeit. Sonnderlich. den Heiligen thegen, vnd feßten, die Heilig schrifft, vnd Catholische lerer. (Souern das bißherr nit beschehen.) mit vleiß. vnd andacht. lesen soll. Alls dann. die allten löblichen Fursten, seiner f. gnaden vorfarnn. vnnd annder, Auch gethan. die heiligen tág. vnd Zeit. von den Anndernn. nit allain. mit auswenndiger Zier. vnd khlaidung Sonnder mit Innwendiger Andacht. vnd auch eusserlichen erzaigt, Allso. das sy Gastungen. GeJhaid. Spiel. vnd dergleichen Kurtzweil. zum gueten thail eingestellt.

ſtellt. dem gotsdienſt mit Vaſten. petten, leſen, vnnd hören deß. wort gottes. vleiſſig. Auſgewartt, vnd ainer yeden Zeit Jre Recht gethan. Daraus auch eruolgt, das ſy den ſegen. vnd benedeiung. von got gehabt, Chriſtlich löblich, vnd furſtlich Regiert. Jnen alles wol erſproſſen und

Furs dritt, das ſein furſtlich gnad. vnbeſchwert. were. wie vermeldet. durch ain erbernn exemplariſchen prieſter. vor vnd nach eſſen, ain völlig. Benedicite. vnd gratias allemal ſprechen zelaſſen mit dem teglichen gepeth. das vnns Chriſſtus ſelbs. gelernt. vnd dem Engliſchen grueß. das were vmb ain gar kurtze zeit zethun. Da man ſunſt gewonlich zwo ſtund. vnd bis weilen. von ſchlechter vrſach wegen, dreue ſtund ze Diſch ſitzt. Vnnd ob ſöllichs gleichwol. wie obſteet. ſeiner f. gnaden yetzt anfanngs. etwas wollt beſchwerlich ſein. Sollen ſy gewiſlich darfur hallten, das es allain vmb den Anfang. vnd gar ain kurze zeit zethun, Darjnn werden es ſein f. gnaden mit der gnad gottes. in ain ſöllichen geprauch. vnd gewonhait. pringen. das es ſeiner furſtlichen gnaden. darnach gar ſueß. vnd angenem. Ja allſo ſein wirdet, das ſy daran nit werden leben kunden oder wellen, *Quia Jugum domini Suave eſt* vnd Sonnder-

lich.

lich. So sein furstlich gnad. die daraus volgennd Benedeyung gottes. scheinpar, vnd greifflich Spurnn. ain frölich. frey Ruewigs. vnbekömerts gemueth. auch zu allem furstlichen thuen, ain merernn lust vnd willen. gewinnen. vnd nimmermer khlagen werden, das jr die weil zelanng. oder ainiehr zeit zu schwer. wie bisheer etwo möcht beschehen, sein f. gnaden dardurch zuzeitten in Melañcoley. vnd Khlainmuetigkhait komen sein. welliche sich bey muessigen leutten, vnd mit den Jarnn. nur mernn Darumben wann sein f. gnaden mit got dem Allmechtigen, Recht vnd wol stannden. Daraus kan annderst nichts. dann rechte Frölickhait eruolgen, Dargegen kain anfechtung, oder widerwertigkait wie groß die sey. jehts. schaffen mag. welliche vnnser. gnediger Herr. desto mer zu beherzigen. alls sein f. gnaden wie zu besorgen. zu Melañcoley. oder khlainmuetigkait. von natur. etwas genaigt sein möcht, Aus diesem allem. wurd auch eruolgen, wie es dann bey disen letsten. geferlichen Zeiten, vnd grossen Spalltungen. die höchst notturfft. das sein f. gnaden dero Furstenthumb Lannd. vnnd leut. zeittliche vnd ewige wollfarth. dester mer betrachten, Vnnd sonnderlich in krafft. obligenden furstlichen Ambts. Dieweil bey den

Geist-

Geistlichen obernn Heupternn, dißfalls der wissentlich mangl. vnnd nachlessigkait. verhannden, auf ain Erbarr. Chrisstliche Visitation, Reformation. vnd kirchenordnung, in Irem Furstenthumb bedacht. sein wurd, dieselb bey jren geistlichen. deren sy mechtig. ins werckh zerichten, vnnd strackhs darob zehallten, dann was man sich auf das kunftig Colloquium oder auch nachuolgende. Reichsversamlungen. derohalben zugetrösten, das geben vorige Colloquia. vnd. Reichstäg wol zuerkennen, vnnd were. dannoch. auch nit vnratsam. Yezt Alſ pald. auf solliche wichtige Hanndlung auch taugliche. personen. hierzue zugeprauchen. bedacht zu sein, mit dem annhanng. da söllichs werckh. der Visitation. Reformation, vnd kirchenordnung. mit erster. gelegenhait gestellt, das es vor der publication. vnnd allem anndernn. an die geistlich obrigkait, wie pillich gelanngt, jr bedenckhen. darüber gehört, wo muglich mit jnen. verglichen werden sollt, Wo sich aber ain sölliche. Chrisstliche. erbere vergleichung. wie zubesorgen. bißheer etwo beschehen sein möcht, an dem Geiz. Hoffart. oder aigennuz stessen wollt, Alsdann nichts weniger. durch vnnsernn gnedigen Herrñ, mit guettem zeittigem Rath. furfarnn, vnd darjnn niemand angesehen,

sehen, noch verschont. wurd. Dardurch. vil tausent Menschen. noch in dem allten waren vnd Catholischen glauben erhallten. verrer Spalltung, Irthumb, vnd kezereien. verhuet. ettlichen Anstossernn. verhoffenlich vrsach. gegeben werden möcht, dergleichen. auch furzunemen, das achten die Reth. soll. vnnsernn gnedigen fursten. vnd herrñ. zum höchsten angelegen sein, das auch sein f. gnaden das zethun schuldig, darumb. von got dem Allmechtigen. ainen söllichen grossen. Furstenthumb. furgesezt, mit sollichen hohen verstannd. vnd gnaden begabt, das sy Lannd vnd leutt, erstlich. in dem Rechten. Catholischen glauben. Christlicher Zucht. vnd wesen, nachmalen in guetter Justicia zum dritten in frid. vnd Rue. an vnd ausser aller vnzimlicher beschwerung. Regiernn. Vnnd sich yederzeit. gegen den armen, gnedig. millt. vnd Barmherzig. erzaigen soll. welliches dann. one allen Zweifel. daraus fliessen, vnd seiner f. gnaden erst ain Rechter. jnprinstiger Eyfer. zu der waren. Catholischen Religion. vnd jrer vnntterthanen. seelen Hail. erwachsen wurd, das gebe got. Amen,

Fur das Annder Mittl, vnnsers gnedigen Herrnn. person betreffend. wirt bedacht, das sein f. gnaden nach. (vor allen Dingen) verrichtem

richtem Gotsdienst. vnnd Andacht. wie obge-
mellt. die vbrige Zeit. Jedes tags vnd wo-
chen, vnd Allso das gannz Jar hinumb. in
ain ordenlich thun. vnd wesen. Austailen. dan
wo kain ordnung. da ist *Confusion.* Vnnd
Nemlich. das sein f. gnaden alle morgen. nach
dem gotsdienst. zu Rath giennngen, weren pri-
uat. oder gehaim sachen. verhannden, Alls.
Reichs. kraiß. Bunds. Landschafft oder ann-
der dergleichen hanndlungen so in gemainen
hof. oder Chamer Rath. sunst nit gehörig vnd
sonnderlich. was yezund. die Religion betrifft,
das auf ansagen. jrer f. gnaden Marschalckhs.
die darzue verordnete Rethe. zu seiner f. gna-
den beschiden. jnn jrem beisein, die sachen be-
ratschlagt. vnd verricht wurd. Souerr Aber
dergleichen. sachen nit verhannden, sein f. gna-
den Alsdann. wo nit teglich. doch ettlich ge-
wisse. vnd benennte täg. in jren Hof. vnd Cha-
mer Rath. abgewechslt giengen, auf welliche
täg. die wichtigisten. vnd furnembsten sachen,
vnd verhörnn. verschoben. Dardurch wurden
sein f. gnaden gwar. wie die Justitia Allent-
halben. in dem gannzen Furstenthumb. Admi-
nistriert. Darneben bey seiner f. gnaden Am-
bten gehaust, mit seiner f. gnaden armen vnt-
terthanen auch dem Chamerguet. vmbgegan-
gen. Daraus wurd sein f. gnaden ain gros-
sen

sen Rhuem. Authoritet. vnd Reputation bey menigelich erlangen, vnd sonderlich bey dero vnnterthanen. ain sondere. Lieb. vnd Affection. Diß wurd nit allain am Hof. sonnder auch. bey allen. anndernn. Regimenten. vnd Ambten. threue. vleissige. vnd erbere. Diener machen, darmit vnzalparer vil beschwerungen. der Armen. Item der Diener vntreue. Aigennuzigkait. vnd hinlessigkait abgestellt, die Reth in jren Rathschlegen, dergleichen anndere. Diener in jrem thun, desto paß erkennt. vmb souil vleissiger. vnd williger zu allem dem sein f. gnaden jnen Auflegen, es wurd auch darmit vil Zeit, So sunst mit dem Referiernn. verzert. erspart, Alle. sachen desto stattlicher verricht, vnd die Leut schleuniger, abgefertigt, vilueltige vnnotturfftige, vnd vbermessige Ausgaben, abgeschnitten. Dann durch vleissige Besuechung deß Chamer Raths. wurden sein f. gnaden teglich erjnnert. das sollich guet vnd gellt, so daselb Ausgeben. seiner f. gnaden aigen wer, darfur es bisherr. schier nit gehallten wellen werden, vnnd wurd sein furstlich gnaden gewißlich an die Hannd prennen, jr zu Herzen gen, wann sy den teglichen last, vnd vberlauff darneben sehen. vnd hörten, wie saur. vnd beschwerlich es den gemainen paursman ankhumt. bis er die jerlich.

 gullt

gullt vnd Steur. one annder obliegende beschwernus, mit seiner hertten Arbait zusamen kratzt, wie beschwerlich auch das gellt, auf vnd zusamen zepringen, das man vilmalen. so liederlich acht vnd ausgibt, Darmit wurden auch sein f. gnaden von yetzigem muessig geenden. thun vnd wesen, damitt sein f. gnaden souil edler Zeit. vnd besste jugent. ain gueten thails. vergebens hinbringen, abgezogen. Inn kurtz. in ain sölliche Furstliche. ordenliche lobliche. gwonhait. vnd arbait gepracht, welliche sein f. g. hernach. für alles annders. lieben. vnd gefallen wurd. Sonderlich. da sein f. gnaden das gwis aufnemen vnd gedeyen. an aller wollfart. darbey. Augenscheinlich spurnn. vnd greiffen wurden, dann es ain heiligs vnd warhaftigs. sprichwort. deß herren Aug macht. glatte pferd. Darneben wollten die Reth. seiner f. gnaden jr furstliche. Eerliche kurtzweil. freid vnd ergezlichkeit. mit allem waidwerckh. vischereyen, mit Music mit Spaciernn. und Ladschafften, mit nichten. wider Rathen, Sonnder hallten darfür. Da sein f. gnaden sich der Yedes. zu seiner Rechten. ordenlichen Zeit gepranchen, werde seiner f. gnaden vil lusstiger. lieblicher. Auch zur gesundthait dienstlicher sein. Dann diser gestallt. alle. tag. Ja alle stund *Nam*

Volup-

Voluptatem Comendat rarior vsus. Vnd bedennckhen die Reth. Sonderlich. daß sein f. gnaden sich mit der. teglichen Music beim Ambt. an besuechung deß. Rats. vnd verrichtung annderer obligender geschefft mit nichten. soll. verhindternn lassen, Dann zu dem sollich tegliche Music bey anndernn potentaten. Chur. vnd fursten. Auch bey seiner f. gnaden vorfarnn vngepreuchig, So tragen sy nit khlaine fürsorg. es möcht Zutzeiten mer lusts, dann gepet. oder Andacht darpey sein, Dennach sollt sich sein f. gnaden wol benuegen lassen, die Canntorey zun feirtegen. vnd fesßten, nach alltem löblichem geprauch. doch nach verrichtem andechtigen. priuatgepet. vnd hörung deß wort gottes in der kirchen. vnd auch sunst. bey der. Tafel. es weren dann sunst. freimbde Eerliche gesst verhannden vnd zugebrauchen, Dardurch zugleich den Singernn. Die Arbait. vnd seiner f. gnaden der Vnkhost geRingert, dann das sein f. gnaden dergestallt, wie ain Zeit heer: frue vnd Spat. sich zu den singernn setze. sonnst schier mit nichte mehr bekömere. dann mit den singernn. Die Capell teglichs zumernn, jnen vil auftzefassen, zu jnen zugesellen, darzue in die Neue Vesst. vnd gar in die Chamer zu sich neme, Vnnd in Summa das sein f. gnaden vngeacht. diser yetzigen ge-

 schwin-

schwinden, vnd geferlichen leuff. in allen din-
gen allain Rhue. kurtzweil vnd Lust sueche.
die Arbait vnd geschefft. ye lennger ye mehr
fliehe, wie es sich gar Nahent ansehen lest,
vnd zu besorgen, seiner f. gnaden schweren
leibs gelegenhait zusammt den Jarnn one das
mit sich selbs pringen werden, dessen haben
die Reth. mit seiner fürstlichen gnaden ain
vntterthenigs. hertzlichs. hochanligends. mit-
leiden. vnd beschwernuß. dann es nit allain
seiner f. gnaden vnd dero loblichen Haus. ver-
khlainerlich. sonnder auch schedlich. verderb-
lich. vnd an aller glücklichen wollfarth. zum
höchsten hintterlich. Sein furstlich gnad. wel-
le jrem hohen verstand nach. die allte. vnd
Neue Haidnische. vnd Christliche exempl. de-
ren sy vil wissen. vnd gelesen haben, für au-
gen nemen, so werden sy sich deß ends. vnd
Ausganngs. dergleichen lebens. vnd wesens
bald erjnnernn. Nemlich das daraus annderst
nie, vnd nichts gewisers eruolgt, Alls entlichs
verderben Spot, vnnd schandt, der seelen
daruntter zu geschweigen. Aber daß sein f.
gnaden in sonndrer bedenckhung. dero naig-
lichhait zur Music. ain eingezogne. fürstliche
Capellnn haben. von gueten wol bestimbten
personen. es sey dann von Ober oder Nider-
lenndernn, Dieselb. Furnemlich. zu der Eer

vnd

vnd lob gottes. vnnd dann Zutzeitten. zu ergetzlichait vnd kurtzweil geprauchen kan, vnd wird Niemands dadlnn, noch jren f. gnaden widerRaten, doch das sein f. gnaden sy wie die singer. vnd sich jren stand gepurt. hallten, vnd vntterhallten, Sich dise so wenig. alls allen anndernn wollust mit nichten. vbergeen, noch von anndernn. notwendigernn sachen abwenden lassen,

Fur das dritt Mittl. bey disem Ersten Hauptpuncten vnnss.gnedigen herrnn selbs person betreffend. wirt bedacht, das sein f. gnaden sich allenthalben, stattlicher, Eerlicher, fromer Diener. vom höchsten bis zum Niedristen. Jtem teglicher. Eerlichs gesellschafft. befleissen soll, dann wie sunst ain Yegelicher bey seiner gesellschafft. Allso wirdet ain Yeder herr bey seinen Dienernn erkennt, nach dennselben. von menigelich geacht vnd gehallten, Darumb vnnser gnediger herr, pillich. dahin bedacht. soll sein, das Erstlich seiner f. gnaden Regiment. vnd hohe Aemter. Stattlich besetzt werden, wie gleichwohl der Reth wissens. Allhie beim Hof. vnd ChamerRath. kain mangl. dergleichen auch zu Straubing. vnd Burckhausen, aber zu Lanndshuet. möcht dannocht. etwa bessernn. einsehens von nöten sein, darmit mer. geschickhter. erfarner. vnd

dapfrer

dapfrer leut. Dahin. gesetzt. darpey ettlich der Jungen lernen. vnd auferzogen werden möchten. Item es wirdet bedacht. das vnnser gnedig herr. ob allen Ambten zu hof. Sonnderlich den obristen officiernn. Als Marschalckh. Hofmaister, vnd kuchenmaister, Ernstlich hallten, ain Yeden bey seinem beuelch lassen, die anndernn diener an sy vmb beschaid. weisen soll, darmitt ain Yeder sein beuelch verrichten, kainer dem anndernn eingreiffen. sich auf den anndernn verlassen, oder entschuldigen möcht, Daraus die merung. vnsers gnedigen herrnn. Reputation vnd Chamerguets. auch ain ordenlichere Hofhalltung. durchaus gewislich zu uerhoffen,

Zum Dritten. wirdet bedacht. das Andere. Ambter im Lannd auch nit nach gunst oder beruemung der furdrer, sonnder nach geschickhlichait. erberkhait. vnd verdienst. mit Edlnn. Redlichen vnd wol gerussten Leutten, Auch Rath seiner f. gnaden Chamer Räth besetzt, dann daran will nit allain. vnserm gnedigen herrn, zu hanndhabung. seiner f. gnaden gerechtigkait. vnd Chamerguets. sonnder auch dem ganzen Lannd. vnd fürnemlich den armen Unttterthanen, hoch. gelegen sein, Wann auch die Ambter wol besetzt. haben die Regiment. desto weniger Beschwernus. vnd anlauffs,

laufſs, vnd möcht. durch diſen weg der pro⸗
uiſoner vnkhoſt. mit der Zeit zum thail auch
abgeſchnitten werden,

Zum Vierten ſollten ſein f. gnaden vmb vnd
bey ſich am Hof. ſouil jmmer muglich. dapfere an⸗
ſehliche. vnd ſtattliche vom Adl haben, vnnd
ſich deren ſonnderlich befleiſſen, die Eerlichen
gueten herkommens. jrnn pfenning. ſelbs zu⸗
zeren. Jro guete. pferd. vnd Rußſtung. ſei⸗
ner f. gnaden zu Eern. wo man hinaus
khumbt hallten, die zur notturfft. zeſchickhen.
vnd zugeprauchen ſich auch im fall der not bey
jrnn herrn. vnd freunden. jnner. vnd auſſer
Lannds. ſeiner f. gnaden zu guetem. bewer⸗
ben. khundten, ſich gegen dennſelben gnedig⸗
gelich erzaigen, herfurziehen, befürdernn.
dann ſölliche Eerliche leutt, thun umb ain
gnedig wort vnd Zueſprechen, ettwo mer.
alls anndere ſchlechte. geringe. von guet. vnd
gellts wegen, Allſo haben die allten. Löblichen
Furſten von Bayrnn. auch anndere wol Re⸗
gierende. Chur vnd fürſten. Allzeit ſtattliche
Hofhalltungen, von vilen wolgerußten Grauen
herrnn. Ritternn. vom Adl. vnd erfarnen Ain⸗
ſpenigen. knechten gehabt, Zumthail ettliche.
wie ſeiner f. gnaden wol bewiſt. haben noch
auf diſe ſtund. mer dann ain hundert. wol
gerußter pferd. fur vnd fur am hof. zum thail

ab.

ab. vnd zue Reitten, deren besolldung. vnd Maister vnkhost ist, fuetter vnd mal. dessen nie kain herr, der sunst ordentlich vnd wol haust. verdorben, Aber es will nimmer sein, man findt dergleichen vom Adl. wenig mer zu hof. Sy gelten auch wenig, Allso das die mit der Zeit. auch vertriben. vnd anndere nit vrsach. haben. daher zetrachten, dieweil aber mit den Jungen. vnerfarnen leutten. So zum thail. auch geringen herkomens vnd vermögens weder zu Schimpf noch ernst. nit vil. außzerichten, sonnder ainen herrnn. zu sambt der verkhlainerung. nur vil kosten, So soll vnnser gnediger Herr ye lennger ye mer. nach söllichen leutten trachten, die seiner f. gnaden Erlich. vnd nutzlich sein mögen, Dergleichen auch die Edlnnknaben, Souil muglich von Stattlichen. vnd ansechlichen geschlechten. annemen, Dieselben. durch. sonndernn beuelch. vnd mit. Ernst. zu guetter zucht halten, vnnd allso aufziehen lassen, darmitt. sy nachmalen. auch. Rechtgeschaffne. Diener. vnd Ambtleut geben, dann die Allso. von Jugent. Aufzogen seind, Jr lebtag. gegen seiner f. gnaden. vnd dero nachkomen, mer Affectionirt. Als anndere vnd frembde herkomne leut,

Zum Funften, Darmit vnnsers. gnedigen herrnn Chamer. welliche yetzt gannz. weit

schwaiff.

schwaiff. vnd offen, in merer. gehaim gehall-
ten vnd eingezogen, wirt bedacht. daß sein f.
gnaden ettlich. wenig. wo nit Edle. doch da-
pfere. ansechliche jnlenndische Chamerdiener.
darzue. ain dapfernn vleissigen Turhietter ha-
ben soll, Dann zu was nachred. vnd verkhlai-
nerung. seiner f. gnaden dise yetzige weitleuf-
figkhait. jrer Chamer. khome. Vnnd sonnder-
lich da sy ain Zeit her, ettliche geringe. vn-
achtpare. Auch frembde. vnbekannte. herkom-
ne personen, alspald in seiner f. gnaden Cha-
mer. genommen, Auf dieselben. zumthail. mit
Chosstlicher khlaidung. vnd sunst souil ge-
wendt. vnd noch teglichs, das muessen Sy
die Reth. von frembden. offtermals mitleidig
anhören, Vnnd selbs mer vor augen sehen,
dann jnen lieb ist, Sein f. gnaden wellen ver-
nunftigelich bedenckhen, was hertzen vnd ge-
muets, sölliche anndernn allten vnd treuen
Dienernn gegen seiner f. gnaden machen soll.
Da jre dienst etwo schlecht bedacht. Aber ann-
dere liederliche. frembde. vnnd vnverdiente.
in sölliche gnaden genommen, darvör sich die
allten, vnd bekannten treue diener zezeitten
schmiegen vnd allerlay besorgen muessen, Was
dann fur grosser gehaimnus bey sollichen we-
sen, in jrer f. gnaden Chamer erhallten, vnd
ob nit mancher ain scheuch haben sollt Jrer
f. gna-

f. gnaden vil gehaimer sachen, bey söllichen Chammerdienernn. vnd da auch sunst. schier Yedermann aus. vnd einlauft. zuezeschreiben. das wellen sein f. gnaden bey sich selbs. vernunftigelich ermessen, vnd zeittlich einsehung thun, damitt es nit. wie an ettlichen höfen. zu dem grossen Misprauch kome. das weder in dero. Chamer. noch Canntzleien. jehts. gehaims mög erhallten werden. wellichs bey seiner f. gnaden vorfordernn. bisheer nit gewesen, gott well es noch abwennden, Sein f. gnaden welle doch. Jrem hohen verstand nach bedenkhen, wann sölliche geringe herkomne leut, von seiner f. gnaden zuzeitten. so Stumpf. vnd sunst mit vnwillen komen, was sy Alsdann in der frembd. von seiner f. gnaden thun vnd wesen, zuzeitten. an hohen ortten, vnd ausser. Lannds. bey anndernn Nationen, nit zu geringer. verkhlainerung. seiner f. gnaden Reden, vnnd alle ding nur zum ergsten. Auslegen,

Das volgt nun aus dem. das sein f. gnaden zuzeitten. sölliche liederliche herkomne leut. zu sich ziehen, frue. vnd spat. vmb vnd bey sich haben, die maiste Zeit. vnd thun mit jnen. verzernn. Jnen gehör. vnd gehenng. geben, Sy gen kuchen. vnd keller, inn die Schneiderey. vnd sunst. jres gefallens. anschaffen lassen, die nur zu vnkhossten. vnd allem

allem verderben offt von jres aigennutz wegen. Raten, wenig darnach fragen, wo mans nem, oder wie man haus. Sy sein heut da, morgen Annderstwo. Zu dem sy sein furstlich gnad. trefflich vil khossten, welliches alles durch dapfere gethreue Chamerdiener. auch darmit furkhomen wurd, da vnnser gnediger herr, sich in ain ordenlichs wesen. vnd thun begeben, Jro Räth. wie obsteet. vleissig. besuechen, vnd auf das jrig pesser acht haben, wurd, jn mancher. nit in seinen Sin Nemen durffen, ds er yezt one alle scheuch. an sein f. gnaden pringt, mit hilff. vnd zuestimmung seiner gesellen (die in ain modl. zu jrem nutz vnd vortl gossen.) hinausdruckt, zu dem wurde auch vast. dienstlich sein, da den schmaichlernn. vnd zuetittlernn, die sein f. gnaden mit wortten, gar gros mechtig. vnd Reich machen, dahin bereden, sein f. gnaden hab jrs geleichen nitt, kunden bey. söllichen. grossen lannden. vnd leutten. nit verderben. ꝛc. ꝛc. darmit vil vnnotturfftige vnkhosstenns verursachten. Item denen. so anndere. diener haimlich verschwetzen, vil vngereimpter. procureien priuatim. anpringen. desto weniger gehör oder glauben gegeben wurd, Dann zu besorgen, sein f. gnaden werden vnntterweilen darnitt. hoch verfiert. die vnschuldigen zu vngnaden

den pracht, Darumb sein f. gnaden kainen Zuesager. weitter. dann bis auf deß. versagten, verantwortung. glauben geben, Sollten. wie pillich dennselben hörnn, vnd sich eher zu vngnad. oder straff. nit bewegen lassen, Darmit wurden sein f. gnaden auch vil anlauffs. vnlusts, vn̄d vergebner bekumernus vertragen. Wie nun oben vermeldet. So gehört. Zu erhalltung der rechten furstlichen Reputation furstliche Zucht vnd Erberkait. ain Eerliche zuchtige gesellschafft. sonnst allenthalben vnd sonnderlich zu Disch. da frembd leut entgegen, dann stattliche dapfere leut. sagen von dapfernn. Eerlichen. und nuzlichen sachen. die zu Eer. zu guetter Regierung. vnd haußhalltung. auch sunst allenthalben zu guetnn. dienen. vnd erpauken, Aber vngeschanipere. drunckhne. und sonst liederliche leut, die syngen. allein jr lied. merers thails. vnnuz geschwez. deß man gleichwol zu lachen, Aber dannocht. dauon mueß Rechnung geben, Wieuil vnzuchtiger, vnschamhaffter. wort. werden. darneben. vor Frauven vnd Junkhfrauven. Auch der jugent getriben. Wievil vnzuchtiger, trunckhner. grober. vnfletiger. possen vnd zu grossen ergernuß. deß. frauvenzimers. vnd der vmbsteenden. jugent. Item. wieuil Erlicher leut. werden zu zeitten durch sölliche schwezerey. vitsche verschee-

scherey. gen hof. pracht. das sicht. vnd hört man offt, Aber diß seind nun an vilen ortten. die besſten. vnd angenembſtten, jſt vor noch wenig jarnn nit allſo. geweſen. das man. Yederman. dergeſtallt zu hof. ja gar in das frauvenzimer ein vnd auslauffen. freyen zueganng. gelaſſen, oder das man die furſtlich dafelnn. dergeſtallt. wie yetzt zu zeitten beſchiecht, besetzt, vnnſer gnediger herr. waiſ ſelbs wol. hats von den Ellternn. mermals gehört, vnd anfangs jrer Regierung. ſelbs ennger. vnd eingezogner. gehallten. Gott well. ſein f. gnaden ſolliche Licentia. vnd weitleuffigkait. yelennger, ye mer. wider abſtellen, jr in mangl. Furſtmeſſiger, oder dergleichen. gepornner perſonen dero allter furnemer Reth. geſellſchafft. mer lieben. vnd gefallen laſſen, wie ettlich anndere. wol hauſend herrnn thund. die jre maiſte kurzwail. thun vnd vertrauven. mit jren furnemen Rethen haben, dabey zutzeitten, auch etlich nit geringe handlungen, auſſer Rats verrichten, dieſelben wiſſen ſich gegen. jrer f. gnaden yederzeit aller gepur. vnd Reuerenz. zehallten, Aber die anndernn machen ſich gar zu gmain. vnd geſellgelich. wie man wohl ſieht vnd ſeiner f. gnaden Sonnderlich vor frembden, nit zu geringer verkhlainerung Raicht. die kurzweilre. ſein darumb ſeiner. f. gnaden nit ab-

geſchla-

geschlagen, zuseiner zeit zehaben. vnd jrem thun gemeß.zehallten, Dises zaigen. die Reth. seiner f. gnaden an.inn der warhait.Niemands.zelieb. oder zelaid. Sonnder allain zuerhalltung seiner f. gnaden rechten. Reputation. welliche mit dem auch nit wenig, Jres erachtens gemert. vnd die sachen zu pesserer hauswirtschafft möcht gericht werden, da sein f. gnaden wie yezt ain zeitherr. gotlob. sich hinfuran. ye lennger. ye mer. deß vbermässigen Zuetrinckhens enthielten. Dann. zu dem es ain grosse sund gegen got. der vernunft. gedechtnuß vnd dem gantzen leib schedlich. ain abpruch deß. lebens vnd. So gibt. die vbrig beweinung vrsach. zu offenwarung viler gehaimnuss. Item zu vnzeitlichem. schedlichen. auch vnzüchtigen Reden. Sonnderlich an orten vnd vor leitten, es sich nit gezimt vnd Sunst. wol. vermitten belib. Item auch zu vilen. vergebnen. vnnotturfftigen Ausgaben. vnd inn Suma zu allem verderben, Ennttgegen werden sein f. gnaden vngezweifelt. die khlain zeit heer. scheinparlich. vermerkht haben, wiewol seinen f. gnaden. die Abstinenntz oder messigkhait bekhomen, vnnd ye lennger ye mer beschehen, zu dem söllichs nit allain. an seiner f. gnaden hof. sonnder auch in ganntzem Lannd. bey menigelich. ain guet. exem-

exempl. vnnd nachuolg. geben wurd. Darne-
ben wirt sonnderlich. offt vnd guetherzig. da-
uongeredt. das sein f. gnaden zuuil *apertus*.
vnd sonnderlich zutzeitten. gegen frembden.
vnerkannten. vnnd vnuertrauten. leutten. sich
zuuil aufthun, jr herz. vnd naigungen eröff-
nen möchten, Dieweil. vnd es aber diser zeit
allso mißlich allenthalben steet. die wellt. so
verkert. vnd betrogen. so sollen. sein f. gnaden
desto behuetsamer. vnd gehaimer sein. furnem-
lich bey den fremden. sich nit mit Yederman
gemain. vnd geselelich machen, Furnemlich
auch mit jrem schreiben. aigner hand. welliche
zuzeitten Rhuemshalben hin vnd wider gezaigt,
vnd gar verlornn, daraus verkhlainerung. vnd
schaden zugewartten, dann die brief. Reden.
wie man sagt. allezeit. Jnn dem allem sollen
sein f. gnaden wie gemellt. zu erhalltung jrer
Reputation. behuetsam. vnd fürsichtig sein
vnd jr ettlich exempl. furpilden, da bey we-
nig jarñ. ettlicher. potentaten. vnnd annderer
ansechlicher. Chur. vnd Fursften. gehaime
brief. durch selzame mittl an tag. vnd gar inn
druckh khomen, zu deren grossen. verkhlaine-
rung. auch. schaden. Lannd vnd leut vnd So
ist hieuor mermals. bedacht, und seiner furst-
lichen. gnaden vnnterthenigelich. gerathen wor-
den (wie dann hiemitt nochmalen beschiecht.)

dz sein f. gnaden die Truggsessen. Edlleut. vnd vilmer. die sinnger. Laggeien vnd dergleichen. gesind. nit in der Neuen Vesst, oder annders seiner f. gnaden Losamenten. legen soll, zuuer=hiettung. deß teglichen aus. vnd einlauffens. der knecht. pueben. vnnd annderrn hailosen. vnbekannten, gesinds. Auch Zuuerschonung der furstlichen gemech. pesserer. verwarung. vnd beschliessung der Neuen Vesst. welliche diser ge=stallt. fur vnd fur. frue vnd spat. offen steen mueß. Sonnderlich. dieweil sein f. gnaden erst noch mer gesind. in dem Neuwen pauv. dem graben. gethan, wellichs sein f. gnaden eher mit vil gellt. heraus kauffen sollt Aus vilen. vrsachen, So kurtze. halben. hie umb=gangen, vnd sein f. gnaden in kurtzer zeit, gott well. one schaden. vnd Spot. erfarnn möchten,

Weiter vnd zum Sechsten, wirdet bedacht, dz vnnser gnediger eherr. zu erhalltung. furst=licher hochait. vnd Reputation. zuuerhuet=tung. teglichs. beschwerlichen. anlauffs. vnd allerlay pettlerey. vnd procureien, mit Ye=derman. ain sollichen freyen Zuegang. vber=anntwortung. der zettlnn. vnd supplicationen vnd gestatten, Sonnder nach. gelegenhait an seiner f. gnaden hof. oder ChamerRäth. oder auch an die obernn officier abweisen soll. dar=neben

neben mocht sein f. gnaden der frembden brief. vnd potten halben. einsehen thun, Darmit. die. nit durch ain Yeden angenomen, Vnd sein f. gnaden die eröffnte. verlesne brief. yederzeit. dem Chamer Secretarj oder det Rath ainem. so zugegen, vnd nit dem nechsten zuestelleten, dardurch wurden. die brief. in pesser gehaim behallten, die poten desto eher abgefertigt, die zuzeitten nit wissen. wem sy die brief. geben, wo. vnd bey wem sy vmb beschaid anhallten, derhalben sollen sein f. gnaden alltem löblichen brauch nach, ain dapfernn vleissigen Thurhietter haben, oder bey dem yetzigen darob sein, darmitt er der. Thur. vnd seinem Ambt pas. dann bisheer auswartte vnangesagt niemand in seiner f. gnaden Zimer lasse. auch. fur sich selbs. vngefordert. nit hineinganng. vnd seiner f. gnaden neben anndernn gemainen gesind. tegliches. vber den Hals Stee. vil weniger das er sich ainicher procurey: vntterfahe. dergleichen sein f. gnaden anndernn auch nit gestatten, sonnder mit allen procureyen. ernstlich abweisen soll. ain yeden an sein ordenlich ort. 2c. 2c. dauon sain f. gnaden gueten bericht vnd Rath. gehaben mögen, Sonst werden. sein f. gnaden wie zu besorgen, zu jren selbs. schaden vnd annderleut. beschwernuß. vilmalen. vber

Redt.

Redt. vnd verfierdt. dz gibt die teglich erfarung,

Vnd alls die Reth. vnnserm gnedigen herrn. Alle furstliche kurtzweil. mit der Music. Ladschafften. waidwerckkh. vnd annderer zu seiner Zeit. wie oben angezaigt. nit widerRathen. Souil weniger. wollten sy auch. seiner f. gnaden ordnung. oder maß. geben. zwischen den baiden malen, vnd nach dem nachtessen. mit spil. vnd in annder zimlich weg. Jr furstliche. kurtzweil. zu suechen, dahin sollen es aber sein f. gnaden nimer mer komen lassen, dz sy allso gar muessig. vnd werckhlos. die lanngweil khlagen, vnd nichts zethun wissen, Sonndern sein f. gnaden. sollen. ain yede Zeit. dermassen ordenlich austailen. auch in ain sollichen lòblichen prauch pringen. das sy nimermer gar zu feyrnn. dann aus dem Muessigganng. kumbt nichts. guets, darum wann sunst nichts nòtigers zethun, mòchten. sein f. gnaden ettlich warhaffte. Historien. vnd Chronic. sonnderlich. von Teutschen vnd Bairischen. geschichten. fur sich nemen. mit vleiß lesen. wurd. seiner f. gnaden nit allain mit der zeit vast. lieben, sonnder auch in mer weg. nutzlich. vnd ersprießlich sein, Alls von wegen meiner erfarung, anraitzung zu aller tugent vnntterweisung. guets. Regiments.

vnd

vnd haußwirtschafft, dann was seiner f. gnaden alls einem noch. jungen herrn. an. erfarung möcht abgeen, dz khundt sein f. gnaden durch söllich Mittl. erlangen, zu dem es seiner furstlichen gnaden hoch Ruemlich. seiner f. gnaden hochlöblichen vorelternn, und annderer lobwirdigen herrlichen thaten. ain wissen zehaben, Daruon. vor frembden zereden, Darzue dann der Allmechtig. seiner f. gnaden ain treffenliche gedechtnuß. wolredenhait. vnd erfarung der Lateinischen. sprach. mitgethailt. welliche gaben sein f. gnaden jr vnd Jren nachkomen. gehörter gestallt. pillich. nutz machen, vnnd dißvalls vil annderer. treffenlicher potentaten. exempl. fur augen stellen soll. Dann sunst dem Spil, essen. Drinckhen. vnnd annderer kurzweil. allain. außzewartten immer. von ainen zum anndernn. vom Morgen an bis in Die nacht. ist nit fürstlich. göttlich. noch löblich. kann und mag. inn die lenng. nit besteen, Sondern mueß sich mit verderben. vnd spot ennden. Darvor. wirt sich vnnser gnediger herr. auf so getreue. guethertzige warnung. zuuerhietten wissen, in jren hohen verstand gen, vnd dem Recht gebrauchen, Es ist hiebey auch warlich zu besorgen, dz sein f. gnaden mit dem dz sy sich. so gar. vnnd gannz. auf dz. Gutsche farnn jnner vnnd auſ-

 ser

ser Lannds, Auch zu zeitten. mit liederlicher gesellschafft begeben, sich bey den. verstenndigen vnnd frembden. leutten. nit wenig. verkhlainernn. Zudem seinen furstlichen gnaden. bey disen geschwinden leuffen nit ain khlaine gefar darauf. steet. Furnemlich. da sy. von jren lustheysernn. zu zeitten. gar ainig, oder mit aim ainigen Jeger. ein meil wegs. zwo. auf die weld. vnnd vörst ziehen. Dann wie leichtlich. sein f. gnaden. von ettlich wenig verstekhten pferden, oder auch. fueßgeend. ernieder. geworffen, durch unnd aus dem Land gefuert. eher man dessen Recht gewar wurd. hat. sein furstlich genad selbs. zubedenkhen, zudem ein Gutschin. vber die annder. darzue. vil vnngerisch fuerknecht bestellt. Allso dz dar Jnn gar kain maß. mer. gebraucht kain vnnkhesten. gespart. vnd söllichen schlechten. vnbekhannten leutten. schier. zuuil. verthraut wirdet Darneben wissen sein f. gnaden. das der armen. vber lannd. etwan wenig geacht wirt. derhalben. von nöten. dz sein f. gnaden ainem officier. so umb. vnnd mit seiner f. gnaden gewondlich vber lannd zeucht. deßhalben beuelch. gegeben hetten, vnd Stem. ob gleichwol sein f. gnaden ettlichen Ritter spilen, Jres leibs gelegenhait halben. nit wol mer nachkomen; khunden, wirdt

wirdt doch. bedacht. dz sein f. gnaden von wegen allten. furstlichen hochloblichen. gebrauchs. vnnd deß. jungen. Hofgesinds. sölliche nit gar sollten abgeen, Sonnder zu seiner Zeit. vnd beuorab in Vasnachten, auch wann. frembde herrschafften. verhannden. widerumb. inn ain zimliche. Yebung vnd gebrauch. pringen lassen,

Vnnd dieß. mit der kurtz. vom Ersten Hauptpuncten. Dauon gleichwol. vil mer. zeschreiben, Aber dasselb. soll pillich unnserm gnedigen fursten. vnd herrnn, nach der selben hohen verstand. in jr Discretion gestellt werden, Dann was hieoben. getreuer Mainung vermeldet. ist auch nit darumben beschehen, sein furstlich. gnad. damitt. erst wider gen schuel zefuernn. zelernen. dero ordnung. oder maß zegeben. die sein f. gnaden nit wißten, oder nit pessers. dann jre Reth. selbs wol. verstienden, Allain aus beuelch. Jrer. f. gnaden auch zu ainer. khlainen anmanung. vnd anraitzung. deren alle menschen. sy seien. so hochs. verstannds. alls sy wellen. dannocht. zuzeitten. bedörffen, 2c. 2c.

Aus dieser ungeheuchelten Vorstellung können Sie einigermaßen über den Charakter der Alten urtheilen. Da ist ganz nackte Wahrheit, ganz Wohlwollen fürs Ganze; keine eitle Absicht auf Eigennutz; keine kriechende Schmeichelep und unedle Menschenfurcht verdrängt hier die wahre

wahre Offenherzigkeit. Männer, die so frey als Männer sprechen konnten, waren auch fähig, als Männer zu handeln.

Freylich verändern sich die Zeiten; und man kann in dem ietzigen Jahrhunderte nicht sprechen, wie in dem vergangenen: allein ein Mann von Verstand weis die Wahrheit mit Anstand vorzubringen, und vergißt nie die Ehrfurcht, die er seinem Fürsten schuldig ist. Es giebt rauhe und tolle Köpfe in Staaten, die durch Rohheit ihres Ausdruckes und Mangel feiner Lebensart vieles verderben; allein man muß die Leute nehmen, wie sie sind.

Lernen Sie, mein Prinz! ungeheuchelte Wahrheit immer verehren; denn nur das Wahre führt zum Guten. Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß einst ein Fürst war, der eine dem Lande schädliche Verordnung unterzeichnen wollte. Niemand getraute sich, Vorstellung dagegen zu machen, als ein einziger edler Minister. Dieser verdarb alle Federn des Königs, daß er mit keiner schreiben konnte, und legte sie alle so in sein Schreibpult. Als der König die Verordnung unterzeichnen wollte, konnte er mit keiner seinen Namen schreiben, ward ungeduldig, und warf sie weg. Das ist undankbar, sagte der Minister, Eure Majestät! daß Sie die Schreibfedern, die so viel Gutes unterzeichnet haben, nur darum unwillig verstossen, weil sie den Namen eines guten Königs nicht zu einer entehrenden Verordnung setzen wollen. Verzeihen Sie ihren Federn; sie sind nicht gewohnt, des Königs Namen zum Nachtheil seiner Unterthanen niederzuschreiben. Lassen Sie eine Feder, Sire! aus dem Kabinette des Ministers holen, der Ihnen dieses Projekt vorlegte; diese haben noch selten eine gute Sache unterschrieben, und werden Ihnen daher willig dienen. Der König ward

ward aufmerksam; zerriß die Verordnung und umarmte den guten Minister.

Seyen Sie versichert, mein Prinz! daß, wenn man weis, daß Sie die Wahrheit lieben, die Lüge bald vom Hofe fliehen wird: — Doch ist es nothwendig, mein Prinz! daß Sie den Wahrheitliebenden vorzüglich aufsuchen. Dieß geschieht durch Entfernung der Schmeichler und Lügner.

Der Mann, der Wahrheit liebt, kriecht nicht, bückt und krümmt sich nicht, und weis die Kunst nicht die Zeit in Vorzimmern zu verantischambern; jede Minute ist ihm kostbar; er sucht sie zu benützen. Wenn man ihn ruft, so spricht er mit Freymüthigkeit; Stärke begleitet seine Worte; er ist edel; unwandelbar wie die Wahrheit selbst. Sieht er, daß man ihn nicht hört; daß seine Worte vergebens sind, so ist er nicht zudringlich. Er gleicht der Sonne; sie erwärmt die Gegend, wo der Himmel heiter ist, wo keine Dünste den Einfluß ihrer Stralen verhindern.

Dritter Grundsatz.

Der Regent muß sich den Tugendhaften und Weisen zum Freund suchen.

Fürsten haben selten wahre Freunde; aber die meisten wollen sie auch nicht haben: denn ein Freund spricht freymüthig und hasset jede niedrige Schmeicheley. Nicht der, mein Prinz! der zu allem ja sagt, der jedem ihrer aufkeimenden Wünsche zu vorkömmt, der jede ihrer Phantasien zu befriedigen sucht, ist ihr Freund; sondern der, der ihr wahres Wohl erwägt; die Würde ihres Standes kennt, und den Umfang ihrer Pflichten; — der ist ihr Freund,

der,

der, wenn ihre Größe sinkt, sie wieder erhebt; wenn die natürliche Schwachheit Sie auf Irrwege führt, Sie wieder auf die Straße der Tugend zurückleitet.

Unter dem großen Schwarme von Höflingen aber findet der Fürst selten Freunde. Dort in heitern Gegenden, wo die Hofluft die Menschen nicht vergiftet, keimen edlere Herzen als in den Treibhäusern der Palläste auf, wo nur Schwammenseelen aus der Erde hervorsteigen.

Ein Mensch ist der Freundschaft nicht fähig, der nicht fähig ist ein edler Mann zu seyn; und ist wohl die Menge edel, die am Hofe lebt? —

Ich will nicht sagen, daß es unter der Menge der Hofleute nicht edle Menschen giebt, aber sehr selten sind sies, das beweiset jedes Jahrhundert.

Exeat ex aula, qui cupit esse pius

sagte Ovid.

Die Sache ist ganz natürlich, und man kann die Ursachen in der Natur des Menschen finden. Falsche Begriffe von Größe und Ansehen ketten die Menschen an die Höfe, und der natürliche Stolz, der das Menschenherz so leicht verdirbt, verderbt auch die Herzen der Hofleute. Sie glauben andere Menschen zu seyn, und sehen mit Verachtung auf die herab, die unter ihnen sind. Dieser ihr Stolz gründet sich auf falsche Begriffe von Größe, als: auf den Werth von Geld, Kleidern, auf den Werth ihres alten Herkommens und Adels. Weil ihre Einbildung sie also von Jugend auf verführt, so lernen sie den wahren Werth der Menschheit nie kennen, suchen also keine eigene Verdienste, noch eigne Tugend; sie leben in einer Art von ewiger Berauschung, reflektiren nie über sich selbst; sind immer im Taumel des Vergnügens; scheuen die Einsamkeit, weil sie keine Stütze in ihrem eignen

nen leeren Herzen finden, und sind daher ihr ganzes Leben durch Kinder, die ihre Größe in Tändeleyen suchen.

Ein Verstand, der von kindischen Begriffen geleitet wird, schließt alle Männlichkeit und Größe des Herzens aus. Daher entsteht der übertriebne Stolz des Adels.

Dieser gleicht einem rohen von sich selbst eingenommenen, stolzen Menschen, der außer seinem Ich nichts kennt, außer seinem Ich nichts fühlt.

Die meisten bilden sich ein, daß, weil ihre Voreltern Geld hinterließen, von ihnen auch Tugend und Verstand ererbt zu haben.

Daher hält sich ihr Stolz zu allem fähig, daher glauben sie, daß ihnen ihre Geburt schon ein Recht giebt, die ersten Aemter des Staats zu verwalten. Sie messen die Kräfte nicht, die dazu gehören; bestreben sich um die Einsichten nicht, die die Aemter erfordern. Daraus entsteht der erste Grund der Unordnungen in Staaten.

Ungebildete Herzen, angepfropft von Stolz, und angefüllt von falschen Begriffen werden bald das Spiel ihres Privatinteresse und ihrer Eigenliebe: daher concentrirt sich alles auf ihr Sich. Die Verhältnisse der Staaten bekommen eine ganz andere Richtung.

Da Staatsverwaltung große Einsicht, unumschränkte Menschenliebe, Uneigennützigkeit, und beständige Beobachtung und Erfahrung voraussetzt, so können Sie leicht denken, mein Prinz! daß man diese Eigenschaften nicht wie ein altes Ritterschloß erben kann, sondern daß sich der Mann hiezu selbst bilden muß.

Wenn er nun nicht gebildet ist, nicht alle die Fähigkeiten besitzt, so nöthigt ihn die Lage der Sachen, wieder Subalterne zu suchen, die bald seine Schwäche kennen, seiner

seiner Leidenschaft schmeicheln und die Sache in Unordnung bringen, um im Trüben fischen zu können. So ists, mein Prinz! beobachten Sie, und Sie können den Würdigen kennen lernen, wie den, der Ihrer Achtung nicht würdig ist.

Zeigen Sie, mein Prinz! daß Sie die Tugend achten, daß nur der Mann Zutritt bey Ihnen hat, der wahre Tugend kennt, und bald werden Sie von guten, edlen Menschen umrungen seyn.

Sie müssen aber falsche Größe zerstören; alle die Masken verbannen, unter welchen sich das Laster, und mit selbem das Verderben des Landes am Hofe schleicht.

Sehen Sie mit einer gewissen Verachtung auf alle die elende Tändeleyen herab, die von alten Vorurtheilen in den Rang der Größe gesetzt worden sind. Sagen Sie ihren Höflingen: unter den sämmtlichen Menschen will ich nicht mehr seyn, als ein Mensch, und in meinem Lande der erste, das will sagen: dem die übrigen ihr Wohl in seine Hände gaben, und dessen erste und heiligste Pflicht ist, dieses Zutrauen zu verdienen. Sagen Sie: bisher bin ich noch nicht Regent; aber bestimmt zum Regenten: ich werde es werden nach den Verhältnissen meiner Regierung.

Ihre Geburt hat Sie zum Prinzen gemacht, zum Regenten muß Sie ihre Tugend machen.

Ich erinnere mich einer wunderlichen Geschichte, die eben hieher sehr passend ist, mein Prinz. Es war am Hofe eines Fürstens, daß eben die Rede von einer Total-Finsterniß war. Da sagte ein Cavalier: Es war so finster, daß man am hellen Tage die Sterne sah. Da seufzte der König, und als man ihn um die Ursache fragte, gab er zur Antwort: Ich seufze über die Finsterniß, die

in

in meinem Lande ist, denn ich sehe am hellen Tage die Sterne an der Seite meiner Höflinge: es muß also leider eine Total=Finsterniß seyn.

Wenn Sie werden merken lassen, mein Prinz! daß Sie auf die äußerlichen Zeichen von Größe wenig halten, so werden sich die Menschen bald durch wahre Größe auszuzeichnen suchen.

Es war von jeher in dem Menschen, daß sich die Höflinge nach der Denkart der Fürsten bilden, wenn er sich nur zu erkennen giebt. Im Lande der Feen ward ein Prinz gebohren, der eine lange Nase hatte, und alle Mütter und Ahnen zogen ihren Kindern die Nase, denn es war nun Mode, eine lange Nase zu haben, weil sie der Prinz hatte.

Glücklich das Land, wenn der Prinz eigne Tugend hat, und wenn es auch unter den Hofleuten Mode wird, Tugend zu haben! — — allein der Name, Tugend, mein Prinz! wird so oft genennt, und so wenig verstanden — viele nennen die Tugend, und wissen nicht, was sie ist.

Die Tugend, mein Prinz! ist die Fertigkeit, das Wahre zu erkennen, und aus Erkenntniß des Wahren das Gute zu üben.

Diese Tugend, mein Prinz! ist nothwendig in den Staaten, und ohne sie erhält sich nichts, denn sie ist die Befolgerin der Gesetze, und Gesetze des Staats sind nothwendige Verhältnisse, ohne denen der Staat nicht Staat seyn kann.

Diese Gesetze sind ewig; sie liegen in der gesellschaftlichen Vereinigung, und des Fürsten Obliegenheit ist, ihren Werth geltend zu machen.

Die

Die Rechte der Könige gründen sich auf die Pflicht des Völkerwohls: dieses ist der Maasstab nach welchem Fürsten ihre Handlungen einrichten sollen.

Lassen Sie sich, mein Prinz! durch die Ehrenbezeugungen nicht einnehmen; die Ihnen von Ihrer ersten Kindheit an das Volk bezeigt; täuschen Sie ihr eignes Herz nicht, und halten Sie Sich in so lange nicht groß, bis Verdienste für die Menschheit und Tugend für den Staat Sie groß macht.

Wie trostvoll muß es Ihnen nicht seyn; wenn Sie auf die Menge der Menschen herabblicken, die Sie von der Höhe ihres Thrones übersehen: — alle diese Menschen können Sie sich sagen, kann ich glücklich machen, wenn ich sie lehre, was Tugend ist. Ihnen ist es vergönnt Prinz! für ihre Kinder zu wachen; Sie können Vergnügen unter das Strohdach und Zufriedenheit in die Hütte führen. Hören Sie die Stimme des Mannes, der am Pfluge ein Lied singt; er singt ihre Lobsprüche. Hören Sie das Jubelgesang der Ernde und Weinlese; der erste Name jeder ländlichen Freude wird ihr Name seyn. Kinderzungen werden ihn stammlen, und alte, gebückte Greise werden bey dem letzten Abendroth ihre durch Arbeit entkräftete Hände für Ihr Wohl zum Himmel fallten. Der Staar, die Amsel, die der Schäfer für sein Mädchen schwätzen lernt, wird den Namen des guten Prinzen nennen.

Dieses ist die Freude, die Sie erwartet; die Belohnung ihrer Handlungen, und wenn Sie nun, mein Prinz! dieses Glück nicht verdienten, wenn Sie schwach genug wären, sich von der Eitelkeit des Hofes blenden zu lassen, wenn Sie sich einbilden könnten, alle diese tausende der Menschen wären nur da, um die Lüste eines einzigen zu befrie-

befriedigen — welchen Freuden würden Sie den Eingang in Ihr Herz versperren, und welchem Seelenelende würden Sie die Thüre öffnen!!!

Wahres Glück, mein Prinz! besteht nur in dem Bewußtseyn der Erkenntniß des Wahren, und der Ausübung des Guten; alles andere macht nicht glücklich. Lassen Sie Ihre Tafeln mit tausend Speisen besetzen; Sie werden nicht mehr essen können, als Ihr Magen verträgt; lassen Sie Quellen von Wein strömen und bald werden Sie Ihnen zum Eckel seyn; strecken Sie ihre Glieder auf Flaum-Polster von Atlas, und der Schlaf wird doch ihre Augen fliehen, der balsamisch den Bettler erquickt, der sanft auf Stroh schlummert.

Reichthümer geben nicht Glück, sondern Bedürfnisse; mehr und mehr unterliegt unser Körper unter der Last des Genußes, und wir erkennen zu spät den Verlust des sanften Genußes irrdischer Dinge, den die Mäßigkeit uns gönnt.

Wie elend, Prinz! werden Sie seyn, wenn Sie ihr Herz an diese sinnliche vergängliche Dinge ketteten; wenn Sie der Tyrann Ihrer Unterthanen würden; um sich selbst elend zu machen, und wenn Sie vergessen könnten, daß Sie nichts als ein Mensch sind; wenn Sie nicht Ihre Thaten und Ihr Herz zum Fürsten macht.

Sie sind allen Zufällen unterworfen, wie ein anderer Mensch; vergessen Sie daher nie, daß Elend, Armuth und Krankheit auch den Zutritt in Palläste haben; oder vielmehr will ich sagen, daß sie dort meistentheils wohnen und erzeugt werden.

Gehen Sie in die Geschichte zurück, und Sie werden sehen, was Wohllüste aus Staaten und aus Königen gemacht haben. Entnervt wurden Sie das Opfer ihrer

Sinn-

Sinnlichkeit, der Raub der Krankheiten, und der Spott auswärtiger Nationen, der Abscheu ihrer Unterthanen, der Gegenstand der Verachtung nachkommender Jahrhunderte. Setzen Sie sich, mein Prinz! nie in die Reihe dieser Elenden.

Aus allem diesem, mein Prinz! sehen Sie, daß Ihnen der Umgang mit edlen Menschen nothwendig ist. Fürsten können nicht alle Geschäfte selbst verwalten; sie müßten Götter und keine Menschen seyn; daher müssen sie Mitarbeiter im großen Plane des Länderglücks haben; sie müssen gute und edle Minister, treue und redliche Diener haben, und diese findet man nur unter denen, die ein Herz der Tugend fähig haben.

Das Herz allein adelt den guten Menschen; nicht der Verstand ohne dem Herzen, mein Prinz! Ein Mensch, der Verstand hat, und kein Herz, ist ein sehr böses Ding in der Gesellschaft; er richtet vieles Uebel an: ziehen Sie also immer den vor, mein Prinz! der ein gutes Herz hat, denn er wird nie dem Wohle des Ganzen entgegen seyn: und denken Sie denn ferner den

Vierten Grundsatz.

Nicht Macht und Gewalt verschaffen dem Fürsten Sicherheit und Größe, und befestigen die Seeligkeit seines Staates: sondern das Glück des Staates und des Fürsten liegt in den Herzen seiner Unterthanen.

Vergebens werden Sie sich bemühen, mein Prinz! ihr eignes Glück und das Glück ihrer Staaten zu befördern, wenn Sie nicht auf die Güte des Herzens ihrer Bürger, ihrer Untergebnen dringen. Nur der Fürst ist groß und glück-

glücklich, der viel gute Bürger hat, denn er findet alles in ihrem Herzen. — Thätigkeit fürs Gute, Aufrichtigkeit, Wohlwollen, Beständigkeit und Treue.

Was nützt dem König seine Größe; was dem Fürsten seine Gewalt, wenn nicht jedes Herz fürs Ganze denkt. Gewalt und Macht erzeugen Sklaven, aber keine Unterthanen; und der Sklave und der Unterthan sind doch so wesentlich verschieden! — — diesen fesselt Liebe, und jenen Furcht; der ist thätig, so lang er die Fesseln trägt, und sucht jede Minute sie zu zerbrechen; jener ist sich immer gleich, keine Zeit verändert sein Herz, keine Umstände seine Denkart; in seinem Schoose ruht der Fürst sanft, denn tausend Augen wachen zu seiner Erhaltung, tausend Arme sind bereit zu seinem Schutze.

Dort, mein Prinz! wo das Herz die Menschen leitet, ist Thätigkeit und Muth, und was gleicht der Stärke der Tugend und der Liebe.

Stellen Sie sich, mein Prinz! zwo Nationen vor, die gegeneinander kriegen; die eine fechten für Freyheit, fürs Vaterland; die zweyte aus Eroberungssucht; jene hat die Macht über die Herzen; jene die Gewalt über die Schwächern. Betrachten Sie die Verschiedenheit der Gemüther; den Unterschied des Muths: da wo, das Herz und die Seele mitkämpft, und dort, wo zitternden Seelen die Gewalt den Stahl in die Hand giebt. — —

Nicht die Menge der Räder macht den Werth der Maschine, sondern die gleich vertheilte innere Kraft zur Wirkung im Ganzen. Glauben Sie gewis, mein Prinz! daß ungeachtet der ungeheuren Armeen, die zur Erhaltung des Gleichgewichts der Staaten, wie sie sagen, errichtet sind, doch die mächtigen Staaten Europas sinken werden — bald sinken werden, wenn nicht aufkei-

mende

mende Tugend von innenher ihre kränklichten Seelen zum Staatsleben wieder stärket.

Lesen Sie die Geschichte, und betrachten Sie, wie das stolze Rom unter dem Schwerdte des Westgothen fiel, und wie barbarische Völker die Obermacht über die erhielten, die durch innere Laster geschwächt waren.

Mein Prinz! kein Staat erhaltet sich ohne Tugend; nur sinkt einer eher, der andere später. Die Ursache, warum viele Staaten nicht schon wirklich gesunken sind, ist, weil ihre Säulen noch auf einer Art von sandigtem Grunde ruhen, der sie einige Zeit erhält, aber in die Länge sie nicht erhalten kann. Dieser Sandgrund sind falsche Vorurtheile, die fast in allen Staaten angenommen sind, und die Tugend ersetzen sollten: aber sie gleichen morschen Säulen, die oft nur einen Windstoß erfordern, um in durchfressenen Abgrund zu stürzen, und die eingebildete Größe unter ihren Ruinen zu begraben.

Denken Sie, was einst Tapferkeit und Muth bey den Alten war; was ist sie heut zu Tage? — Dort waffnete sich die Hand aus Liebe fürs Ganze, Selbsterhaltung schmiedete den Stahl; und Liebe für Weib und Kind, für Heimath und Vaterland regierte den mächtigen Arm des Kämpfenden: — wenden Sie nun ihren Blick auf unsere Armeen; sehen Sie; da fesselt einen großen Theil Eigennutz, den größten die Gewalt. Was ist von dem Menschen zu hoffen, den Noth und Elend, oder Gewalt zwingt? Der sein Leben dem Könige verkaufte? — Kann der König Liebe von dem hoffen, der so wenig Selbstliebe hat? Kann Tugend in einem Herzen seyn, das maschinenmäßig streitet? — Vergebens, ihr Kriegserfahrne! bewerft ihr euch auf eure Taktik; vergebens sucht ihr aus Kriegsheeren regelmäßige Hebel der Gewalt zu machen.

Ich

Ich setze wirklich, Soldaten seyen nichts als mechanische Federn der Kriegsmaschine, die nach der Taktik gezwungen sind, zu handeln und ohne innere Kraft, so werdet ihr mir doch erlauben zu sagen, daß jede Feder ihrer eignen Spannkraft bedarf, und diese Spannkraft giebt die Seele, und all eure Kriegskunst kann sie nicht geben.

Ich führe Ihnen dieses nur an, mein Prinz! um Ihnen zu zeigen, daß die überwiegende Macht der kriegerischen Menschenmaschinen nicht im Stande seyn werde, die Staaten zu erhalten, die einem morschen Baume gleichen, und wenig mehr von außenher bedärfen, um gänzlich einzustürzen.

Wo das Herz nicht die Triebfeder unsrer Handlungen ist, da verschwendet der König vergebens seine Gesetze; sie werden nur aus Furcht oder aus Eigennutz befolgt, und der, der sie auch nicht gänzlich verlacht, thut doch alles um sie zu schwächen.

Denken Sie sich, mein Prinz! daß Sie als ein Mensch regieren, denn ein Mensch bleiben Sie immer, und Fürstenkindern kann man nicht genug wiederholen, daß sie Menschen sind. — Denken Sie, daß Sie als Mensch nie fähig sind, den weiten Umraum ihrer Länder zu übersehen, und daß Sie nothwendig Staatsbediente haben müssen. Wenn nun Sie, mein Prinz! das Gute wollen, und wenn es ihre Staatsbedienten nicht wollen; wenn diese im Stillen ihrem Plane für die Glückseeligkeit der Völker entgegen arbeiten; wenn Sie genöthigt sind, ihrem Minister eine wichtige Angelegenheit zu vertrauen, wer versichert Ihnen die glückliche Ausführung? Wer den Erfolg? — Wer? — — Das gute Herz allein, mein Prinz! denn sind Sie versichert, daß Ihr Wille allzeit heilig wird erfüllt werden, wenn Sie sich sagen können:

der,

der, dem ich mein Geschäft anvertraute, ist ehrlich; ich bin überzeugt, daß sein Herz und nicht sein Eigennutz oder Stolz das Triebrad seiner Handlungen ist, und ich kann mich vollkommen auf ihn verlassen, denn er hat Ehrlichkeit und Tugend.

Wollen Sie aber, mein Prinz! daß Ihr Untergebener so edel denke, so zeigen Sie täglich, welchen Werth Sie der Tugend beymessen. Die Sitten der Fürsten, sagt der treffliche Montesquieu, tragen eben so viel zur Bildung der Herzen bey, als die Gesetze, denn auch sie können aus Menschen Bestien, und aus Bestien Menschen machen.

Wenn der Fürst freye Seelen liebt, so wird er Unterthanen haben; liebt er niederträchtige Seelen, so wird er Sklaven beherrschen; will er die große Kunst zu regieren wissen, so bestrebe er sich, Ehre und Tugend nahe um sich zum haben; er berufe persönliche Verdienste zu sich. Er kann auch manchmal die Augen auf die natürlichen Gaben werfen; er fürchte sich nicht vor denjenigen Nebeneiferern, welche man die Leute von Verdienste zu nennen pflegt: er ist ihnen gleich, so bald er sie liebt.

Suchen Sie immer, mein Prinz! die Herzen zu gewinnen, aber nie zu fesseln. Machen Sie sich den Unterthan gefällig, die Liebe eines ihrer geringsten Unterthanen muß Ihnen ein schmeichelndes Vergnügen seyn. Die Unterthanen verlangen so wenig Achtung von dem Fürsten, daß es billig ist, ihnen ihr Verlangen zu gewähren. Lassen Sie sich durch das Flehen ihrer Unterthanen erbitten; aber von unbilligen Foderungen nie bewegen. Verweigerungen und Gnadenbezeigungen der Fürsten müssen immer mit dem Wohl des Ganzen verknüpft sen. Hiezu, mein Prinz! gehört der weitere Grundsatz:

Fünf-

Fünfter Grundsatz.

Ein Fürst muß Achtung gegen seine Unterthanen haben.

Beschimpfen Sie nie ihre Unterthanen, mein Prinz! Sie sind gesetzt zu vergeben, zu bestrafen, aber nie zu beleidigen.

Scherzen Sie auch nicht mit ihren Unterthanen, ein beissender Scherz ist Beleidigung, und Scherz, der nicht beleidigt führt bald zur unanständigen Vertraulichkeit.

Lernen Sie den Werth ihrer Untergebnen kennen, und messen Sie diesen Werth nach dem wahren Verdienste des Menschen.

Nur der, mein Prinz! hat Verdienst, der ein rechtschaffner Mann, und ein edler Bürger ist.

Vorzüglich lernen Sie den Werth des Landmanns kennen, und würdigen Sie selben mit ihrer vorzüglichen Achtung; denn dieser ist der Mann, mein Prinz! der Sie zum Fürsten macht, und ohne dem Sie nicht Fürst seyn würden.

Stellen Sie sich das Schicksal dieser armen Leute oft und lebhaft vor, und besuchen Sie manchmal ihre Hütten, damit Sie wissen, was der Bauer ist.

Betrachten Sie den Mann auf dem Felde, wenn er pflügt; sehen Sie ihn in der Aerndte, und in seiner Scheune, und erwägen Sie seine Arbeit.

Denken Sie, mein Prinz! daß er ein Mensch ist, wie Sie; daß er Gefühle und Empfindungen hat, wie Sie; daß seine Zunge den Durst, und sein Magen den Hunger fühlt; daß seine Hände entkräftet von Arbeit sinken, daß sein Scheitel von der heißen Sonne gebrennt wird, und daß seine Glieder von der Kälte starren: — und

wenn Sie denn dieses fühlen, so besuchen Sie die Hütte des Elenden, kosten Sie sein schwarzes Brod; betrachten Sie sein hartes Lager, und erwägen Sie, wie viele Bequemlichkeit des Lebens dieser Arme entbehrt, damit undankbare Reiche das Brod verzehren, das er erwarb.

Ueberdenken Sie die Bürden, die ihn drücken, und das Sklavenjoch, unter dem er manchmal schmachtet. Entfernen Sie seine Unterdrücker, und zerschmettern Sie die Ketten die ihn lasten. Er ist Ihr Unterthan, Ihr Kind; Sie sind sein Vater; sein Fürst — Sie sinds schuldig.

Am Hofe, mein Prinz! lernt man die Sklaverey des Bauernstandes selten können. Der mit eisernen Nägeln beschlagene Schuh des Taglöhners darf nicht die Parquetböden der Höfe betretten; er würde sie ja verderben, und die Höflinge sind beschäftigt, ihn sorgfältig zu entfernen. Es liegt ihnen daran, daß der Fürst den nie kenne, der doch alles für ihn ist. Die Reichen verlieren immer, wenn Fürsten die Freunde der Armen sind. Sie müssen sich schämen, wenn sie sich in goldnen Kleidern brüsten, von dem Gelde ihrer Unterthanen erkauft, die in Lumpen gehen. Einst sagte ein Fürst zu einem Cavalier: Graf! Sie sollten immer in der Trauer gehen. „Warum das, „gnädigster Fürst?“ — Um zu zeigen, daß Sie doch um die Ehrlichen zum wenigsten nach dem Aeußerlichen trauren, die Sie durch Ihre Erpressungen ins Grab gestürzt haben: — — aber gut! sie sollen nicht ungerochen gestorben seyn, denn der Vater weiß den Tod seiner Kinder zu rächen, und dieser Vater will ich seyn.

Es ist außerordentlich, mein Prinz! und manchmal unbegreiflich, auf welche grausame Art die Bauern von den Besitzern der Rittergüter gepreßt und mißhandelt wer-

werden. Hiezu mag ein angenommenes Vorurtheil viel beytragen; da jeder Innhaber einer Hofmarkt sich einbildet, seine Bauern wären seine Unterthanen, und Unterthanen sehen sie an, wie eine Sache, die man als sein Eigenthum behandeln darf, wie man will.

Zeigen Sie immer, mein Prinz! daß alle Menschen in Ihrem Staate Ihre Unterthanen sind. Die Besitzer der Güter können Grundholden, aber keine Unterthanen haben. Sie sind selbst Unterthanen des Fürsten, und in dieser Rücksicht steht der Bauer mit ihnen in gleichem Verhältnisse.

Zeigen Sie auch vorzüglich, daß der arme ehrliche Bauer Ihrer Achtung am würdigsten ist, und Ihr Beyspiel wird auch Einfluß auf die Herzen der gewöhnlichen Unterdrücker der Menschen haben; denn der Mann, den der Fürst achtet, diesem bezeigt auch der Adel seine Achtung: ob es aus Krimmasse oder aus Ueberzeugung geschieht, ist immer eins, wenn nur der Endzweck erreicht wird.

Es ist traurig, mein Fürst! wenn man mit denkender Seele die Menge der Unglücklichen übersieht, die in den Hütten wohnen, und meistentheils so behandelt werden, als wenn sie nicht unsere Mitbrüder und gleiche Söhne des Fürsten wären.

Es scheint, als hätte die Natur nur diese Wesen erschaffen, daß sie leben, arbeiten, hungern, leiden, und sterben. — Es scheint, als wären sie gebohren, um Ungeheuer zu füttern, die ihre Gutthäter grausam zerreissen. Mein Prinz! man muß das Elend des Bauersmanns kennen, wenn man Mitleiden mit ihm haben will: aber um Mitleiden zu haben, muß man wissen, was Leiden ist. Wer nie die Kälte gefühlt hat; wer nie hungerte; wer nie dürstete; wer nie in einer Strohhütte schlief, wenn

der

der Sturm wüthete, und der Platzregen seine Kleider durchweichte, der weiß nicht, was Armuth und Elend ist.

Ihnen mein Prinz! mangelt nichts; wenn Sie hungert, so essen Sie; wenn Sie durstet, so trinken Sie; Sie haben Kleider, um zu wechseln; ein herrlich Ruhebette um zu schlafen: — wie kann man nun von Ihnen fodern, daß Sie fühlen sollen, was Leiden ist, wenn Sie nie selbst gelitten haben? — Wie kann man begehren, daß Sie wissen sollen, was Wermuthtrank ist, da Sie nichts als Nektar gekostet haben. Erfahrung lehrt den Menschen; man kann sich unmöglich ins Elend des andern hineindenken, wenn man nicht selbst gefühlt hat. Daher kömmt es, mein Prinz! daß manche Reiche unempfindlich gegen die Klagen des Elends sind; nicht darum, daß sie harte Herzen hätten, sondern darum, weil sie nicht wissen, was Elend ist.

Man erzählte mir von einem jungen Prinzen, der die herrlichste Anlage zu dem gütevollesten Herzen hatte, der oft stundenlang sich mit einem armen Menschen unterhielt, und, wenn sein Hofmeister ihn fragte: haben Sie diesem Armen nichts geschenkt? — so schien er betroffen, und sagte: mein Gott! ich dachte nicht daran, daß ihn hungern könnte.

Eine arme Wittwe kam einst zu einem Fürsten, und bath ihn, er möchte ihr doch ein Reisegeld schenken, damit sie zu einem ihrer Verwandten in Paris, der zehen Tage weit von dem Orte entfernt war, wo sie wohnte, reisen könnte. Der Fürst gab ihr zween Dukaten. Liebe Frau! sagte er, wenn sie Extrapost nehmen will, kann sie bis in vier Tagen dort seyn. Der Fürst mag es wohl sehr gut gemeynt haben; allein, Mangel an Erfahrung ließ ihn nicht einsehen, daß man mit zween Dukaten nicht

nach

nach Paris mit Extrapost fahren könne. Die Frau erinnerte ihn daran. Es ist wahr, sagte der Fürst; ich habe die Sache nicht so überdacht; und gab ihr den Ueberrest.

Wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, mein Prinz! so setzen Sie sich manchmal in die Lage selbstgemachter Bedürfnisse. Wir wollen z. B. auf die Jagd gehen, nicht fahren; wollen uns von Regen und Schnee ein wenig durchweichen lassen; — dann, wenn wir recht naß sind, und Eiszapfen an unsern Haaren hängen; wenn wir vor Frost wie die Gänse schnattern; dann wollen wir nach Haus — — nicht in einen Pallast — nein! in eine Hütte gehen, die der Wind durchsauset; wo kein anders Lager, als schlechtes Stroh ist. Denn, mein Prinz! werden Sie sagen: ich möchte gern Kleider wechseln; und ich werde Ihnen antworten: Ja, mein Prinz! wenn wir einige hätten: doch trösten Sie sich, das kann morgen geschehen. Erst morgen! werden Sie mir sagen. Nun ja! was will denn diese kleine Unbequemlichkeit zu bedeuten haben — bis morgen? — Sehen Sie diese armen Leute da sind so naß wie wir; aber sie können morgen ihre Kleider nicht wechseln, auch nicht übermorgen, und nicht über und über morgen, denn sie haben keine andere. O die armen Leute! werden Sie ausrufen, mein Prinz! wirklich ja, die armen Leute! — und sehen Sie nun, mein Prinz! diese armen Leute da, die keine andere Kleidung, die oft kein Holz in ihrer Hütte haben, um sich zu trocknen — dieß sind die nemlichen Leute, die, um Ihnen ein Vergnügen zu machen, mein Prinz! die Haasen und Füchse aus dem nassen Gebüsche herausgejagt, und damit ihre elenden Kleider noch mehr zerfetzt und zerrissen haben. Können Sie sich noch erinnern, mein

Prinz

Prinz! als sich ein Fuchs ins dicke Gebüsch versteckt hatte, und ein armer Bauer nicht hineinschliefen wollte, wie ihn der Jäger gleich schlug. Du fauler Pursche! rief er, ich will dich lehren. Nun, wars Faulheit? — mein Prinz! nein, der arme Mann wollte sein bisgen Kleidung schonen, weil er zu Hause keine andere mehr hatte. Verdiente er Schläge oder Mitleiden? — Mein Prinz! alles dieses wird Ihnen entwischen, wenn Sie nicht selbst die Hütte des Elendes besuchen. Gut! noch sind wir unter dem Strohdache des armen Taglöhners. Es hungert uns. Gebt uns doch was, guter Mann! — Hier bringt er uns Brod — schlechters als Ihre Jagdhunde, mein Prinz! essen. Was ist das? Werden Sie sagen. — Die gewöhnliche Kost, mein Prinz! dieses Armen. Ich will Ihnen nun nicht rathen, daß Sie's essen; es könnte Ihnen wirklich nicht gut bekommen; wir wollen ins nächste Dorf schicken, und uns besser Brod kaufen. Aber, lieber Prinz! ich habe meinen Geldbeutel vergessen; Sie auch vielleicht? — nun ja! — das ist treflich. Aber der arme Taglöhner soll uns Geld geben. Guter Mann! lehnt uns zwölf Kreuzer, und hohlt in dem nächsten Orte bessers Brod dafür. Mein Gott und Herr! wo soll ich zwölf Kreuzer hernehmen? Ihr könnt mein ganzes Haus aussuchen, und Ihr werdet keinen Heller finden. Er weint, und nun weinen Sie auch. Edel ist die Thräne, die aus Ihrem Auge fließt. Ach! sehen Sie nur das Elend des armen Mannes — — und dieser Elende ist doch der, der uns ernährt. Nicht genug, daß er aller Bequemlichkeiten des Lebens beraubt ist; den nicht nur Härte des Schicksals drückt, es drückt ihn auch Härte der Menschen. Der geringste Fehltritt, den er macht, wird an ihm bestraft, grausam bestraft: Wenn

äußer-

äußerstes Elend ihn verleitet, daß er, um sein Weib, um sein Kind dem Hungertode zu entreißen, das Eigenthum eines andern angreift, weniges Geld zu seiner Rettung stiehlt, so wird er in Kerker geschleppt, und getödtet. Grausam! rufen Sie auf. Wirklich grausam: denn, mein Prinz! oft sprechen große Diebe das Todesurtheil über den geringern, und die, die Räuber von tausenden sind, morden den, den die äußerste Noth zum Räuber einiger Gulden machte.

Nun, mein Prinz! dieser elende, gedrückte Mensch, den die Stadt verachtet, der Reiche von seinen Thüren stoßt, dieser ist doch der einzige, auf dessen Treue Sie wahrhaft bauen können. Er hat zwar nur eine Hütte, aber diese Hütte wird er mit Ihnen theilen; er hat zwar nur schwarzes Brod; aber auch dieses Brod steht zu Ihrem Befehle; den letzten Trunk Wasser, den er in seiner hohlen Hand hat, wird er seinem Fürsten darreichen, und zufrieden seyn, wenn er ihn nur anlächelt.

Vergleichen Sie diese Menschen, mein Prinz! mit denen, die Sie umringen — — hier ist Ehrlichkeit, und da Tücke und Falschheit. Auf der Stirne des Landmanns liegt ungeheucheltes Wesen, und Schalkheit in den Zügen des Höflings.

Der Reiche und der Adeliche sind meistentheils Mitbuhler um die Größe der Fürsten. Ihr Ansehen, ihre Macht, ihre Gewalt zu theilen, dieses sind meistentheils ihre Plane. Was können Sie auch von solchen Leuten anders erwarten, die eingepfropft von Vorurtheilen sind? — wovon sich die meisten einbilden, Sie seyen wahrhaft groß, weil der dumme Pöbel sie für groß hält, dessen Auge sie von Jugend auf blenden. Wie werden die meisten Reichen und Adelichen erzogen? — Von Kindsbei-

nen

nen an schmeichelt ihnen schon ihre Amme. O der liebe, schöne Fritz! heißt es, oder der liebe, gute Karl! wie groß, wie reich wird er nicht werden! Nicht wahr, lieber Fritz! lieber Karl! wenn du denn alle diese Rittergüter hast, denn wirst du auch deine alte Amme nicht vergessen. Nun zörnt der gute Fritz, und der liebe Karl befiehlt; man darf ihnen aber nicht widersprechen; sie könnten krank werden und sterben, und die Familie würde ihren Fideicommißerben verlieren. Aus den Händen der Amme kommen sie in die Hände eines Hofmeisters, der meistentheils an Feigheit und Schwäche der Amme nichts nachgiebt. Sein Hauptbeweggrund, aus dem er Hofmeister wurde, ist die Hoffnung versorgt zu werden; ein gutes Beneficium, oder eine einträgliche Pfarr zu erhalten. Dieses Eigeninterresse schläfert daher das wahre Interesse für die Erziehung eines Adelichen ein. Man erzieht ihn nach dem Aeußerlichen, das heißt: er muß alles scheinen. Wenn er von Büchern wie ein Papagey schwätzt; wie ein Staar seine Sprachen plappert; etwas von Geographie und ein Stück von der Geschichte weiß, denn bewundert ihn schon alles. Man ruft auf: welch ein Meisterstück der Erziehung! — Er ist sechszehen Jahre alt; reißt auf Universitäten, spielt Ball und Billard, hält sich ein Mädchen, und verderbt den Ueberrest seiner wenigen Seele gar. Denn schickt man ihn in die Länder; er kömmt zurück, bringt neue Kleider mit und Verachtung gegen das Vaterland — und so ist der Cavalier gebildet. Er kennt nichts von der innern Verfassung seines Vaterlandes; er sieht alles für dumm an, kritisirt alles; spottet über Tugend und Religion, und dringt sich immer durch Empfehlungen in Aemter ein, und verwaltet Staatsgeschäfte. Umrungen von niederträchtigen

trächtigen Schmeichlern wählt er die zu Freunde, die die Sklaven seiner Leidenschaften sind. Er gleicht einem Töpferklotze, aus dem man bildet, was man will. Er scheuet den ehrlichen Mann, weil sich Ehrlichkeit mit ihm nicht verträgt. So ist die Erziehung des Reichen und Adelichen überhaupt. Ich sage nicht, daß es keine Ausnahmen giebt. Ich kenne rechtschaffene, vernünftige und redliche Cavaliere; aber eben diese rufe ich auf. Sie müßen mir mit der ganzen Welt das Zeugniß geben, daß der große Haufe verdorben ist, und doch dünkt sich dieser große Haufe berechtigt, jedes Amt zu begleiten, und sieht es für Beleidigung an, wenn der Fürst ihn zurücksetzt.

Wenn Sie sich ein Thürschloß machen lassen, so nehmen Sie einen Schlosser; wenn Sie einen Schrank haben wollen, einen Schreiner; wenn Sie eine Flotte ausrüsten, so müßen Sie einen Seekundigen haben; — warum sollen Sie nicht auch einen Staatskundigen zu ihren Staatsgeschäften nehmen? — — Es war ein Fürst, der einen würdigen Staatsminister verlohr, und der Adel drang sehr in ihn, daß er einem jungen Cavalier diese Stelle geben sollt. Eines Tages, als der junge Graf mit mehrern von Adel bey dem Fürsten auf seinem Lustschlosse war, sagte der Fürst: Ich hätte eine Bitte an Sie, lieber Graf! — aber Sie werden mir sie doch nicht abschlagen? — Eure Durchläucht, erwiederte der Graf, Ihre Wünsche sind für mich Befehle.

Nun gut; ich möchte gern dieses Kleid geändert haben; seyen Sie so gütig, und ändern Sie mirs.

Eure Durchläucht belieben zu scherzen, sagte der Graf; ich würde eine elende Arbeit machen, denn ich wäre ein armseliger Schneider, der alles verpfuschen würde.

Der Fürst. Thut nichts zur Sache! Ich bitte Sie.

Graf.

Graf. Ich schwöre Eure Durchlaucht bey meiner Seele, daß ich nicht einmal die Nadel zu führen weiß. Es wäre Schade für das prächtige Kleid; ich würde es Eurer Durchlaucht verderben.

Fürst. Sie würden sich also Vorwürfe machen, mein Graf! wenn Sie mir dieses Kleid verdürben; und Sie würden sich keinen Vorwurf machen, mein ganzes Land zu verderben? — Sie gestehen frey, daß sie kein Schneider sind, und Sie sind doch keck genug sich einzubilden, ein Staatsmann zu seyn. Ich bitte Sie, machen Sie mir dieses Kleid; ich will Ihnen als meinem obersten Leibschneider einen herrlichen Gehalt geben: es ist besser, Sie verpfuschen mir alle meine Kleider, als mein Land.

So fertigte der Fürst den Grafen ab, und stellte einen würdigen, erfahrnen Mann zum Staatsruder.

Es ist keine kleine Sache um die Erziehung der Adelichen. Umstände und Erfahrung, heißt es immer, bilden den Menschen, und die jungen Herrn werden von Umständen und Erfahrung immer entfernt. Das Bewußtseyn: ich kann leben, macht ihren Geist stumpf, sich auf Kenntnisse zu begeben, die im Menschenleben nützlich sind: und der stolze Gedanke: ich bin von Geburt aus groß, verdrängt in ihrer Seele den Wunsch nach wahrer Größe.

Wer weiß nicht welchen Werth die Erziehung hat, und wie frühe man das Herz des Menschen zur Gottesfurcht und Tugend bilden sollte?

Wir reden immer von unserm aufgeklärten Jahrhunderte, und ist unsere Erziehung wohl besser als die der älteren Zeiten? — O nein! es ist nur Außenwerk. Wir gleichen vergoldeten Statüen, die innen aus Thon sind, und nur außenher scheinen, als wären sie massives Gold.

Die

Die Sorgfalt, die Herzog Wilhelm aus Baiern für die Erziehung seines Prinzen hatte, verdient ein ewiges Denkmal seines edlen, fürstlichen Herzens. Seine Bemühung war, die geheimsten Neigungen seiner Kinder zu bemerken; aus diesen erst Menschen, denn Christen, und endlich gute Regenten zu bilden. Die besten Grundsätze von wahrer Erziehung liegen in seiner Instruktion, die er dem Hofmeister seines Prinzen mittheilte. Sind gleich diese Wahrheiten nicht in dem blühenden Stile unserer Zeiten geschrieben, so bleibt doch wahre Schönheit, auch in der Hülle der Schreibart dortmaliger Zeiten, noch antike Schönheit. Hören Sie, mein Prinz! es wird Ihnen nicht mißfallen.

Ich will Ihnen, mein Prinz! einen kurzen Auszug von dem Unterrichte liefern, den dieser vortrefliche Herzog zu der Erziehung seiner Prinzen entwarf.

1. Es ist die Pflicht eines Fürsten seine Kinder zu Fürsten zu bilden.

2. Sie müssen daher erst zu Menschen; denn zu Regenten gebildet werden.

3. Sie müssen einsehen, daß ihre Pflicht darinn besteht, ihre Unterthanen glücklich zu machen.

4. Sie müssen sich also die Haupttugenden eines Regenten zu erwerben suchen, als: Frömmigkeit, Mäßigkeit und Wachsamkeit.

5. Diese erlangen sie durch die Kenntniß Gottes nnd ihrer selbst.

6. Der Hofmeister soll sie also Gott kennen lehren, und soll sie in den wichtigen Punkten der Religion unterrichten.

7. Sie

7. Sie sollen bethen lernen, und hauptsächlich die Wahrheiten der Religion in ihrem ganzen Umfange betrachten.

8. Sie sollen gute und auferbauliche Bücher lesen, und den Umgang mit Tugendhaften suchen.

9. Sie sollen Demuth und Erniedrigung ihrer selbst lernen, damit Hoffarth und Stolz sie nie zu Tyrannen der Menschheit mache.

Mit einem Wort, mein Prinz! die herrlichsten Pflichten der Menschheit sind kurz in dieser Anweisung begriffen, die dieser trefliche Fürst den Hofmeistern seiner Prinzen austheilen ließ. Man sieht, welche hohe Begriffe die Alten von der Erziehung eines Fürsten hatten, und wie sehr sie die hohen Pflichten des Regentenamts in Erwägung zogen.

Wirklich ist auch das Amt groß, mein Prinz! das der Fürst über sich hat. Denken Sie nur, wie viel tausend Menschen unter ihm stehen, deren Wohl in seinen Händen ist.

Tugend zu haben ist die wichtigste Pflicht eines Fürsten; vernachläßigen Sie diesen Grundsatz nie; sehen Sie ihre Länder nicht wie ihr Eigenthum an, sondern als ein Darlehn der Gottheit, welche so viel Menschen ihrer Obsorge anvertrauten, und von welchen Sie einst Rechenschaft werden geben müssen.

Ich habe mir Mühe gegeben, mein Prinz! die wichtigsten ihrer Pflichten in Reime kurz zu fassen. Sie können diese wenige Verse als ihr Taschenbuch gebrauchen, und es wird Ihnen keine üble Dienste leisten. Ueberlesen Sie es öfter, mein Prinz! und in den Stunden, wo Sie das sanfteste Glück der Menschheit genießen, so denken

denken Sie an den, der es gewiß redlich mit Ihnen meinte — an ihren Freund.

Taschenbuch für den Prinzen.

Prinz! fürchtet einen Gott, der ober euch regiert,
Dies ist der erste Schritt, der zu der Weisheit führt.
Liebt die Religion; seyd stets der Tugend Retter;
Entfernt von eurem Hof des Glaubens eitle Spötter.
Wer Gottesfurcht vergißt, der kennt auch keine Pflicht,
Wer seinen Gott nicht liebt, liebt auch den Fürsten nicht.
Der Freygeist ist ein Mensch, der auf sich selbst vermessen
Den Glaube gar nicht kennt, der seinen Gott vergessen:
Der ohne Tugend ist, und ohne innrer Kraft,
Ein Sklave und ein Knecht von jeder Leidenschaft
Der heut euch Treue schwört, und morgen sie nicht haltet,
Den Nebenmenschen drückt, und schlecht sein Amt verwaltet,
Der alles keck entweiht, was man noch heilig nennt,
Dem besten Freund den Stahl in seinen Busen rennt,
Wenn er zu tödten wünscht: der ohne Grundsätz handelt,
Und jedes Laster wagt, wenn ihn die Lust anwandelt.
Sagt, wenn ein Ungeheuer, das so nach Lastern strebt,
An eurer Seite, Prinz! an eurem Hofe lebt,
Welch Elend droht euch selbst, und euren ganzen Staaten!
Wer keinen Gott nicht scheut, wagt Fürsten zu verrathen.
Nur der, mein theurer Prinz! der wahre Tugend hat,
Nur der ist, glaubet mir, ein guter Mann im Staat.
Er kennt die Frömmigkeit, und folgt den Pflichten treulich;

Ihm

Ihm ist der Fürst stets werth; sein Vaterland stets heilig.
Er kennet diesen Mann an seiner Billigkeit,
Frey von der Heucheley in biedrer Redlichkeit.
Wer über Tugend, Prinz! an eurem Hofe spottet,
Glaubt, daß er böse ist, und sich zum Bösen rottet.
Nie schämt ein guter Mann der Tugend sich zu weihn,
Nie schämt er sich, mein Prinz! ein guter Christ zu seyn.
Es war von jeher, Prinz! der Kunstgriff mancher Großen,
Was Glaubenssachen sind, zu nennen eitle Possen.
Die Ursach fällt leicht auf, der Glaube schränkt uns ein,
Und Bosheit wünschet sich ganz unumschränkt zu seyn.
Laut ist der Widerspruch, an einen Gott zu glauben,
Und doch dabey zugleich nach Willkühr Länder rauben.
Nicht wie ein Henker bringt der Christ den Nächsten um;
Er kennt der Menschheit Werth; sein Evangelium.
Mit Demuth folget er den heiligen Gesetzen,
Und er wird nie die Pflicht der Menschenlieb verletzen;
Er folgt der reinen Lieb. In diesem heilgen Buch
Steht nichts von Räuberei, von Menschentrug und Fluch.
Und dennoch möchte man stets morden, rauben drücken;
Daher muß man sich selbst gleichwohl sein Gläubchen flicken:
Und flickt es sich nicht gut, so tritt man toll und kühn
Zu Boden das Gesez mit Unverschämtheit hin,
Folgt nur der Leidenschaft, dem Kitzel seiner Lüste,
Als wenn von Gott das Herz gar keine Sylbe wüßte
Der Glaube, heißt es Prinz! ist nur fürs Volk gemacht;
Von Großen wurd er stets im Herzen ausgelacht.
Man muß dem Aeußern nach fürs Volk wohl etwas scheinen;

Im

Im Innern kann ein Fürst denn glauben oder meinen;
Was er wohl selbsten will. Die Niederträchtigen!
So elend möchten sie oft ihre Fürsten sehn!
Die Ursach ist sehr leicht, mein Prinz! hier zu ergründen;
Das Laster kann nur Schutz bey Lasterhaften finden.
Der Böse weis es wohl: sind Fürsten tugendhaft,
So wird das Laster bald von ihrem Hof geschaft.
Verachtet die, mein Prinz! die sich des Glaubens schämen,
Denn sie sind aufgelegt zu allem Unternehmen
Wer sich des Glaubens schämt, der schämt sich seiner Pflicht:
Wer keine Gottheit scheut, der scheut auch Fürsten nicht.
Doch hütet euch, mein Prinz! nicht jedem gleich zu fluchen,
Den man euch Freygeist nennt; ihr müßt erst untersuchen.
Verläumdung brandmarkt oft mit heuchlerischer List
Als Freygeist einen Mann, der gar kein Freygeist ist.
Einst schrieb ein böser Mann auf falsch erdichte Listen
Viel Ehrliche des Staats, als wären sie Nichtchristen.
Was soll ich? sprach der Fürst, und sah die Bosheit ein;
Schreib lieber, fuhr er fort, dich selbst alsBöswicht ein:
Denn müßt ich diese Leut von meinem Hofe schaffen,
So müßte ich im Schoos von bösen Heuchlern schlafen.
Sag denn, wo fände ich denn wieder Fried und Ruh,
Bey Menschen, die so arg und boshaft sind, wie du?
Am Hofe findet ihr, mein Prinz! bey andern Rotten
Von Niederträchtigen auch eine der Bigotten,
Die noch weit schlimmer sind, als je ein Freygeist war,

M Weil

Weil Heuchelei sie deckt; man sieht nicht die Gefahr,
Weil sie so meistentheils in die verborgne Schlingen
Den Redlichsten des Staats durch die Verläumdung bringen.
Sie sprechen stets von Gott, stets von Religion,
Und ihr ganz schwarzes Herz weis doch kein Wort davon.
Sie bücken sich; ihr Glaub besteht nur in Grimassen,
Und niemand in der Welt kann so wie diese hassen.
Die Schlange selbst, mein Prinz! hat kein so tödtend Gift,
Und soviel Böses hat noch nie ein Mensch gestift.
Sie wollen euer Herz am Gängelbande führen,
Und euren Kopf, mein Prinz! durch Schwärmerey verwirren,
Zu schwächen euer Herz: denn ist das Herz einst schwach,
So haben sie gesiegt, ihr gebt dem Eindruck nach.
Denn heucheln sie aus euch das, was sie heucheln wollen,
Und wenn die Menschheit selbst und Länder fallen sollen.
Ihr Kunstgriff gründet sich auf eure Schüchternheit,
Sie täuschen euer Herz mit falscher Frömmigkeit.
Nichts übler ist, mein Prinz! als Irrthum im Gewissen:
Man fällt so leicht darein, und wird so hart entrissen.
Man eilt dem Bösen nach verblendet von dem Schein,
Und glaubt im Laster selbst noch tugendhaft zu seyn.
Man folgt der Leidenschaft, und läßt oft Menschen tödten,
Und bildet sich denn ein, man darf nur wieder bethen.
Der Todesschweiß, der noch von Menschenstirnen träuft,

Wird

Wird wieder gut gemacht, wenn man in Tempel läuft.
Prinz! Laster, die man kaum den Büchern anvertraute,
Die wurden oft verübt von dem, der Kirchen baute.
Seht die Geschichte nach, oft baute ein Barbar,
Der ganzen Menschheit Fluch, den prächtigsten Altar,
Und glaubte sich mit Gott für die erpreßten Thränen
Der Menschheit wiederum im Todbett auszusöhnen.
Flieht den Bigotten, Prinz! duld't keinen um euch her;
Denn hört ihr ihn, o Prinz! — o denn regiert schon er.
In eurem Namen wird er morden und zertretten,
Und auf den Leichen denn für die Erwürgten bethen.
Hält diesen Satz, mein Prinz! der Hall der Monarchie
Ist die Freygeisterey und die Bigotterie.
Seyd fromm, mein edler Prinz! weiht eure erste Jugend
Der Menschenliebe, denn sie ist die schönste Tugend.
Ein frommer König ist ein Gott auf seinem Thron,
Der Menschenglück sein Wunsch, ihr' Seligkeit sein Lohn.
Mit Anstand müßt ihr, Prinz! in'n heil'gen Tempel tretten,
Nicht plappern, wie ein Weib; mit Anstand müßt ihr bethen:
Denn Bücher und Gesang — ich sag euchs ohne Scheu —
Macht nicht die Andacht aus; ist oft nur Heucheley.
Die Seele spricht zu Gott; ihr Flehn dringt zu den Sternen
Mein Prinz! doch muß der Mund sich nie vom Herz entfernen.
Die Wahrheit sey euch lieb, mein Prinz! nur sie allein
Erhebet Könige, und kann ihr Schutzwehr seyn.

Was ihr versprecht, mein Prinz! das sey euch Pflicht zu halten;
Die Heiligkeit des Worts, das war der Stolz der Alten.
Erfüllung eures Worts ist, Prinz! stets eure Pflicht;
Allein gebt euer Wort doch unbedachtsam nicht.
Seyd gütig, freundlich, Prinz! Es leß' in eurem Blicke
Der Unterthan sein Wohl, sein Heil, sein ganzes Glücke.
Wie selig ist der Wunsch, und wie das Glück so rein,
Der Vater seines Volks und sein Regent zu seyn! —
Preßt nie den armen Mann, vermehrt nie die Beschwerde,
Und denkt, er ist wie ihr gemacht aus Staub und Erde.
Erinnert euch nur stets; auch ihr seyd Adams Sohn;
Erschaffen wie der Bau'r aus einem schwachen Thon.
Am Opferheerd des Grabs sinkt jeder Mensch einst nieder,
Und wie ein Bettler fault, so faulen Königsglieder.
Er wägt des armen Last die seine Schultern drückt,
Und habt ihr ihn befreyt, so nennt euch denn beglückt.
Gebt jedem seinen Lohn; hart ist er zu gewinnen
Durch Arbeit und durch Fleiß: doch das heißt ihn verdienen.
Den, der die Arbeit scheut, und doch belohnt will seyn,
Den sperrt ins Narrenhaus zu seines gleichen ein.
Das Geld, das ihr bekommt, das sollt ihr nicht verschwenden;
Der Unterthan, mein Prinz! vertrauts nur euren Händen.
Verwalten müßt ihr es; verschwenden dürft ihrs nicht,
Denn Häuslichkeit, mein Prinz! ist auch der Fürsten Pflicht.

Seht

Seht dort die Menschen an, die halb vor Armuth sterben,
Und lernt, wie hart es ist, sein Geld sich zu erwerben.
Wie kann man tausende verschwelgen und verthun,
Den armen Bauer sehn, und unempfindlich ruhn.
Seht, welch ein schwarzes Brod der arme Mann verdauet,
Der seine Pfennige in euren Händen schauet.
Seht seine Kinder an; — mein Herz zerbricht — o Gott!
Sie schreyen nun um Hilf, und betteln nun um Brod.
Seht ihre Lumpen an, besuchet ihre Hütte —
Ich weis, ja Prinz! ihr hört der Unterthanen Bitte.
Ich seh in eurem Aug, wo eine Thräne steht,
Daß euch die Armuth rührt, die um Erbarmen fleht.
Seyd Vater, seyd Gemahl, seyd Fürst, in euren Händen
Liegt ganzer Länder Wohl. Laßt euch doch nicht verblenden.
Glaubt nicht, daß euch der Thron der Fürsten glücklich macht,
Wenn euer stolzes Herz der Armuth Drang veracht.
Hier nur im Herzen, Prinz! liegt wahres Glück im Leben;
Geburt kann einen Thron; das Herz nur Glücke geben.
Behandelt jeden gut als euren Unterthan,
Und seht, — ihr seyd ein Mensch — ihn auch als Menschen an.
Laßt selbst den Bettler vor, und laßt ihn mit euch sprechen,
Und wenn ihr straft, mein Prinz! so strafet das Verbrechen,
Und schont den Menschen stets, gebt seinen Fehlern nach;

Denkt

Denkt Fürsten fehlen auch, und Fürsten sind auch schwach.
Ihr Herz vertheidige stets des Verbrechers Sache,
Und wenn ihr strafen müßt, so strafet ohne Rache.
Denkt stets ein Vorurtheil macht Menschen groß und
klein;
Man ehrt den großen Dieb, und sperrt den kleinen ein.
Oft, wenn ein Mörder stirbt, sind die, die tausend morden,
Vom Vorurtheil belohnt mit Bändern und mit Orden.
Doch ohne Strafe Prinz! kann kein Verbrechen seyn,
Nur stimme die Vernunft stets mit der Strafe ein.
Laßt ihr den kleinen Dieb in euren Landen henken,
Mit welchem Recht könnt ihr dem großen Freyheit schen-
ken?
Die Straf trift jeden gleich; für jeden gleiches Recht;
Da adelt nicht der Stand, und rettet kein Geschlecht.
Prinz! gebet eure Macht nie in des Reichen Hände,
Und daß doch euer Herz der Adel niemal blende!
Er beugt sich krumm vor euch; nennt sich Sklav, Un-
terthan,
Und, überseht ihr es, so wird er zum Tyrann.
Im Stillen neidet er, euch Prinz! um Rang und Größe,
Er sucht stets euren Fall, und lauscht auf jede Blöße
Prinz! seyd, ich bitte euch, mit ihm nie zu vertraut:
Der Zufall der euch schwächt, ist der, auf den er baut.
Seht die Geschichte nach. So ist es stets gewesen.
Die Wahrheit könnt ihr noch in mancher Chronik lesen
Des Adels Größe wächst, wenn die des Fürsten fällt.
So gieng es, lieber Prinz! von jeher in der Welt.
Dort, wo der Stärkste herrscht, dort sind die starken
Knechte,

Doch nie vergiebt ihr Herz die sich gemachte Rechte.
Nützt die Gelegenheit, und wenn es ihm denn glückt,
So ist er der Tyrann, der Länder unterdrückt.
Denn giebt der Fürst sein Recht aus seinen eignen Händen,
So wird der, dem ers giebt, zum stillen Mitregenten.
Prinz! achtet Größe nie; verehret nur den Mann,
Und haltet nur für groß den guten Unterthan,
Auf den ihr trauen dürft, der euch entgegen eilet,
Sein Herz mit eurem Wohl, und euren Bürgern theilet.
Nicht der auf Pergament zehntausend Ahnen zählt,
Wenn seinem Herzen Treu und wahre Tugend fehlt.
Der stolz auf die Geburt; auf seinen Rang vermessen,
Nichts weiß, und nichts versteht, als arme Menschen pressen:
So sprecht, und glaubt mir, Prinz! ist dieses eure Sprach,
So spricht euch bald am Hof der Höfling selbsten nach.
Bey alledem, mein Prinz! vergeßet nie die Treue,
Und was auch das Verdienst der wahren Größe seye.
Erinnert euch mit Dank, was jeder Mann im Staat
Für euch, für Land und Leut, und für das Ganze that.
Und denket, Könige mit ihren Millionen.
Die sind doch nie im Stand den Ehrenmann zu lohnen,
Wenn nicht das Herz uns lohnt, die Tugend, unsre Pflicht,
So lohnen Könige mit Millionen nicht.
Sucht stets den Edlen auf; entfernt vom Hof den Narren,
Und Schmeichler, die ihm gleich in böser Schalkheit waren.

Hört

Hört nie Verläumdungen, und wenn man Böses spricht,
Hört den Beklagten an; verurtheilt eher nicht.
Wenn ihr ermüdet seyd von euren Staatsgeschäften,
So weihet euch der Lust und schöpfet neue Kräften.
Jagt, spielt, thut was ihr wollt, vergeßt nur Tugend nicht,
Und beym Vergnügen selbst denkt noch auf Fürstenpflicht.
Zur Unterhaltung Prinz könnt ihr wohl manchmal jagen.
Doch sollt ihr nie, mein Prinz kühn euer Leben wagen.
Pflicht ist es euch, daß ihr für euer Leben wacht;
Wie oft hat nicht ein Sturz schon Fürsten umgebracht.
Sucht das Vergnügen selbst nach der Vernunft zu richten,
Und denkt der gute Mensch hat gegen Thier auch Pflichten.
Nie darf die Grausamkeit ein edles Herz entweihn;
Auch gegen Thiere selbst muß man noch menschlich seyn.
Die Jagd, die diene euch, mein Prinz! nur zum Ergötzen,
Doch sollt ihr sie nicht mehr als eure Pflichten schätzen:
Nie sey sie Leidenschaft; wenn Hirsch und wildes Schwein
Für euch schon alles sind, was soll der Bauer seyn?
Wählt nie ein solch Geschäft zu Lustbarkeit und Freuden,
Bey welchem, lieber Prinz! die Unterthanen leiden.
Sagt, ob ein gutes Herz den Tag zur Freude zählt,
Wenn sich ein armer Mann dabey zu Tode quält?
Der Menschheit edlen Werth, den sollt ihr nie verkennen;
Im Becher wahrer Lust sind keine Menschenthränen.
Genießt das Glück, mein Prinz! das euer Herz euch giebt,
Wenn jeder Unterthan euch bis zum Bettler liebt.

Laßt

Laßt Ruh und Friede stets in euren Landen wohnen,
Und lernt die große Kunst, die Menschheit stets zu schonen.
Schont euren Unterthan; beschützt sein Haab und Gut:
Ist euch die Menschheit theur, so schont der Menschen Blut.

Weh dem, Prinz! der es wagt, aus Habsucht zu verspritzen,
Und wann es nicht geschieht, um Land und Leut zu schützen;
Um Vaterland, um euch giebt jeder gern im Staat
Sein Leben, Blut und Haab, denn jeder ist Soldat.
Ein jeder, glaubt mir, Prinz! wird gern für euch sein Leben,
Und alles, was er hat, fürs Wohl des Ganzen geben.
Wenn ihr Verträge, Prinz! mit fremden Fürsten macht,
So gründet Sie aufs Wort, und nicht auf Zeit und Macht.
Bedenkt die Sach zuvor, und fest sey euer Wille:
Dem Bösen ist allein sein Ehrenwort zum Spiele.
Nur er allein verschmäht der Worte Heiligkeit;
Und strafbar ist der Mann, der sie aus Macht entweiht.
Wo kann man Billigkeit, wo Recht, wo Ordnung finden,
Wenn Fürsten selbst sich nicht an ihre Worte binden?
Die Heiligkeit des Worts gewährt der Völkerrecht,
Und der, der es entweiht, der handelt immer schlecht.
Hält man das Heiligste für blosse Tändeleyen,
So ist es eine Folg der größern Tyranneyen:
Wo, wenn die Zeit es will, der Mann schwört und verspricht,

Und

Und eine Stund hinnach die heil'gen Eide bricht.
So handeln Männer nicht. Durchleset die Geschichten;
Ein Bube brach sein Wort; der Mann hielt seine Pflichten.
Hat man euch, edler Prinz! in etwas eingeführt,
Daß Menschen schädlich ist, so sagt: ich hab geirrt.
Ihr bleibt, ein Mensch, mein Prinz! das Irren ist nicht Schande;
Des Irrthums Opfer seyn doch niemals eure Lande.
Sagt, wo ist wohl der Mensch, der nicht betrogen wird?
Sieht man den Fehler ein, hat man nur halb geirrt.
Doch, Prinz! wars je ein Mann, auf den ihr konntet bauen,
Und hintergieng er euch mit Bosheit im Vertrauen,
So straft ihn, und laßt ihn der Lüge Opfer seyn;
Das größte Laster heißt: Vertrauen zu entweihn.
Ich bin euch Bürge, Prinz! selbst würdet ihr es sehen;
Man wagt es nicht so leicht euch mehr zu hintergehen.
Oft wird es nur gewagt; und wenn ihr Schwäche zeigt,
Der Sache Unrecht fühlt, halb ahndet und halb schweigt,
Denn wagt der Frevler es in eurem heil'gen Namen
Auf eure Nachsicht kühn die Unschuld zu verdammen;
Und wenn dann das Geschrey zu euren Ohren dringt,
Und sich der Unschuld Ruf bis zu dem Throne schwingt,
Denn schweigt der böse Wurm, und lächelt in der Stille,
Und sagt, wenn ihr ihn fragt: Prinz! es war euer Wille.
Mein Wille? sprechet dann mit drohendem Gesicht,
Mein Wille, Ungeheur! mein Wille war es nicht.
Ich traute nur auf dich; und hab ich mich betrogen,

So

So fehlte nie mein Herz, und ward ich nur belogen.
Und du, der mich betrog, und meinen Hof entehrt',
Du bist ein Bösewicht, und meiner Strafe werth.
Die Last der Krone, Prinz! die soll euch nicht verwirren;
Es ist nicht allzeit hart, die Menschen zu regieren,
Wenn man das Gute will. Verliehrt nie euren Muth;
Prinz! seyd der Tugend Freund, und schon regiert ihr gut.
Besetzet jederzeit im Land die ersten Stellen
Mit Tugendhaften, Prinz! dann wird es euch nie fehlen.
Hört jede Klage an; hält keine je für klein;
Die kleinste kann auch werth der Untersuchung seyn.
So bald man dieses weis, so wird sich jeder scheuen
Gesetze und das Recht der Menschheit zu entweihen.
Die Fürsten hintergehen war stets der Bösen List;
Durch Schwäche wurden sie nur ihrer That verg'wißt.
Wie oft hat ein Befehl die Tugend aufgerieben,
Den oft der beste Fürst unwissend unterschrieben.
Das Laster heuchelt stets, wenn es das Böse stift,
Und schützt sich vor dem Recht mit Fürstenunterschrift.
Wars euer Wille nicht, so sprecht: bey bösen Sachen
Stund nie mein Namen noch. Dies wird euch Ehre machen:
Und wenn ich Böses auch betrogen unterschrieb,
So rechnet mirs nicht an, da ich ein Mensch noch blieb.
Doch der, der es gewagt, die Sachen zu erschleichen,
Der soll von meinem Hof, aus meinen Ländern weichen.
Nur der Regent ist groß, der stets im Gleichgewicht
Die Leidenschaften hält, und kennet Recht und Pflicht.

Der

Der nie den Lastern giebt in seiner Schwachheit Blöße,
Der Eitelkeit verlacht, und Tugend ehrt als Größe.
Der stets die Wahrheit liebt; der nie der Feigheit Knecht,
Und Bettlern in dem Staat spricht wie den Reichen Recht.
Der keinen Beyfall sucht, als den von großen Seelen,
Nicht von den Höflingen, die immer sich verstellen;
Die denken wie man denkt; die ohne eignen Sinn,
Ein Diener bald regiert; bald eine Buhlerin.
Die immer tief gebeugt, nie edel widersprechen,
Und loben, was man lobt — auch Laster und Verbrechen.
Die Macht der Schmeicheley, die Fürsten stets umgiebt,
Erlaubt dem besten kaum zu wissen, wer ihn liebt.
Und kann die Gleichheit nur den Bau der Freundschaft gründen,
Wie wird er einen Freund statt einem Heuchler finden?
Glaubt mir, mein guter Prinz! den Freund macht nicht der Eid,
Nur Knechten giebt er Treu, und selten Zärtlichkeit.
Der, den das Herze neigt an eure Tugend kettet,
Der ist es, der euch liebt, der euch von Lastern rettet.
Nicht der, der schmeichlerisch euch saget, was ihr liebt,
Und der nach jedem Wunsch, nur was ihr wollt, euch giebt.
Der kriechend wie ein Wurm mit tief gebeugter Stirne
Liebäugelt jedem Knecht, und lächelt jeder Dirne.
Glaubt, Prinz! nie leuchtet dem der Wahrheit reines Licht,

Dem

Dem alles sich verstellt, und niemand widerspricht.
Der majestätisch irrt, und was ihm nicht entfliehet,
Nur bey der Dämmerung des schwachen Scheines siehet.
Leicht ist es, daß ein Fürst sich an dem Freund betrügt,
Weil alles an dem Hof verstellte Tugend lügt.
Lernt, Prinz! wie ich gesagt, die Wahrheit zu ertragen,
Und schämt euch nie den Mann von Tugend zu befragen,
Denn wer weis alles wohl? Denkt, daß man immer lernt,
Und daß ein eitler Stolz die Weisheit stets entfernt.
Der Mann, mein Prinz! ist groß, der nicht stolz auf sich bauet,
Der denkt, und überlegt, und prüfet, eh er trauet.
Der, wenn er alles hört, das Klügste immer wählt,
Der Mann, mein Prinz! ist groß, weil er nur selten fehlt.
Der in der Hütte wohnt — o dürft' ers allzeit wagen! —
Der hätte manchmal, Prinz! dem Fürsten viel zu sagen.
Besucht ihn oft als Freund; sprecht mit dem armen Mann,
Und höret, was er sagt, mit Ueberlegung an.
Der Wahrheit Tempel steht im Schatten holder Buchen;
Da ist ihr Wohnsitz, Prinz! selbst muß der Fürst sie suchen.
Nach Hofe kömmt sie nicht; dort an dem goldnen Thor,
Wenn sie auch dahin kömmt, läßt man sie selten vor.
Nur wohnt sie meistentheils in den verlassnen Hütten,
Und fliehet vom Pallast, und den verdorbnen Sitten.
Folgt mir, mein Prinz! laßt euch zum Unterthan herab,
Denn ihr entehrt euch nicht: der Gottheit schönste Gab
Das ist ein gutes Herz; die Gottheit selbst ist Güte,

Und

Und fleht der Wurm zu ihr, so hört sie seine Bitte.
Hört stets den Armen an, und seyd wie Eduard,
Und wie auf Valois Thron der vierte Heinrich ward.
Die suchten Glück und Ruhm auf königlichen Wegen,
In Menschenfreundlichkeit und ihrer Länder Seegen.
Prinz! seyd der Sonne gleich: im Reiche der Natur
Reitzt ihre milde Kraft, nicht ihre Höhe nur.
Gleicht ihr an Gütigkeit; durch ihre holde Blicke
Wärmt sie den Cederbaum und giebt dem Veilchen Glücke.
Sie scheinet so im Thal wie sie auf Bergen glimmt,
Und ihre Wonne ist auch für den Wurm bestimmt.
Der Fürsten höchstes Glück auf dieser weiten Erden,
Ist lieben, wie man soll, um so geliebt zu werden.
Nennt nie die Würgesucht des Krieges Heldenmuth;
Nie Unterdrückung Ernst; nie Macht der Großen Gut.
Selbst in dem Ueberfluß lernt mäßig zu entbehren,
Und fühlt die wahre Lust vergoßner Freudenzähren.
Verherrlichet das Feld, und heiliget den Hain.
Mit einem Wort, mein Prinz! lernt ein Regent zu seyn.
Nie sollen Stolz und Neid der Güte Licht verbauen;
Vergönnt der Tugend Ruh, der Weisheit das Vertrauen.
Glück, wo der Landmann lebt, entfernet vom Betrug,
Vergnügt beym schwarzen Brod und bey dem irrdnen Krug.
Im Schatten eines Baums verdanken tausend Herzen
Dem Fürsten Wohl und Glück in unschuldvollen Scherzen.
Wie trostreich ist es, Fürst, sich ganz der Menschheit weihn,
Der Schöpfer ihres Glücks und ihres Heils zu seyn.

Die

Die Ruhe des Gemüths, das größte Glück des Lebens,
Sucht auch der größte Fürst auf seinem Thron vergebens.
Im Herzen nur allein; verblendt durch keinen Wahn;
Dort trift der gute Mensch die Engelswonne an.
Dort, wo nur Thorheit ist, verheeren wilde Lüste
Die Früchte unsres Glücks, und machen alles wüste.
Prinz! wo die Tugend wohnt, grünt auch der dürre Sand,
Und Rosen düften da, wo man einst Dörner fand.
Wenn auch kein Säulengang zu stolzen Zimmern leitet,
Wo Gold an Wänden stralt; der Fuß auf Marmor gleitet;
Kein üppig weiches Bett mit Purpurdecken prangt,
So habt ihr alles dort, was euer Herz verlangt.
Im Schoose der Natur, Prinz! sind die wahren Freuden;
Der Weise kostet sie, und ist dabey bescheiden.
Denkt euch, mein lieber Prinz! die schönste, holde Flur,
Wo neue Schönheit lacht im Antlitz der Natur.
Seht euren Unterthan; für euch pflückt er die Rosen;
Die ganze Gegend scheint euch dankbar liebzukosen.
Sagt, wenn nun jeder Mensch beglücket um euch lacht,
Kann der unglücklich seyn, der andere glücklich macht?
Der Fürsten wahres Glück hat nie ein Thron entschieden;
Prinz! nur das Gute thun macht überall zufrieden.
Wenn man euch Vater nennt, fühlt dann dereinst die Lust,
Die Quelle wahres Glücks; sie quillt in eurer Brust.
Vergleicht die Wonne, die ein guter Fürst genießet,
Mit jenem welcher sich im Kabinet verschließet,
Der seinen Unterthan in Sklavenketten schaut,

Der keinen Menschen liebt, und keinem Menschen traut;
Selbst noch bey dem Genuß gehäufter Leckerbissen
Vermisset er die Ruh, und fühlet sein Gewissen.
Wenn Gram und Elend sich auf jeder Stirne mahlt,
Wenn kein vergnügter Blick aus einem Auge stralt;
Wenn alles von ihm flieht; wenn Armuth, wenn die Schande,
Die stets der Armuth folgt, bis zu des Grabes Rande
Den Dürftigen verfolgt, und seinen Staub noch drückt,
Wenn alles elend ist; sagt ist ein Fürst beglückt?
Er zähle Tonnen Golds; besiege Ländereyen,
Und nehme in Besitz, was nur ein Herz mag freuen:
Sein Tisch erwarte ihn mit Silber überdeckt,
Mit allem angefüllt, was Leckerzungen schmeckt:
Das weite Vorgemach ertöne von dem Haufen
Der Unterthänigen, die sich an ihn verkaufen.
Vergebens künstelt er an seinem Angesicht;
Von seiner Stirne weicht der finstre Gram doch nicht.
Vergebens mögen ihn die Höfling' benedeyen,
Es dringt doch in sein Ohr der Unterthanen Schreyen.
Wenn er ein Fresser ist, genießt er wohl der Ruh?
Oft schmilzt ein ganzes Land im einzigen Raguot.
Wenn er ein Säufer ist, und um sich voll zu saufen,
Sich unterfängt um Wein die Menschheit zu verkaufen;
Wenn er als Wollüstling des Armen Haab verzehrt,
Ihm seine Tochter raubt, nud ihm sein Weib entehrt;
Wenn er ein Krieger ist, und nie der Ruh genießet,
Bis Menschenblut für ihn als wie das Wasser fließet;
Erwäget, theurer Prinz! und sagt mir, glaubt ihr wohl,

Daß

Daß je ein solcher Fürst das Glück genießen soll?
Hingegen seht das Bild des Fürsten, dessen Wille
Fürs Glück der Menschheit wacht, seht eine heitre Stille
Deckt seine weise Stirn, die nie ein Vorwurf trübt,
Weil alles ihm es sagt, daß er den Menschen liebt.
Er wandelt in der Flur, und brauchet keine Wache;
Sein Schutzwehr ist sein Herz, und unter jedem Dache
Wohnt ja ein Unterthan mit Liebe und mit Muth,
Und opfert froh für ihn den letzten Tropfen Blut.
In Rosen schläft er ein; mit anmuthsvollen Bildern
Wird ihm sein eignes Herz das Glück der Völker schildern.
So ists, mein guter Prinz! der, den die Tugend rührt,
Der nur beglücken will; der väterlich regiert,
Und der sein gutes Herz mit seinen Bürgern theilet,
Den Armen unterstützt, und ihn zu retten eilet;
Das Recht zur Wohlfahrt macht; Gesetze giebt und hält;
Nur der verdient, mein Prinz! die Krone einer Welt.
Sollt weit umher der Ruhm die stolzen Sieger ehren,
So glaubt noch nicht, mein Prinz! daß sie schon glücklich wären.
Wenn nicht ihr Land sie liebt, denkt, kein Vergnügen rührt;
Sogar die Liebe nicht, wenn sie der Zwang gebiehrt.
Frey muß des Bürgers Herz sich an den Fürsten schließen;
Nur diese Kette wird durch keine Zeit zerrissen.
Der Unterthanen Lieb, die sey ihr Wunsch allein,
Denn ohne der, mein Prinz! was würden Fürsten seyn?
Denkt Prinz! ich bitte euch, auf das, was ich euch sage;
Erinnert euch daran an manchem trüben Tage:

Denn auch der Thron ist nicht von Trübsal immer frey,
Und auch im Purpur steckt Gram und Melancholey.
Fühlt ihr in eurer Brust wohl je des Unglücks Wunde,
Wenn alles von euch flieht, in jener schweren Stunde,
Wo man der Fürsten Glanz und Größe ganz vergißt,
Da Krankheit es beweißt, daß er ein Mensch nur ist;
Denn wenn daß Auge sieht die Eitelkeit der Größe,
Und selbst den Purpur bleicht die nahe Todtenblässe,
Dann Prinz erinnert euch noch gütig an mein Wort,
Sterbt ruhig, und der Gott der Güte lohn euch dort!

Aus diesem kurzen Inbegriffe sehen Sie, mein Prinz! die wesentlichen Pflichten eines Regenten; lesen Sie diese oft, und denken Sie auch das Beyspiel manches edlen und großen Fürsten in der Geschichte. Vor allen haben Sie das Bild des vortreflichen Mark Aurels vor ihren Augen. Er war der beste der Fürsten, und verdient Nachahmung und Bewunderung.

Ich liefere Ihnen einen kleinen Auszug seiner Sinnsprüche.

Von meinem Großvater **Varus**, sagte er, hab ich Güte und Gefälligkeit gelernt.

Der Ruhm meines Vaters, den er hinterließ, und das Andenken an seine Tugend lehrten mich männlich ohne hart, und eingezogen ohne weibisch zu seyn.

Meine Mutter erzog mich zur Frömmigkeit: sie lernte mich freygebig seyn, und keinen Menschen je beleidigen; — — ja selbst hatte ich nie den Gedanken, einen Menschen zu kränken; sie lehrte mich auch den Werth der Nüchternheit, und die Verachtung der Pracht und Verschwendung.

Mein

Mein Urgroßvater ließ mich nie in die öffentlichen Schulen, sondern gab mir weise und tugendhafte Lehrmeister, und schonte keinen Aufwand zu meiner Bildung.

Meinem Hofmeister danke ich mein gesundes Urtheil, und die Unpartheilichkeit meiner Denkart. Er härtete mich ab zu der Arbeit; lehrte mich, sich mit wenigem begnügen, mit meinen Händen arbeiten, mich nie in fremde Sachen mischen, und keinen Verläumder anhören.

Dem Diogenetus dank ich die Lehre, daß man sich nicht mit eitlen und nichtigen Dingen abgeben solle. Er lehrte mich den Schalknarren und den Schmeichler verachten. Er lehrte mich die Kniffe der Zauberer, und erklärte mir, daß sie in den Kräften der Natur, und nicht in den Werken eines Dämons sich gründen. Er lehrte mich die Nichtigkeit abergläubischer Sachen der Römer. Von ihm lernte ich auch die Kunst Wahrheit zu ertragen, und mich ganz der reinen Philosophie zu weihn. Ihm hab ich die besten Meister zu verdanken, die mich unterrichteten, als den **Barchius, Tandasis und Mecianus.** Er lehrte mich, täglich meine eigne Handlungen durchforschen, und mit einer Liegerstätte von Holz mich begnügen, worüber nur eine Thierhaut gedeckt war. Er lehrte mich auch den Werth der griechischen Philosophen.

Rusticus ließ mich einsehen, daß es immer nothwendig wäre, meine Sitten zu verbessern. Er sagte mir, daß ich die Hofarth der Sophisten fliehen sollte, und den eitlen Stolz der Gelehrten. Er lehrte mich, daß ich die Poesie nie zur Wollust, und die Philosophie nie zur Täuschung des Volkes brauchen sollte.

Unter andern lehrte er mich die große Tugend, jenen zu verzeihen, die mich beleidiget haben. Er lehrte mich, sie immer mit ofnen Armen, immer gegen sie öffnen, und

 sie

sie so zu empfangen, als wollten sie in den Schoos der Freundschaft zurückkehren.

Er lehrte mich auch gründlich studiren, und nicht nur die Oberfläche der Sachen zu kennen. Er entlarvte mir die Eitelkeit der Großsprecher; und ihm danke ich, daß ich die edlen Grundsätze des Epiktets kennen lernte.

Apollonius lehrte mich eine offne Denkart, eine edle Freyheit, und einen festen Endschluß. Er lehrte mich, daß man auch in dem geringsten Vorhaben der Vernunft folgen müsse, und gleichgültig in Schmerz, Krankheit, und allen Widerwärtigkeiten — selbst im Tode noch stark seyn. Er ließ mich einsehen, daß der Vernünftige weder dem Verdruße, noch dem Zorne nachgeben müße, und lehrte mich, daß die Wissenschaft die geringste der Tugenden sey, und die Gabe, sie andern mitzutheilen. Er lehrte mich auch, wie man Wohlthaten von Freunden ohne Undankbarkeit, und ohne Niederträchtigkeit empfangen soll.

Sextus lehrte mich Sanftmuth und Güte; er lehrte, wie ich ein guter Hausvater seyn, und Ansehn haben könne, ohne die Einfalt der Natur zu verlassen. Er unterrichtete mich in der Kunst, einstimmig mit der Natur zu leben, den Wünschen meines Freundes zuvorzukommen; die unwissenden und stolzen Menschen im Umgange zu ertragen; mit einem Wort: er lehrte mich die Kunst, liebreich mit jedem Menschen umzugehen. Er selbst war das Muster der Tugend. Man sah ihn nie in einem Zustande einer unedlen Leidenschaft. Er ertrug das Lob, ohne eitel zu werden, und besaß Kenntnisse, ohne darauf stolz zu seyn.

Alexander, der Grammatiker lehrte mich die Kunst des klugen Widerspruchs. Er sagte mir, daß man nie mit Worten zanken, oder unvernünftig auf seine Meynung ver-

sessen

sessen seyn müsse: man müsse wenn jemand unrichtig spricht, seine Fehler nicht beschnarrchen, sondern die Sache so vortragen, wie sie seyn soll, um den andern mit Sanftmuth und Delikatesse auf den ächten Ausdruck zu helfen. Er lehrte mich, daß man seine Meynung nie hartnäckig behaupten, die Meynungen anderer auf eine edle Art geltend machen, und die Wahrheit der Dinge suchen müsse, ohne sich viel um die Worte zu bekümmern.

Fronton ließ mich einsehen, daß der Thron von Neidern, lasterhaften und gleißnerischen Menschen umgeben sey; er lehrte mich, daß die, die man die Adelichen nennt, sich selten wahrhaft an den Fürsten hängen.

Alexander, der Platoniker lehrte mich, daß man niemanden sagen oder schreiben solle, man habe keine Zeit dieses oder jenes zu thun; man soll auch die Wichtigkeit seiner Geschäfte nicht vorschützen, um sich von den Pflichten des gesellschaftlichen Lebens loszumachen.

Catullus lehrte mich, daß man nie die Klagen seiner Freunde, außer Acht lassen soll, und wenn ihre Beschwerden gegen uns auch ganz ungerecht wären; sondern, daß es Pflicht ist, ihr ganzes Zutrauen wieder zugewinnen, um ihnen den Ungrund ihrer Vermuthungen zu zeigen.

Der Lehre meines Bruders **Severus** bin ich die Liebe gegen meine Eltern, die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit schuldig. Er lehrte mich **Thrasea**, **Heladius**, **Cato Dion**, und den **Brutus** kennen; und ihm hab ichs zu verdanken, daß ich meine Staaten immer mit gleichen Gesetzen regierte, ohne meinen Unterthanen ihre natürliche Freyheit zu nehmen. Von ihm ward ich unterrichtet, eine ewige und treue Anhänglichkeit für die Philosophie zu haben, ohne der man weder gutthätig noch freygebig seyn kann. Von ihm lernte ich die Aufrichtig-

keit

keit gegen meine Freunde, gegen die ich mich niemal verstellte, und die immer wußten, was mir angenehm und unangenehm war. — Er lehrte mich ganz Natur, Einfalt und Aufrichtigkeit seyn.

Maximus unterwieß mich, und lehrte mich einsehen, daß man Herr über sich seyn müsse; daß man sich nie von Leidenschaften hinreissen lassen, und ihr Sklav seyn soll. Von ihm lernte ich Muth in Krankheiten, und Stärke in den widrigen Zufällen des Lebens. Er lehrte mich auch ungezwungene Sitte, Milde und Güte, wie sie mit Anstand verbunden seyn müssen. Er zeigte mir, wie man seine Geschäfte leicht ohne Schwierigkeit verrichten müsse.

Maximus war ein Mann von bewährter Frömmigkeit; er war aufrichtig und ohne Tücke. Er bewunderte nichts, er erstaunte über keine Sache. Wenn er handelte, so handelte er ohne Uebereilung und ohne Langsamkeit. Auf seiner Stirne malte sich nie Unentschlossenheit, Gram, Verzweiflung oder Mißtrauen. Seine Freude war Gutes thun und verzeihen. Er haßte die Lüge, und seine Gemüthsanlage war so glücklich, und sein Geist so erhaben, so gerecht, daß man wohl sah, daß seine Herzensgüte vielmehr ein Geschenk der Natur, als die Folge der Kunst war. Nie gab er Anlaß, daß man von ihm vermuthen konnte, daß er jemanden verachte, oder daß er sich mehr als andere schätzte. Wenn er scherzte, war sein Scherz nie niedrig oder beleidigend.

Das Leben meines Vaters, war übrigens eine beständige Lehre, von Güte und Entschlossenheit für mich. Er überlegte jede Sache reif, und war denn unerschütterlich. Die eitle Ehre machte keinen Eindruck auf seine Seele; er liebte vor allem die Arbeit. Immer war er bereit, denjenigen anzuhören, der etwas Nützliches für den Staat entwarf.

entwarf. Er ehrte nur das Verdienst, und nie die Aussenseite eines Mannes, und schätzte ihn auch nur nach dem Werthe seines Herzens. Er wußte Strenge mit Nachsicht zu verbinden. Frühzeitig verließ er die Leidenschaft der Liebe, und nie hatte sie Einfluß auf seine Seele. Er war eingezogen und ehrlich. Seine Freunde speißten mit ihm über Tisch; er zwang sie aber nie. Wenn er verreißte, so war er nach seiner Rückkunft wieder der, der er war eh er abreißte. Wenn er im Rath saß, so war seine Sorge, mit vieler Genauigkeit und Geduld das Beste zu suchen und zu wählen, und nie begnügte er sich, mit dem ersten besten Gedanken, oder fehlte aus Uebereilung. Gegen seine Freunde war er immer der nämliche.

Sein Herz war gegen seine Freunde immer das nämliche; er wurde ihrer nie müde, machte aber auch keinen davon zum Günstling. Er war immer zufrieden, in was immer für einer Lage er seyn mochte, und kein Zufall konnte ihm seine natürliche Munterkeit rauben. Sein Forscherblick drang in die ferne Zukunft; er sah sehr oft auch die kleinsten Begebenheiten vor, und in den unbedeutensten Dingen gab er auch die gehörigen Befehle ohne nur das geringste Aufsehen zu machen. Am allerwenigsten konnte er den lärmenden Zuruf des Volkes, und alle dergleichen Schmeicheleyen leiden; daher suchte er es auf alle mögliche Art zu vermeiden. Nicht minder war er ein kluger Hausvater, der seine Einkünfte — die Sehnen des Reiches — sorgfältig sparte, und schränkte die gewöhnliche Ausgaben nach Möglichkeit ein, aber doch so, daß man ihn keinen Geizhals schelten, und die Arbeitenden über keinen Mangel an Verdienst klagen konnten — nein, es war die einem Fürsten rühmliche Häuslichkeit. Er fürchtete die Götter, aber war nicht abergläubisch, nicht zagend,

gend, und bestrebte sich nie, die Gunst des Volkes durch Geschenke, schmeichelhafte Versprechungen und Erniedrigungen seiner Würde zu erkaufen; in allem war er gelassen, unerschütterlich, stets sich selbst gleich, und so ein anhänglicher Freund alles Wohlanständigen, als er ein erklärter Feind jeder Neuerung war.

Die Bequemlichkeiten des Lebens, die ein großes Glück in Fülle verschaft, genoß er mit sehr viel Freyheit und ohne Prunk: aber eben die Einfalt, mit der er sie genoß lehrte ihn auch sie leicht entbehren. Er betrug sich immer so, daß man von ihm nicht sagen konnte, er war ein Sophist, ein reicher Schwätzer witziger Einfälle, oder ein finsterer Pedant, der noch den Schulstaub von der Stirne wischt, sondern er galt allenthalben für einen weisen Mann, gemacht für wichtige Geschäfte, der ganz frey von Niedrigkeit und Schmeicheley ist, und dessen großes Talent nicht nur darinn bestund, sich selbst zu leiten, sondern auch andern die Bahn vorzuzeichnen. Er verehrte die wahren Philosophen und duldete die, die es nicht waren Sein Umgang war ungezwungen und angenehm; seine Gesellschaft aufgeweckt, gefällig, und ermüdete nie. Da er eben nicht, wie Menschen weniger Geistesgröße, mit weibischer Zagheit am Leben hieng, so hatte er weiter wenig Acht auf seine Person, ohne die Gunst seiner Leute zu suchen und ohne sie zu verachten. Seine vorzüglichste Absicht in Rücksicht seiner Person war, seine Gesundheit immer in einem solchen Stande zu erhalten, daß er der Aerzte und ihrer Medizinen sehr selten bedurfte. Er war nicht stolz auf sein Wissen, und wich jedem gerne zurück, der ihm an Beredsamkeit, Geschichtkunde, Moral und Gesetzen, oder was immer für einer andern Wissenschaft, überlegen war, und nahm sie in seinen Schutz,

daß

daß sie all den Ruhm einerndten konnten, den sie immer von ihren Wissenschaften erwarten durften. In allen Sachen gieng er genau der Gewohnheit unsrer Väter nach, und affektirte doch keine lächerliche Nachahmungssucht des Alten. Er war weder ungeduldig noch unruhig, und wurde nicht müde, immer an einem und demnämlichen Ort zu seyn, oder lange Zeit an einerley Geschäft zu arbeiten. Er hatte oft heftige Anfälle von Kopfschmerzen, und nur diese allein konnten seinen Geschäftengang auf eine Zeit unterbrechen; aber sobald dieses Uebel nachließ, fieng er alsogleich mit neuem Feuer seine gewöhnlichen Arbeiten wieder an. Er hatte sehr wenige Geheimnisse, und diese wenigen betrafen nur den Staat. In den öffentlichen Schauspielen, die er gab, ließ er sehr viel Mäßigung und Klugheit blicken; eben so in seinen öffentlichen Werken, und Geschenken, die er dem Volke machte — ja in allen seinen Handlungen nahm er immer mehr Rücksicht auf seine Pflichten, als die Ehre, die ihm daraus entspringen konnten. Von kostspieligen Gebäuden war er kein sonderlicher Liebhaber. In seinen Speisen war er nicht heikel, und in seinen Kleidungen sah er weder auf Kostbarkeit noch auf Menge. Er pflegte sich sehr einfach zu tragen; und all seine Kleidung bestund aus inländischen Produkten, und wurde im Lande gemacht. — Das war seine Lebensart. Nicht rauh, nicht unanständig, aber auch nicht gezwungen; er hatte gar nichts an ihm, was die Gränzen der weisesten Mäßigung überschritt. Alles, was er that, war von so viel Folge, so viel Ordnung, so viel Festigkeit, und alle seine Handlungen waren so gut in einander verwebt, daß es immer schien, als hätte er Zeit genug; sich auf alles vorzubereiten.

In

In der That, man könnte das, was man vom Sokrates sagt, recht glücklich auf ihn anwenden: er wußte eben so gut alle die Sachen, die der größte Theil der Menschen ohne Schwachheit nicht entbehren, und ohne Uebermaaß nicht genießen kann, zu entbehren als zu genießen: aber der größte Beweiß eines starken, unerschütterlichen Geistes ist gewiß die Kunst, sich in jedem dieser beyden Zustände selbst mächtig zu seyn.

Wie soll sich ein Fürst betragen?

Merken Sie sich diese zween Grundsätze wohl; und lassen sie Sie immer die Richtschnur ihrer Fürstenhandlungen seyn. Der eine heißt:

Thue alles für das Wohl der Menschheit, was der Stand des Gesetzgebers und Königes erheischet. Der andere:

Sey geneigt, allzeit deinen Entschluß zu ändern, so oft dir redliche und geschickte Leute besser rathen. Aber diese Aenderung deiner Entschlüsse, muß nur Gerechtigkeitsliebe und das allgemeine Beste, zum Beweggrund haben, nie aber soll sie aus Eigendünkel, Eigennutz, oder Stolz geschehen.

Bedenken Sie wohl, mein Prinz! daß es Ihnen immer frey steht, wenn sie ihre Gesinnung ändern und dem Rathe dessen folgen wollen, der Sie zu Recht weißet. Diese Handlung hängt ganz von Ihnen ab; sie beruht ganz auf ihrer Wahl, ihrem Urtheile, ihrer Einsicht.

Der Weise sucht die Zeit für sich zu gewinnen, und späht nicht nach, was sein Nächster redet, thut oder denkt; sondern er ist mit Selbstbeobachtung beschäftigt, damit er gerechter und besser werde.

Dieses

Dieses Geboth machte Agathon:

Sieh nicht auf die verdorbnen Sitten deines Nebenmenschen; sondern geh immer deinen Weg gerade fort, und bleib in deinem Geleise, ohne dich je davon zu entfernen.

Demokrit sagte: **Thue wenig, wenn du ruhig seyn willst.** Aber ich glaube, er hätte weiser gesprochen, wenn er gesagt hätte:

Unterlasse nichts Wichtiges, und thue alles, was die Vernunft von einem Menschen heischt, der für das Wohl der Gesellschaft da: aber alles, was du thust, sey so, wie es dieses Wohl erfodert.

Hierinn glaube ich ist alles begriffen, so wohl jene selige Gemüthsruhe, die aus Wohlthun entspringt, als auch jene, wenn man sich nicht mit unnöthigen und verdrüßlichen Dingen abgiebt. Denn in der That! würde es uns nie an Zeit fehlen, und ungleich weniger hätten wir Verdruß, wenn wir alle unnütze Reden und Handlungen in unserm Leben vermieden. Daher soll man sich bey jeder Sache fragen: **Gehört dies etwa nicht unter die unnöthigen Dinge?** Aber auch nicht nur unnütze Handlungen, sondern auch eitle Gedanken soll man weglassen: denn sobald man nur immer auf das Nothwendige und Nützliche denkt, und hingegen andere Gedanken beyseit läßt, werden sich unnütze und überflüßige Handlungen von selbst verlieren.

Von den Wissenschaften.

Bilden Sie sich, mein Prinz! nach dem edlen Vorbilde dieses großen Kaisers Mark Aurels; und ihr erstes Studium sey die Kenntniß der Tugend. Lieben Sie die

Wissenschaften, denn sie dienen zur Aufklärung, und wahre Aufklärung führt zur Besserung des Menschengeschlechts: allein die Wissenschafren seyen in ihren Ländern nie die Dienerinnen der Wollust, oder unedler Leidenschaften. Ihre Beschäftigung soll seyn, das Menschengeschlecht glücklich zu machen; nicht es zu entstalten. Ihr Grundsatz bestehe darinn, daß die Wissenschaften zur Erkenntniß des Wahren und zur Ausübung des Guten führen; sie sollen den Verstand der Menschen leiten, und das Gefühl derSeele veredlen.

Verehren Sie den Gelehrten, wenn er Herzensgüte mit seinem Verstande verbindet; wenn Wohlwollen fürs Ganze in seinen Schriften liegt; mit einem Worte: wenn er sich auszeichnet als ein Mensch von edlerer Bildung. Lassen Sie aber den Stolzen ihre Verachtung fühlen, der nicht zum Wohl der Menschheit da ist, sondern nur für sich selbst, der alles angreifet, alles umstürzet, und nicht in die Stelle setzt, wo er umgestürzt und geraubt hat. Lassen Sie den Gelehrten fühlen, daß der Verstand keinen Werth hat, wenn er mißbraucht wird, und verachten Sie die Despoten der Litteratur, und die gelehrten Sultane, die jedes aufkeimende Genie durch ihren Kollossenverstand niederdrücken, und keinen andern Zweck in ihren Wissenschaften als ihr Ich kennen; die schwach genug sind nur Anbether ihrer Werke zu suchen, und jeden verfolgen, der nicht ihren Produkten, Weyrauch streut. Solche Menschen würdigen Sie Ihres Umganges nicht; sie sind der Menschheit schädlicher als wenn sie keinen Verstand hätten; sie sind Narren von einer andern Art, als die in Tollhäusern rasen, aber eben so schädlich, der Menschheit eben so nachtheilig.

Lassen

Lassen Sie in Ihren Landen, mein Prinz! eine vernünftige Critik herrschen; sie ist die Würze der Wissenschaften, aber schreiben Sie Ihren Kritikern vor, daß Wahrheit und nicht Leidenschaft sie regiere; lassen Sie Vorurtheile bekämpfen, aber immer den Menschen schonen, und nie soll Verfolgungsgeist die Litteratur Ihres Landes entehren. Die Wissenschaft soll der Frühlingssonne gleich seyn; sanft soll sie erwärmen, und das Eis des Irrthums und der Unwissenheit aufthauen.

Verehren Sie die bildenden Künste wie die Wissenschaften, aber vergessen Sie nie, daß nur Simplicität und Natur ihnen den Werth giebt; denn die Werke der Kunst sind die Abdrücke der Natur.

Lassen Sie keinen Künstler darben; er braucht wenig; aber er braucht zu leben. Die Sorge um Nahrung, und der Gram der Armuth entkräften den Geist, und rauben der Seele ihre schöpferische Anlage.

Kunst und Wissenschaften sind die Herolde der Natur. Es ist kein unnützer Aufwand, was man der Kunst giebt. Die Natur erzeigt nicht so viel Künstler, daß sie der Menschheit zur Last werden könnten.

Zählen Sie aber zur Kunst nur das, was wirklich Kunst ist; nicht das, was die Kunst entehrt, und die Menschheit herabsetzt. Auch der Gaukler rechnet sich zu den Künstlern, und der Charletan unter die Weisen: auch der Sailtänzer bildet sich ein, er arbeite, und läßt sich Spielwerke bezahlen, die die Natur entehren und zu nichts dienen

Wissenschaft und Kunst seyen in Ihren Ländern nach dem allgemeinen Plane der menschlichen Glückseligkeit angelegt. Die Poesie erhebe das Gemüth Ihrer Unterthanen zu den edlen Tugenden; die Redekunst gebrauche ihre

ihre Macht in dem heiligen Tempel, und ihr Feuer erwärme die Herzen der Zuhörer; die Philosophie verbreite gesunde Denkart; die Physik erleichtere den Genuß des Lebens; die bildenden Künste stellen an jedem die Majestät und die Größe der Tugend vor — alles sey Harmonie, alles Zweck zum Ganzen — zur Glückseligkeit.

Wie viele Menschen, mein Prinz! werden Sie glücklich machen! wie viele Tage der Wonne werden Sie der Menschheit machen, und welche Gefühle von Seeligkeit werden Ihr Herz, für die Geschenken lohnen! — —

Die Wissenschaft erhält den Werth,
Wenn sie uns Menschen werden lehrt;
Den Geist zu großen Thaten hebt,
Den Menschen lehrt, warum er lebt,
Ihm Seeligkeit und Wonne giebt,
Ihm zeigt, wie man den Menschen liebt,
Und wie der Seele innre Kraft,
Entfernt von aller Leidenschaft,
Der Gottheit, derer Geist uns führt,
Von Tag zu Tage ähnlich wird.

* * *

Natur du Freuden Schöpferinn!
Dich hat die Kunst zur Dienerinn;
Und gehst du mit ihr Hand in Hand,
Wie glücklich ist alsdenn das Land!
Und Kunst wird Wohlthat für die Welt,
Wenn Tugend sich zu ihr gesellt.
Das Herze bilden ist der Werth,
Den Kunst und Wissenschaft beschert;
Denn ohne Bildung, — welche Kraft
Hat Kunst und eitle Wissenschaft?
Mit Recht wird sie allein verlacht,

Wenn

Wenn sie nicht bessre Menschen macht:
Und was heißt Kunst, wenn sie entehrt?
Was Wissenschaft, wenn sie nicht lehrt?
Vereint mit Tugend nur allein,
Kann Wissenschaft uns nützlich seyn.

Von den Gesetzen.

Ein
Denkblatt an den Prinzen.

Wenn Sie Gesetze, Prinz! für Ihre Staaten machen,
So denken Sie, mein Prinz! im Grunde aller Sachen
Liegt ein Verhältniß schon von Ewigkeiten her,
Und dieses heißt Gesetz. Es giebt kein anders mehr.
Sobald die Menschen, Prinz! in die Gesellschaft traten,
War das Verhältniß da von bürgerlichen Staaten,
Und das Gesetz, das lag in ihrem ersten Grund,
Nur hörte es das Volk aus seines Herrschers Mund.
Der Forscher der Natur, der gieng auf ihren Wegen,
Entdekte ihre Spur, und gab den Ländern Seegen.
Ihr Menschen rief er auf, wir haben uns vereint,
Und nöthig ist es nun, so gut es jeder meynt
Mit sich, daß er es so auch mit den andern meyne,
Und fremdes Glücke sucht, so wie er sucht das seine!
In diesem Grunde liegt der Staaten erstes Glück,
Und führt den Menschen stets zur Menschheit selbst zurück.
Verhältniß ewiges! du Ursprung von Gesetzen!

Wer

Wer dich mißbrauchen kann, der kann dich auch verletzen.
Von jeher liegst du schon verwebt in der Natur;
Und wenn ein Staat entsteht, entwickelst du dich nur.
Nur der, der dich studirt; der sich von dir läßt führen,
Der weiß mit Seligkeit die Staaten zu regieren.
Du giebst dem Unterthan, dem Fürsten seine Pflicht,
Und, wer Natur! dich kennt, o der betrügt sich nicht.
Du giebst der Menschheit Glück, und Seegen jedem Lande,
Und Fürst und Unterthan führst du im gleichem Bande.
Mit Wahrheit zeigest du, worauf der Staat sich stützt,
Und das Verhältniß ruht, das jeden Menschen schützt.
Was gut, was Wahrheit ist, sind deines Füllhorns Schätze,
Und werden in dem Mund der Fürsten zum Gesetze.
Im Schoose der Natur fand nur der Philosoph,
Wenn er regieren will, zu dem Gesetz den Stoff.
Wer der Natur nicht folgt, fällt in des Irrthums Schlinge,
Denn die Gesetze sind Verhältnisse der Dinge:
Nothwendig, unverfälscht, einfältig, klar und rein
Und ohne sie hört auf die Sache Sach zu seyn.
Wird treu der Philosoph nach ihrer Kenntniß spüren,
So wird er zum Gesetz nur Wahrheit publiciren.
Im Codex der Natur stehn Glück und Menschenruh;
Der Weise liest ihn stets; der Thor der schlägt ihn zu,
Und gründet sein Gesetz auf sich und auf sein Wissen,
Umhüllt bald den Verstand mit dicken Finsternissen.
Der Menschen Glück und Wohl, seitdem die Erde steht,
Die lagen im Gesetz. Wie näher dieses geht
Der Wahrheit der Natur; wie glücklicher auf Erden

Nothwen-

Nothwendig, Stadt und Land und Unterthanen werden.
Und so unglücklicher; wie jeder leicht erlernt,
Wenn sich von der Natur je das Gesetz entfernt.
Denn wird das Band getrennt, das Menschen soll vereinen,
Denn trennt des Fürsten Wohl des Landes Wohl vom seinen.
Er sieht sein Volk und sich mit andern Augen an,
Und Elend drücket bald den armen Unterthan.
Man lese die Geschicht und jene Albernheiten,
Die Schande der Vernunft in lichtberaubten Zeiten,
Wo dummer Stolz, verführt von Irrthum und Betrug,
Vernunft in Fesseln warf, und mit dem Schwert erschlug.
Die Folterbank erfand, und Scheiterhaufen baute,
Und die Gesetze selbst mit Menschenmord vertraute;
Wo man die Unschuld oft, mit Henkerstricken band,
Und jeden neuen Tag auch neue Martern fand,
Und Wahrheit in dem Schmerz, wo sich die Menschheit klagte,
Und vollends unterlag, noch aufzusuchen wagte.
Die Mörder der Justitz, die straften kleins Vergehn,
Und waren dreust genug, den großen nachzusehn.
Die Stärkern schrieen all; erfüllet eure Pflichten!
Und sie, sie thaten all's, die ihren zu zernichten.
Und der, der manchem Dieb das Todesurtheil spricht,
Bestiehlt den Fürsten selbst, entheiligt Recht und Pflicht.
Und die, die Mörder oft zu Tod und Rad verdammen,
Sind Mörder andrer Art, und ändern nur den Namen.
Vor'n Pöbel schützen sie, nicht vor den Mächtigen,

Die stolz mit ihrem Fuß auf unsern Schedeln stehn.
Es wird durch ihre Macht die halbe Erde wüste,
Die Menschheit sinket hin als Opfer ihrer Lüste.
Den armen Waisen drückt die Armuth und die Schmach,
Vergebens sucht er Hülf, weil Mävius so sprach.
Verberge dich Natur; dort wo Karpzove träumen,
Muß Menschheit und Gefühl die Richterstühle räumen.
Beschimpft steht oft ein Greis durch Frevelthaten da;
Doch Stryk der sieht es nicht; wer sieht, was Stryk nicht sah,
Und kann ein Brunemann wohl je zum Buben werden,
Ist keine Rettung mehr auf dieser weiten Erden?
Die Forme des Proceß, bleich, mager wie der Neid
Verzehret die Parthey vor dem erwünschten B'scheid,
Verschlinget nach und nach dein Geld, dein Haus, dein Haabe:
Und giebt dir den Sentenz sehr freundlich mit ins Grabe.
So thut dir oft das Recht, o armer Biedermann!
Mehr Schimpf, mehr Schändung selbst, als alles Unrecht an.
Wenn gleich dein armes Weib in deiner Hütte jammert,
Mit ihrer magern Hand sich an die Pfeiler klammert;
Wenn ihr nichts übrig bleibt, als Hungerbrod und Stroh,
So danke es dem Recht, und stirb dann gern und froh.
Nimm den papiernen B'scheid, und küsse ihn im Sterben,
Und lasse diesen Schatz zur Noth verdammten Erben.
Rieb dich der Hunger auf; ward Erde gleich dein Sitz,
So stirb doch nur vergnügt; du stirbst durch die Justitz.
Verrätherisches Gold, das blendet Richter Augen,

Die

Die wie die Igel Blut aus den Partheyen saugen.
Ein Schurke, welcher sich zum Advokaten lügt,
Von Menschenunglück lebt, und praßt, wenn er betrügt,
Der aus der schwarzen Brust hat Treu und Ehr verschworen,
Zeigt dir in Folio, du hast mit Recht verlohren.
Der Knecht des Goldes, der die Tugend frech entweiht,
Der klagt die Unschuld an, wenn sie zum Himmel schreyt.
Und sie, die Schurken, die die Tugend selbst verbannten,
Die finden oft noch Schutz in staubigten Quartanten,
Beweise hell und klar; und alles steht nun da,
So wie's die Bosheit will, daß es durch's Recht geschah.
Mein Prinz! ich bitte euch, lernt die Gesetze kennen;
Einfalt, Simplicität, die müssen selbe krönen.
Dort, wo das Recht nur ist für Reichthum und für Pracht,
Und für die Armuth nicht; dort herrscht noch dunkle Nacht.
Dort wo der Streitende erschöpft wird durch die Kösten,
Dort, wo von der Parthey sich dicke Richter mästen,
Dort Prinz! dort wohnt kein Recht; nein, nur verdrehter Sinn,
Und die Gerechtigkeit ist selbst die Räuberin.
Sie ist nur ein Geweb von feinsten Schurkenkniffen;
Ihr Schwert ist nur zum Mord, zur Rettung nie geschliffen.
Prinz! die Gerechtigkeit, die sey für jedermann,
Denn jeder ist, mein Prinz! des Fürsten Unterthan.
Und kann ein Richter nur bey der Entscheidung zagen,
Wenn Unterdrückte je den Unterdrücker klagen:
Denn ist Gesetz und Recht in niederm Sklavensold,

 Und

Und denn entscheiden nur Empfehlung, Weib und Gold.
Verachtet, Prinz! den Mann, der achselzückt und schweiget,
Der, wenn ein Reicher spricht, sich tief zur Erde beuget,
Glaubt mir, er ist ein Schurk. Gebt ihm Gelegenheit,
Der nicht die Armuth schützt, der kennt die Heiligkeit
Selbst seines Fürsten nicht: denn wird es ihm behagen,
So wird er wider ihn auch Schelmenstreiche wagen.
Bey allem bitt ich euch um was ein Mensch nur fleht,
Verlasset manchen Tag, mein Prinz! das Kabinet;
Besucht den Niedrigen, der in dem Kerker schmachtet,
Und zeigt, daß euer Herz die Menschheit immer achtet.
Wer keinen Kerker sah, mein Prinz! der weiß es nicht,
Was Menschenelend ist; er hälts nur für Gedicht.
Seht den Gefangenen, besichtigt seine Ketten,
Die seine Rechte trägt, und suchet ihn zu retten;
Steigt, es entehrt euch nicht, in dieses finstre Grab,
Das Lebende verschließt, in Kerker steigt hinab.
Hört dort den Jammer an, und seht zu euren Füßen
Die Menschheit ganz entehrt; seht ihre Thränen fließen.
Beraubt des hellen Tags, entfernt von allem Licht,
Seht wie ein schwacher Schein nur durch die Klüfte bricht,
Wie Ungemach und Gram den Leidenden beschweren,
Und Angst und Kümmerniß sein armes Herz verzehren.
Betrachtet seine Speis, fühlt die verdorbne Luft,
Die Kette die ihn drückt, die Gräßlichkeit der Kruft.
Seht was den Mann umgiebt, die Leute, die ihm dienen,
Und leset Grausamkeit in ihren harten Mienen.

Bedenket

Bedenket denn, mein Prinz! bedenket, wer der ist,
Der da in Ketten seufzt, den dieser Ort verschließt.
Ein Mensch — o der vielleicht die Eltern früh verlohren,
Dem Elend anvertraut, sobald er war gebohren,
Und der ein Mensch wie ihr, nur mit dem Unterscheid:
Ihr kanntet Freuden nur, er kannte nichts als Leid.
Ward ohne Grundsatz reif; er lernte nichts von Tugend,
Der Leidenschaften Preis war seine erste Jugend.
Sagt, guter Prinz! wenn man sich nun mit ihm vergleicht,
In seinen Stand sich setzt, was wären wir vielleicht?
Sagt, welches Recht, mein Prinz! bestraft den rohen Wilden,
Und was sind Menschen denn, wenn Sitten sie nicht bilden?
Der Staat, mein guter Prinz! dem noch soviel gebricht;
Der uns das Leben giebt, giebt noch die Bildung nicht.
Nein! nie vergesse ich die fürchterliche Szene,
Die stets mein Herz noch rührt, so oft ich ihrer wähne.
Ich war vor einer Zeit in einer großen Stadt,
Verbrechen strafte dort der hohe Magistrat.
Ich sah die Kerker an, und trat mit Furcht und Grauen
In das Gefängniß ein, das Elend zu beschauen.
Verbrecher lagen dort aufs fleißigste bewacht,
Entfernt von Tag und Licht in einer ew'gen Nacht.
Der Richter, wie mir selbst die Büttel lachend sagten,
Besucht oft Jahre lang hier nicht mehr den Beklagten.
Verzweiflungsvoll saß da an einem eichnen Block,
Oft der Gefangene mit halbzerfaultem Rock.

Er

Er mag, so oft er will, den Kommissär begehren;
Wenns selbem nicht beliebt, so wird er ihn nicht hören.
Der schmauset stets herum, und kümmert sich nicht viel,
Es mag der arme Mensch verzweifeln wie er will.
Gott! wie doch nicht mein Herz, als ich die Nachricht hörte,
Im Busen aufwärts drang, und sich mit Recht empörte.
Noch deucht mich stehe ich, so ganz betroffen da,
So wie ich stund, als ich den bleyern Richter sah.
Ihn rührt die Menschheit nicht, ihn rührt kein Flehn, kein Bitten,
Er war, als wär er ganz aus Eichenholz geschnitten.
Er schmauchte stets Toback, und saß in Dampf und Rauch
Beständig bey dem Bier, und war so gänzlich Bauch.
O hätt die Menschheit doch auch wieder ihre Rechte,
Und daß ein Menschengeist den Block beseelen möchte!
Der oft fünf ganzer Jahr die Menschen schmachten läßt,
Und dennoch lustig trinkt bey jedem Freudenfest.
Prinz! daß doch euer Herz von Menschenmord nichts wüßte!
Verscheucht, ich bitte euch die blutigen Gerüste.
Die Menschenbesserung sey eurem Herzen werth,
Und wenn die fruchtlos ist, so greifet nach dem Schwerdt.
Nur denn, wenn euer Herz sich nichts hat vorzuwerfen,
Daß ihrs versäumet habt, denn könnt' ihr selbes schärfen.
Doch so, mein guter Prinz! wenn ihr das Leben nehmt,
Wie traurig muß es seyn, wenn der Gedanke kömmt:
Vielleicht wär dieser Mensch ein guter Mensch geworden,

Und

Und ich verhindert' es, und ließ denselben morden.
Ich strafte und vergaß des Richters erste Pflicht,
Ich tödtete, und ich verbesserte ihn nicht.
Daß der Gedanke nie mit seiner Folgenreihe
Von eurem Auge, Prinz! die sanfte Ruh verscheuhe,
Wenn schlaflos euer Geist die langen Stunden zählt,
Und der Entleibte sich vor eure Augen stellt,
Euch zuruft, seht mich an, seht wie das Schwerdt noch röthet!
Bespritzt mit meinem Blut, Prinz! ihr habt mich getödtet.
Sagt, war ich was für euch? habt ihr für mich gewacht,
Habt ihr für mich gesorgt? ihr habt mich umgebracht.
Ich war ein Kind, wie ihr, und meine sanfte Seele
Zur Bildung auch bereit. Lang stund ich an der Quelle
Des Lasters, und sagt wer, wer reichte mir die Hand?
Wo war ein Menschenfreund, den meine Seele fand?
Nur stuffenweise stürzt die Menschheit ins Verbrechen,
Ich strauchelte, wer half, wer wollte mit mir sprechen?
Wer warnen? Niemand wars, nur wenn ich tief schon war,
Schon ohne Rettung sank, dann sah ich die Gefahr.
In Bande warf man mich, entfernt von Lust und Wonne,
Entzog man mir den Tag, und raubte mir die Sonne.
Ein harter Büttel schlug mich dann erbärmlich her,
Lernt tugendhafter seyn! das war denn seine Lehr.
Bey jedem harten Streich den er mir wiederholte,
Da sagte mir ein Mann, daß ich nicht stehlen sollte.
Ein Mann, ich sah ihn nie; nur wußt ich manchen Fall,

Von

Von Bauern mir erzählt, daß er auch sie bestahl.
Sagt, lernet man wohl so der Tugend Größe kennen,
Lernt man auf diese Art sich Gutes angewöhnen?
Die Armuth ist ja stets von jedermann verscheuht,
Und hart ist stets das Loos der nackten Dürftigkeit.
Die Mutter, die gebahr mich auf den offnen Straßen,
Und fand noch keinen Ort, wo man sie eingelassen.
Ich lernte nichts. Warum? ich hatte ja kein Geld,
Und meiner Mutter hat die Nahrung selbst gefehlt.
Wir bettelten von Haus, von einem Dorf zum andern,
Und meine Jugendzeit bestund herumzuwandern.
Die Mutter schickte mich zwar in die Kinderlehr;
Ich hörte fleißig zu, auch sprach mit mir der Herr:
Doch ich verstund nicht viel; hab alles gleich vergessen,
Und weil mich hungerte, so dacht ich mehr aufs Essen.
Die Mutter sagte: daß der Arme, der nichts giebt,
Der sey vom Pfarrherrn auch nicht allzu sehr geliebt.
So war mein Schicksal. Sagt, verdien' ich eure Thräne?
Und sagt, wie endete, sich meines Lebens Szene?
Ihr, den die Gottheit mir zu einem Vater gab,
Mein Helfer und mein Fürst, ihr stürzet mich ins Grab!
Vergebens schrie ich Hülf; wer suchte mich zu retten?
Der, der mir helfen soll, der warf mich selbst in Ketten.
Seht, itzt steh ich vor euch; ich bin euch gleich als Geist,
Nun frag ich, Fürst! ob das die Pflicht erfüllen heißt?
Pflicht ist es, Vater seyn; das Elend zu vermindern,
Und handeln Väter wohl auf diese Art mit Kindern.

Ich

Ich bitte Sie, mein Prinz! seyn Sie zu dieser Sprach
Nicht taub, noch ist es Zeit, Prinz! denken Sie wohl nach.
Ein guter Arzt, der sucht das kranke Glied zu heilen,
Zur Amputation kann jeder Pfuscher eilen.

Moralische Fragmente für den Prinzen.

Von der Ehre.

Die Ehre ist das Geräusch des guten Namens. Die Achtung ist ein ruhiges und persönliches Urtheil; die Bewunderung, eine schnelle und zuweilen augenblickliche Bewegung; der Ruhm oder das Berühmtseyn, ein ausgebreiteter guter Name; die Ehre aber ein rauschender guter Name; eine einmüthige Uebereinstimmung, welche von einer allgemeinen Bewunderung unterstützet wird.

Der Grund der Achtung ist die Rechtschaffenheit; der Bewunderung, das Seltene und Große in dem moralischen oder physischen Guten; des Ruhms, das Außerordentliche, das Erstaunenswürdige in Ansehung des großen Haufens; der Ehre, das Wunderbare.

Wir nennen dasjenige wunderbar, was sich über die Kräfte der Natur erhebet, oder zu erheben scheinet. Bey der menschlichen Ehre, von welcher wir hier allein reden, kommt

kommt also vieles auf die Meynung an; und sie ist entweder wahr oder falsch, wie diese.

Es giebt zwo Arten der falschen Ehre; die eine gründet sich auf ein falsches Wunderbare, die andere auf ein zwar wirkliches, aber dabey trauriges Wunderbare. Es scheinet, daß es auch zwo Arten der wahren Ehre gebe, deren eine auf ein angenehmes, die andere aber auf ein der Welt nützliches Wunderbare gegründet ist; allein beyde Gegenstände machen in der That nur einen aus.

Die auf ein falsches Wunderbare gegründete Ehre hat nur das Reich der Verblendung, und verschwindet mit ihr; dergleichen ist die Ehre des Glücks. Das Glück hat keine Ehre, welche demselben zukäme; es masset sich nur die Ehre der Talente und Tugenden an, indem man es für ihre Begleiterinn hält; es wird aber derselben gar bald beraubet, so bald man nur merket, daß es nur ein Raub ist; eine Widerwärtigkeit ist hinreichend, dasselbe davon zu überzeugen; eripitur persona, manet res. Man betet das Glück in seinem Günstlinge an; er ist in Ungnade; man verachtet ihn. Allein dieses findet nur bey dem Pöbel statt; in den Augen desjenigen, der die Menschen so siehet, wie sie wirklich sind, beweiset das Glück nichts; die Widerwärtigkeit kann daher auch nichts vernichten.

Wenn ein für die Vergessenheit gebohrner Mensch sich durch seinen geschmeidigen Geist und kriechende Seele bis auf den Gipfel des Glücks erhebt: wenn er die höchste nur mögliche Gunst erlanget: so ist solches eine Erscheinung, welche der Pöbel mit keinem standhaften Auge zu betrachten, sich waget; er bewundert ihn, er wirft sich vor ihm nieder; allein, der Weise wird dadurch nicht verblendet; er entdecket die Flecken, dieses dem Scheine nach,

nach, glänzenden Körpers, und siehet, daß dasjenige, welches man sein Licht nennet, ein zurückgeworfener Glanz ist, der nur seine Oberfläche berühret, und bald vorüber gehet.

Die auf ein trauriges Wunderbare gegründete Ehre macht einen dauerhaften Eindruck, und braucht, zur Schande der Menschen, Jahrhunderte, um sie zu verdunkeln; von der Art ist die Ehre großer Talente, wenn solche zum Unglück der Welt angewendet werden.

Die traurigste Art des Wunderbaren, welche aber den stärksten Eindruck macht, ist allemal der Glanz der Eroberungen gewesen. Diese soll uns zum Beyspiel dienen, denen Menschen zu zeigen, wie thöricht es ist, die Ehre mit den wirkenden Ursachen ihres Unglücks zu verbinden.

Zwanzigtausend Mann folgen aus Hoffnung zur Beute, einem einigen zum Blutbade. Sogleich erwecket ein einiger Mensch an der Spitze von zwanzigtausend standhaften und gelehrigen, unerschrockenen und unterwürfigen Menschen, das Erstaunen des Pöbels. Diese zwanzigtausend haben eine noch größere Anzahl erwürget, in die Flucht geschlagen, oder unter das Joch gebracht. Ihr Anführer hat die Frechheit zu sagen: ich habe geschlagen, ich habe gesieget; sogleich wiederholet es die Welt: er hat geschlagen, er hat gesieget; daher rühret denn das Wunderbare, und die Ehre der Eroberungen.

Wisset ihr auch, was ihr thut? könnte man diejenigen fragen, welche die Eroberer preisen. Ihr erhebet Klopffechter, welche sich mitten unter euch üben, und sich um den Preis streiten, welchen ihr demjenigen vorbehaltet, der euch die gewissesten und schrecklichsten Wunden versetzet. Verdoppelt immer euren Beyfall und eure Lobeserhebungen. Heute sind es die blutigen Leichname

eurer

eurer Nachbarn, welche den Kampfplatz bedecken; morgen wird die Reihe an euch auch kommen.

So viel Gewalt hat das Wunderbare über die Gemüther des Pöbels. Die hervorbringenden und schaffenden Arbeiten sind großentheils langsam und ruhig; sie setzen uns nicht in Verwunderung. Aber die zerstörenden Unternehmungen sind schnell und brausend; wir setzen sie unter die Stelle der Wunder. Ein Monat ist hinlänglich, eine ganze Provinz zu verwüsten; aber es werden zehn Jahre erfodert, sie fruchtbar zu machen. Man bewundert den, der sie verwüstet hat, und würdiget den, der sie fruchtbar gemacht hat, kaum des Andenkens. Ist es daher wohl zu verwundern, wenn so viele große Uebel gestiftet, aber so wenig große gute Thaten verrichtet werden?

Werden denn die Völker niemals Muth oder Verstand genug bekommen, um sich wider denjenigen zu vereinigen, der sie seiner ungezähmten Ehrsucht aufopfert, und auf der einen Seite mit Cäsars Soldaten zu ihm zu sagen:

Liceat discedere, Cæsar,
A rabie scelerum. Quæris terraque marique
His ferrum iugulis. Animas effundere viles
Quolibet hoste paras.

LUCAN.

und auf der andern Seite ihn, wie der Scythe den Alexander, zu fragen: „Was haben wir mit dir zu schaffen? Niemals haben wir einen Fuß in dein Land gesetzet. Ist es denn denenjenigen, welche in Wäldern „wohnen, nicht erlaubt, nicht zu wissen, wer du bist, „und woher du kommst?“

Wird

Wird denn nicht wenigstens eine Klasse von Menschen weit genug über den Pöbel erhaben, weise, muthig und beredt genug seyn, die Welt wider ihre Peiniger zu empören, und ihr eine barbarische Ehre verhaßt zu machen?

Die Lieblinge der Wissenschaften bestimmen die herrschende Meynung von einem Jahrhundert zum andern; durch sie wird selbige bleibend gemacht und fortgepflanzet. Sie können hierinn Schiedsrichter der Ehre, und folglich entweder die nützlichsten oder die schädlichsten unter den Menschen werden.

Vixere fortes ante *Agamemnona*
Multi; ſed omnes illacrymabiles
Vrgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate ſacro.

Horat.

Wenn die Wahrheit dem Pöbel überlassen wird, so wird sie durch die Ueberlieferung verfälscht und verdunkelt, und verlieret sich in einer Sündflut von Fabeln. Der Heldenmuth wird abgeschmackt, wenn er aus einem Munde in den andern gehet. Anfänglich bewundert man ihn, als ein Wunderwerk; aber gar bald verachtet man ihn, als ein verjährtes Mährchen, und endlich wird er gar vergessen. Die klügere Nachwelt glaubet von entferntern Jahrhunderten nicht mehr, als was berühmten Schriftstellern ihr aufzubehalten gefallen hat.

Ludwig der Zwölfte sagte: „Die **Griechen** haben „wenig gethan; aber sie haben dieses Wenige durch ihre „erhabene Beredsamkeit geadelt. Die **Franken** haben „viele und große Thaten verrichtet; allein sie haben die „Kunst nicht verstanden, selbige aufzuschreiben. Nur „allein die **Römer** haben den doppelten Vortheil gehabt,

„große

„große Thaten zu verrichten, und solche würdig zu ver„ewigen.“ Ein König gestehet es hier zu, daß sich die Ehre der Nationen in den Händen der Gelehrten befindet.

Aber, und man kann es nicht läugnen, diese haben die Würde ihres Standes nur zu oft vergessen, und ihre an glückliche Verbrechen verschwendete Lobeserhebungen haben viel Unglück auf Erden angerichtet.

Man frage den Virgil, was für ein Recht die Römer über den übrigen Theil des menschlichen Geschlechts hatten, so wird er ohne Bedenken antworten:

Parcere subjectis, & debellare superbos.

Man frage den Solis, was man von dem Cortez und Montezuma, von den Mexicanern und Spaniern denken solle? Er wird antworten: Cortez war ein Held, und Montezuma ein Tyrann, die Mexicaner waren Barbaren, und die Spanier rechtschaffene Männer.

Wenn man schreibet, nimmt man nur allzuoft eine Person, ein Vaterland an, und es scheinet, als wenn es sonst nichts mehr auf der Welt gebe, oder als wenn alles für sie allein gemacht sey. Das Vaterland eines Weisen ist die Erde, und das ganze menschliche Geschlecht ist sein Held.

Wenn der Hofmann ein Schmeichler ist, so wird er gewissermassen durch seinen Stand entschuldiget, und minder gefährlich gemacht. Man muß in sein Zeugniß ein Mißtrauen setzen; denn er ist nicht frey. Allein, was zwinget den Schriftsteller, sich und seines gleichen, die Natur und die Wahrheit zu verrathen?

Es ist nicht sowohl Furcht, Eigennutz und Niederträchtigkeit, als Verblendung und Enthusiasmus, was die Lieblinge der Wissenschaften bewogen hat, die Ehre

an

an glänzende Verbrechen zu knüpfen. Man wird von derjenigen Stärke des Geistes oder der Seele gerühret, welche in großen Verbrechen ebensowohl Bewunderung erwecket, als in großen Tugenden. Eine lebhafte Einbildungskraft siehet in dem Gebrauche derselben nichts anders, als eine wunderbare Entwickelung der Triebfedern der Natur, als ein Gemälde, welches vortrefflich zu schildern ist. Indem man die wirkenden Ursachen bewundert, lobet man die Wirkungen, und so sind die Tyrannen der Erde zu Helden geworden.

Männer, welche für die Ehre gebohren waren, haben sie in solchen Thaten gesucht, an welche die allgemeine Meynung sie geknüpft hatte. **Alexander** hatte ohne Unterlaß die Fabel von dem **Achil**, und **Carl** der Zwölfte die Geschichte **Alexanders** vor Augen, und daher rührte denn die traurige Nachahmung, welche aus zween Königen voller Tapferkeit und Talente, zween unbiegsame Krieger machte. Der Roman des **Curtius** ist vielleicht Schwedens Unglück, und **Homers** Gedicht vielleicht Indiens Verderben gewesen. Möchte doch die Geschichte **Carls** des Zwölften nur allein seine Tugenden verewigen.

Nur allein der Weise ist ein guter Dichter, sagten die **Stoiker**. Sie hatten Recht; ohne Redlichkeit und ohne einer reinen Seele ist die Einbildungskraft nichts weiter, als eine **Circe**, und die Harmonie nichts anders, als eine **Sirene**.

Mit dem Geschichtschreiber und Redner verhält es sich, wie mit dem Dichter. Sind sie aufgeklärt und tugendhaft; so werden sie Werkzeuge der Gerechtigkeit, Fackeln der Wahrheit; haben sie Leidenschaften, sind sie bestochen, so sind sie weiter nichts, als Buhler des Glücks, feile Anbether des Verbrechens.

Die

Die Weltweisen haben sich ihrer Gerechtsamen bedienet, und von der Ehre als unabhängige Schiedsrichter geurtheilet.

„Weißt du auch, sagte **Plinius** zum **Trajan**, wo „die wahre, die unsterbliche Ehre eines Fürsten wohnet? „Die Ehrenbogen, die Bildsäulen, selbst die Tempel „und Altäre, werden von der Zeit zerstöret, und die Vergessenheit wischet sie von der Ehre weg. Aber die Ehre „eines Helden, welcher über seine unumschränkte Macht „erhaben ist, sie zu bändigen und zu zähmen weiß, diese „unvergängliche Ehre blühet, selbst wenn sie alt wird.“

„Worinn glich doch jener unsinnige Jüngling dem „**Hercules**, dessen Fußstapfen zu folgen, er doch vorgab? sagt **Seneca** von dem **Alexander**; er, der die „Ehre suchte, und weder ihre Beschaffenheit noch Gränzen kannte, und dessen ganze Tugend in einer glücklichen Verwegenheit bestand? **Hercules** siegte niemals „für sich selbst; er durchstrich die Welt, sie zu rächen, nicht „aber sie anzufallen. Was für Eroberungen hatte dieser „Held, dieser Feind der Lasterhaften, dieser Rächer der „Tugend, dieser Friedensstifter der Erde und der Meere „nöthig? Aber **Alexander**, der von der Kindheit an „zum Raube geneigt war, war ein Verwüster ganzer „Nationen, eine Geißel, sowohl seiner Freunde, als seiner Feinde. Er setzte das höchste Gut darinn, sich allen Menschen furchtbar zu machen; er vergaß, daß er „diesen Vortheil nicht allein mit den wildesten, sondern „auch mit den feigesten und verächtlichsten Thieren gemein hatte, welche sich durch ihren Gift furchtbar „machen.“

So sollten Menschen, welche dazu gebohren sind, andere Menschen zu unterrichten und zu beurtheilen, ihnen

ohne

ohne Unterlaß den schöpferischen und fruchtbaren Muth im Gegensatze gegen die zerstörende Tapferkeit schildern, und sie die Liebe von der Furcht unterscheiden lehren, welche sie nur zu oft miteinander verwechseln.

Es ist, wird man sagen, dem Ehrsüchtigen genug, wenn er nur gefürchtet wird; die Furcht vertritt bey ihm die Stelle der Liebe; er herrschet, und dadurch siehet er seine Wünsche erfüllet. Aber siehet man denn nicht, daß die Furcht verschwindet, so bald die Verblendung aufhöret. Der Ehrsüchtige ist; wenn er sich selbst überlassen wird, nichts weiter als ein furchtsamer und schwacher Mensch. Man überzeige diejenigen, welche ihm dienen, daß sie sich selbst verderben, indem sie ihm dienen, daß ihre Feinde ihre Brüder sind, und daß er ihrer aller Henker ist; man mache ihn selbst denjenigen verhaßt, welche ihn furchtbar machen; was wird alsdann aus diesem wunderbaren Manne werden, vor welchem alles zittern soll? Tamerlan, der Schrecken Asiens, wird nichts weiter als ein Mährchen seyn, vier Menschen werden hinreichen, ihn als einen Wüthenden zu binden, und als ein Kind zu züchtigen. Dieß wird aus der Macht und Ehre der Eroberer werden, wenn man dem Volke die Binde des Vorurtheils, und die Fessel der Furcht abnehmen wird.

Einige haben sich für sehr weise gehalten, wenn sie zur Bestimmung der Ehre eines Ueberwinders, dasjenige, was er dem Ungefähr und seinen Truppen zuzuschreiben hatte, in die eine, und dasjenige, was er nur sich selbst zu verdanken hatte, in die andere Schaale legten. Allein es ist hier noch nicht genug, daß man die Ehre theile. Man muß Schande über sie verbreiten, man muß Schrecken vor ihr erregen. Derjenige, welcher die Erde in Furcht setzet; ist für sie ein höllischer oder himmlischer

Gott; man wird ihn anbeten, wenn man ihn nicht verabscheuet; der Aberglaube kennet keine Mittelstraße.

Er ist es ja nicht, welcher gesieget hat, wird man von einem Eroberer sagen. Unkräftiges Mittel, ihn auf seinen wahren Werth herunter zu setzen! er ist es nicht, welcher gesieget hat; aber er ist es doch, der den Sieg veranlaßet hat. Ist es denn nichts, einer Menge Menschen den Entschluß einzuflößen, unter seinen Fahnen zu fechten und zu sterben? Diese Gewalt über die Gemüther wird ihm allein zu seiner Ehre hinreichend seyn. Man suche also nicht, das Wunderbare in den Eroberungen zu vernichten; man gebe sich vielmehr Mühe, es so abscheulich vorzustellen, als es traurig ist; dadurch muß es erniedriget werden.

Lasset die Stärke und Erhabenheit einer wohlthätigen und großmüthigen Seele, die zum Glück der Welt angewandte Geschäftigkeit eines großen Geistes die Gegenstände eurer Lobsprüche, eurer Verehrung seyn; schleppet mit eben der Hand, welche der Uneigennützigkeit, der Güte, der Menschenliebe, der Gnade Altäre errichtet, den Stolz, die Ehrsucht, die Rache, die Habsucht und die Wuth bey den Haaren vor den fürchterlichen Richterstuhl der unbestechlichen Zukunft: so werdet ihr die **Nemesis** eines Jahrhunderts, die **Rhadamanten** eurer Zeitgenossen werden.

Wenn euch gleich die Lebenden schüchtern machen, so habt ihr doch nichts von den Todten zu befürchten. Ihr seyd ihnen nichts, als das Lob des Guten schuldig; den Tadel des Bösen seyd ihr der Erde schuldig; die ihrem Namen angehängte Schande wird auf ihre Nachahmer zurückfallen. Diese werden zittern, wenn sie sich einmal ebendemselben Urtheil unterworfen sehen, welches ihre

Muster

Muster beschimpfet; sie werden sich in der Zukunft erblicken, und vor ihrem Andenken erschrecken.

Allein was für eine Parthey hat der Mann von Wissenschaften, selbst in Ansehung der noch Lebenden, bey dem Anblick eines ungerechten Glücks und glücklicher Verbrechen zu ergreifen? — Sich zu widersetzen, wenn er Freyheit und Muth dazu hat, und zu schweigen, wenn er jenes nicht kann, oder mehr zu thun sich nicht getrauet.

Dieses allgemeine Stillschweigen der Gelehrten, würde schon an und für sich selbst ein schreckliches Urtheil seyn, wenn man gewohnt wäre, sie insgesammt vereiniget zu sehen, um wirklich rühmlichen Handlungen ein glänzendes Zeugniß zu geben. Man setze diese allgemeine Einmüthigkeit voraus, so wie sie seyn sollte; man nehme an, daß alle Dichter, Geschichtschreiber und Redner an allen Enden der Welt mit einander einstimmig sind, und dem Ruhm eines guten Königes, eines wohlthätigen Helden, eines friedfertigen Siegers, ihre beredten und erhabenen Stimmen leihen, seinen Namen und seine Ehre in der ganzen Welt zu verbreiten; daß jedermann, der sich durch Talente und Tugenden um sein Vaterland und das menschliche Geschlecht verdient gemacht, in den Schriften seiner Zeitgenossen, gleichsam im Triumph aufgeführet werde; und lasse alsdenn einen ungerechten, gewaltthätigen und ehrsüchtigen Mann auftretten, so mächtig und glücklich er auch seyn mag: so werden die Werkzeuge seines Ruhms stumm seyn; die Erde wird dieses Stillschweigen gewahr werden; der Tyrann selbst wird es bemerken und sich schämen. Ich bin verurtheilet, wird er sagen, und man wartet nur noch auf meinem Fall, meine Schande in Erz zu graben.

Welche Ehrfurcht würden nicht der Pinsel der Dichtkunst, der Griffel der Geschichte, der Donner der Beredsamkeit einflößen, wenn sie sich in billigen und reinen Händen befänden? Die schwache, aber kühne Kreide eines Aretin machte selbst Kaiser zittern.

Die falsche Ehre der Eroberer ist nicht die einige, welche in Schande verwandelt werden müßte; allein die Grundsätze, welche dieselbe verurtheilen, lassen sich ganz natürlich auf alles, was ihr ähnlich ist, anwenden.

Die wahre Ehre hat das Nützliche, das Anständige, das Gerechte zum Gegenstande, und sie allein kann den Anblick der Wahrheit ertragen. Das Wunderbare, welches sie an sich hat, bestehet in der Stärke des Talents oder der Tugend, welche zum Glück der Menschen angewendet wird.

Wir haben bemerket, wie es scheinet, daß es eine Art von Ehre gebe, welche dem angenehmen Wunderbaren ertheilet wird; allein diese Ehre bestehet in einer bloßen Theilnehmung an dem nützlichen Wunderbaren; und von der Art ist die Ehre der schönen Künste.

Die schönen Künste haben ihr Wunderbares, und dieses ist der Grund ihrer Ehre. Die Gewalt der Beredsamkeit, die Bezauberung der Dichtkunst, der Reiz der Tonkunst, die angenehme Verblendung der Malerkunst u. s. f. haben müssen für Wunder angesehen werden, vornehmlich in denjenigen Zeiten, da die Beredsamkeit noch die Gestalt der Staaten veränderte, da die Ton- und Dichtkunst die Menschen gesitteter machten, da die Maler- und Bildhauerkunst der Erde Ehrfurcht und Anbetung einflößten.

Diese wunderbaren Wirkungen der Künste wurden mit unter dasjenige gerechnet, was die Menschen nur Nützli-

ches

ches und Großes hervorgebracht haben, und der glänzende Ruhm, den sie sich erworben, hat eine von denjenigen Arten gebildet, welche unter dem allgemeinen Namen der Ehre mit begriffen sind; die Menschen mögen nun ihr Vergnügen mit unter die Zahl der größten Güter, und die Künste welche dasselbe verursachen, mit unter die kostbarsten Geschenke, die der Himmel der Erde nur machen können, gerechnet, oder sie mögen auch geglaubet haben, dasjenige niemals genug ehren zu können, was zu ihrer Befreyung von der Barbarey etwas beygetragen hat, da man denn die Künste für Gefährten der Tugend, und für würdig gehalten, an ihrem Triumph Theil zu nehmen, nachdem sie ihre Bemühungen unterstützet.

Nur allein in dieser Betrachtung scheinen uns die Künste berechtigt zu seyn, mit den Tugenden in die Gesellschaft der Ehre zu tretten, und diese Gesellschaft wird desto genauer, je unmittelbarer sie zu eben dem Endzwecke mitwirken. Dieser Endzweck ist das Glück der Welt; es sollten also diejenigen Talente, welche zur menschlichen Wohlfahrt das meiste beytragen, auch natürlicher Weise den meisten Antheil an der Ehre haben. Allein dieser den Talenten ertheilte Werth, muß ferner nach Maaßgebung ihrer Seltenheit und Nutzens bestimmet werden. Was nur allein schwer ist, verdienet nicht die geringste Aufmerksamkeit; was leicht ist, wenn es gleich nützlich ist, erwartet nur einen mäßigen Sold, ein gemeines Talent zu üben. Was aber von großer Wichtigkeit und zugleicher Zeit außerordentlich schwer ist, erfordert Aufmunterungen, welche den dazu nöthigen Fähigkeiten gemäß sind. Das Verdienst eines glücklichen Ausgangs, wird nach dem Nutzen der Unternehmung und nach der Seltenheit der Mittel bestimmt.

Dieser

Dieser Regel zu Folge läßt man denen Talenten, welche auf die schönen Künste angewandt werden, nicht den ersten Antheil an der Ehre, wenn sie gleich vielleicht die bewundernswürdigsten sind. Ein Staatsminister, ein Gesetzgeber werden über den Tacitus und Corneille gesetzt werden, wenn sie gleich nicht soviel Genie besitzen, als diese.

Auch sind, eben dieser Regel zu Folge, einerley Talente nicht immer gleich schätzbar, und ihre Besitzer müssen, um die nützlichsten aufzumuntern, die Beschaffenheit der Gemüther und den Zustand der Sachen untersuchen; sie müssen, zum Beyspiel, die Dichtkunst in den Zeiten der Barbarey und Wildheit, die Beredsamkeit in den Zeiten der Muthlosigkeit und der Verwüstung, und die Weltweisheit in den Zeiten des Aberglaubens und der Schwärmerey unterstützen. Die erstere wird die Sitten sanft, und die Seelen biegsam machen; die zwote wird den Muth des Volkes erheben, und ihm herzhafte Entschließungen einflößen, welche über die Widerwärtigkeiten siegen; die letztere endlich wird die Gespenster des Irrthums und der Furcht verscheuchen, und den Menschen den Abgrund zeigen, an welchen sie sich mit gefesselten Händen und verbundenen Augen führen lassen.

Allein, da diese Wirkung andere nicht ausschließen; da die Talente, welche solche hervorbringen, mitgetheilet und mit einander vermischet werden können; da die Weltweisheit die Dichtkunst aufkläret, von welcher sie verschönert wird, da die Beredsamkeit beyde belebet, und sich mit ihren Schätzen bereichert: so wird es am vortheilhaftesten seyn, sie insgesammt zu nähren und zu üben, um sie wechselsweise oder gemeinschaftlich, nach Maaßgebung der Menschen, Oerter und Zeiten wirken zu

lassen.

lassen. Dieß sind sehr mächtige, aber dem ungeachtet sehr vernachläßigte Mittel, die Völker zu leiten und zu regieren. Die Weisheit der alten Republiken stralte vornehmlich in der Anwendung und Unterstützung derjenigen Talente, welche überreden und rühren können.

Nichts ist hingegen ein stärkerer Beweis des Verderbens und der Trunkenheit der Gemüther, als wenn unnützen Künsten ausschweifende Ehre bewilliget wird. Rom ist nur noch ein Gegenstand des Mitleidens, wenn es sich um der Pantomimen willen in Factionen zertheilet, wenn die Verbannung dieser Nichtswürdigen ein allgemeines Elend, und ihre Rückkunft ein Triumph ist.

Die Ehre muß, wie wir gesagt haben, den Werkzeugen der öffentlichen Wohlfahrt aufbehalten werden; und nur allein in dieser Absicht haben nicht allein die Talente, sondern auch selbst die Tugenden das Recht, darnach zu streben.

Wenn **Virginius** seine Tochter opfert: so ist solches eine eben so starke und noch reinere That, als wenn **Brutus** seinen Sohn verurtheilet; indessen ist die letzte Handlung rühmlich, die erste aber nicht. Warum? **Virginius** rettete allein die Ehre der Seinigen, **Brutus** rettete die Ehre der Gesetze und des Vaterlandes. Vielleicht mischte sich in des **Brutus** Handlung viel Stolz mit ein; vielleicht war sie nichts als Stolz; des **Virginius** Handlung war nichts als Rechtschaffenheit und Muth; allein dieser thut alles zum Besten seiner Familie, jener aber that alles zum Besten Roms, oder schien wenigstens, diese Absicht zu haben; und Rom, welches die Handlung des **Virginius** blos als die Handlung eines rechtschaffenen Mannes und guten Vaters betrachtete, verehrte

die

die Handlung des **Brutus** als eine Heldenthat; nichts ist gerechter, als diese Art des Urtheils.

Große Aufopferungen des persönlichen Nutzens zum Besten des Staats erfodern Kräfte, welche den Menschen über sich selbst erheben, und die Ehre ist der einige Preis, welcher werth wäre, mit denselben verknüpft zu werden. Was verläugnet derjenige, der, wie **Decius**, sein Leben, wie **Fabius**, seine Ehre, wie **Camillus**, seine Rache, wie **Brutus** und **Manlius**, seine Kinder aufopfert? Diejenige Tugend, welche sich allein selbst genug ist, ist eine mehr als menschliche Tugend; es ist also weder weise noch gerecht: wenn man verlanget, daß sich die Tugend allein selbst genug seyn solle. Ihre Belohnung muß dem Guten, welches sie wirket, dem Opfer, welches es ihr kostet, den persönlichen Talenten, von welchen sie unterstützet wird, oder wenn ihr persönliche Talente fehlen, der Wahl fremder Talente, welche sie zu Hülfe nimmt, gemäß seyn; denn diese Wahl macht, bey einem Staatsmanne, alle Talente ihm selbst eigen.

Ein Staatsmann, der alles selbst thun wollte, würde sehr wenig thun. Das Lob, welches **Horaz** dem August giebt: Cum tot sustineas, & tanta negotia solus, bedeutet weiter nichts, als daß alles in seinem Namen, und unter seinen Augen geschahe. Die Gabe mit Ruhm zu regieren, erfordert nur ein einiges Talent und eine einige Tugend; diese vertretten die Stelle aller übrigen, und brauchen keine weitere Ergänzung. Diese Tugend ist die Menschenliebe, dieses Talent ist die Fähigkeit, sie gehörig zu brauchen wissen. Wenn ein König das Gute muthig will, wenn er sich der untrüglichsten Mittel mit Beurtheilungskraft bedienet: so gehöret dasjenige, was er durch Eingebung verrichtet, ihm eben sowohl zu, und

die

die Ehre, welche er davon hat, steiget nur zu ihrer Quelle hinauf.

Man muß nicht glauben, daß sich die erhabenen Talente und Tugenden einen Sammelplatz bestimmen, um sich nur allein in einem gewissen Lande einzustellen; man muß einen Magnet annehmen, der sie an sich ziehet, einen Hauch, der sie entwickelt, einen Geist, der sie belebet, einen Mittelpunkt der Wirksamkeit, der sie um sich her fesselt. Man leget also einem Könige, der die Kunst zu regieren verstanden, mit Recht die ganze Ehre seiner Regierung bey; was auf seine Eingebung geschehen, ist von ihm geschehen, und ihm gebühret dafür der Ruhm.

Man sehe einen König an, der durch die Bande des Vertrauens und der Liebe alle Theile seines Staats mit einander verbindet, und einen einigen Körper daraus macht, von welchem er die Seele ist, der die Bevölkerung und den Fleiß aufmuntert, den Ackerbau und die Handlung blühend macht, die Künste anfeuert, die Talente wirksam, und die Tugenden fruchtbar macht; dieser König wird, ohne daß es seinen Unterthanen eine Thräne, und der Erde einen Tropfen Bluts koste, im Schooße der Ruhe einen unendlichen Schatz von Ehre sammeln, und die Aernte wird derjenigen Hand zugehören, welche sie gesäet hat.

Aber die Ehre theilet sich so mit, wie das Licht, ohne sich zu schwächen; die Ehre des Fürsten verbreitet sich über die Nation, und jeder derjenigen großen Männer, durch deren Arbeiten selbige gegründet wird, glänzet insbesondere von dem Strahl, der von ihr ausgehet. Man sagte, der große **Conde**, der große **Colbert**, der große **Corneille**, so wie man sagte: der große **Ludwig**. Derjenige unter den Unterthanen, der zur Ehre einer glückli-

chen

chen Regierung das meiste beyträgt, und daher auch den größten Antheil daran nimmt, das ist ein aufgeklärter, arbeitsamer und zugänglicher Minister, der dem Staate so sehr ergeben ist, als dem Fürsten, der sich selbst vergißt, und nur allein auf das Beste siehet; aber auch die Ehre dieses bewundernswürdigen Mannes steigt bis zu dem König hinauf, der ihn an sich fesselt. Wenn das Nützliche und Wunderbare die Ehre ausmachen, so kann auch für einen Fürsten nichts rühmlicher seyn, als die Entdeckung und die Wahl eines würdigen Freundes.

In die Wagschaale der Ehre müssen, nebst dem Guten, welches man gestiftet hat, auch die Schwierigkeiten, welche man zu übersteigen gehabt hat, gelegt werden. Diesen Vortheil haben die Stifter neuer Staaten gehabt, dergleichen **Lykurg** und der **Czaar Peter** waren: allein man muß von dem Verdienste des guten Erfolgs, auch alles dasjenige abziehen, was durch Gewalt bewerkstelliget worden. Die einige ruhmwürdige Herrschaft ist diejenige, welche die Menschen entweder aus Ueberlegung oder aus Liebe vorziehen. Imperatoriam majestatem armis decoratam, legibus oportet esse armatam.

Unter allen denenjenigen, welche die Erde verwüstet haben, ist kein einiger, der, wenn man ihm glauben darf, nicht ihr Glück machen wollen. Setze ein Mißtrauen in einen jeden, der die Menschen glücklicher zu machen vorgiebt, als sie selbst seyn wollen; dieß ist das Hirngespenst der Eroberer und der Vorwand der Tyrannen. Derjenige, welcher ein Reich für sich selbst stiftet, schneidet in das Volck hinein, wie in einen Stein, ohne sich um die abgehenden Stücke zu bekümmern; derjenige aber, welcher ein Reich für das Volk stiftet, welches dasselbe ausmacht, macht dieses Volk anfänglich biegsam,

und

und bildet es, ohne es zu zerbrechen. Ueberhaupt ist die Eigenliebe in öffentlichen Angelegenheiten ein Verbrechen der beleidigten Menschlichkeit; derjenige Mensch, welcher die Ruhe, das Glück andrer Menschen sich allein aufopfert, ist das grausamste und wildeste Thier unter allen; alles muß sich vereinigen, dasselbe auszurotten.

Diesem Grundsatze zu Folge, haben wir uns wider die Urheber eines jeden ungerechten Krieges erkläret; wir haben die Bewahrer und Werkzeuge der Ehre eingeladen, das Glück ehrsüchtiger Eroberer mit Schande zu belegen; allein wir sind weit entfernt, dem Handwerke der Waffen denjenigen Antheil streitig zu machen, den es an der Ehre des Staats haben muß, dessen Schild und dessen Thrones Schutzwehr es ist.

Derjenige, welcher seinem Fürsten oder seinem Vaterlande dienet, mag um einer guten oder bösen Sache willen bewaffnet seyn, er mag das Schwerdt aus den Händen der Gerechtigkeit oder aus den Händen der Ehrsucht erhalten: so ist er doch weder Richter noch Bürge der Entwürfe, welche er ausführet; ist seine persönliche Ehre ohne Flecken, so muß sie den Bemühungen, welche sie ihm gekostet hat, gemäß seyn. Die strenge Kriegszucht, der er sich unterwirft, die harten Arbeiten, welche er sich aufleget, die fürchterlichen Gefahren, in welche er sich stürzet, mit einem Worte, die vielfache Aufopferung seiner Freyheit, seiner Ruhe und seines Lebens, können nur allein durch die Ehre würdig bezahlt werden. Zu dieser Ehre, welche die großmüthige und reine Tapferkeit begleitet, kömmt noch die Ehre der Talente, welche die Tapferkeit eines großen Feldherrn aufkläret, unterstützet und krönet.

Aus

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, giebt es keine Ehre, welche mit der Ehre der Helden zu vergleichen wäre; denn selbst die Ehre der Gesetzgeber erfodert vielleicht mehr Talente, aber bey weitem nicht so viele Aufopferungen; ihre Arbeiten sind anhaltend und mühsam, aber nicht gefährlich. Wenn man also den Krieg als ein für das menschliche Geschlecht unvermeidliches Uebel voraussezet: so muß das Handwerk der Waffen das rühmlichste seyn, weil es das gefährlichste ist. Besonders würde es gefährlich seyn, demselben, besonders in solchen Staaten, welche wegen ihrer Lage der Eifersucht und den Gewaltthätigkeiten ihrer Nachbarn ausgesetzet sind, einen Nebenbuhler an die Seite zu setzen. Es ist nicht genug, das Verdienst, welches befiehlet, zu ehren; man muß auch die Tapferkeit ehren, welche gehorchet. Es muß sich daselbst eine Masse der Ehre für denjenigen Haufen befinden, welcher sich hervorthut; denn wenn gleich die Ehre nicht ein Gegenstand für jeden Soldaten insbesondere ist, so ist sie doch ein Gegenstand des ganzen vereinigten Haufens. Ein einzelner Soldat einer Legion denkt als ein Mensch, aber eine Legion denket als ein Held, und dasjenige, was man den Geist eines ganzen Haufens nennet, kann keine andere Nahrung, keine andere Triebfeder haben, als die Ehre.

Man beklaget sich, daß die französische Geschichte in Vergleichung mit der griechischen und römischen frostig und mager ist. Der Grund davon ist leicht zu errathen; die alte Geschichte ist eine Geschichte der Menschen, die neuere ist blos eine Geschichte zweener oder dreyer Menschen, eines Königes, eines Ministers und eines Feldherrn.

Bey

Bey dem Regiment Champagne verlangt ein Officier zu einem kühnen Streich zwölf Freywillige; der ganze Haufen bleibt unbeweglich, und niemand antwortet. Er wiederholet seinen Antrag dreymal, aber das Stillschweigen bleibt immer einerley, — Ey, wie? ruft der Officier aus, höret mich denn niemand? — Man höret dich wohl, antwortete eine Stimme; allein was nennest du zwölf Freywillige? Wir sind es alle; du darfst nur wählen.

Die Laufgräben von Philippsburg waren unter Wasser gesetzt, und der Soldat gieng über den halben Leib im Wasser. Ein sehr junger Officier, der wegen seiner Jugend nicht auf gleiche Art in demselben gehen konnte, ließ sich auf den Händen forttragen. Ein Grenadier reichte ihn einem andern, damit er ihn auf die Arme nehmen möchte: setze ihn mir auf den Rücken, antwortete dieser, und wenn ein Schuß kommen sollte, so kann ich ihm solchen ersparen.

Die Geschichte des französischen Kriegswesens hat tausend schöne Züge, welche Plutarch und Tacitus mit vielem Fleiße gesammelt haben würden (*). Wir verweisen sie in die besondern Nachrichten, weil man sie der Majestät der Geschichte für unanständig hält. Man muß hoffen, daß sich ein philosophischer Geschichtschreiber einmal von diesem Vorurtheile befreyen werde.

Alle

(*) Nachdem ich dieses geschrieben, ist einem Gelehrten, der als ein Bürger denket, und als ein Staatsmann siehet, von dem Ministerio aufgetragen worden, dergleichen reizende aber bisher vernachläßigte Umstände für unsere Kriegsschule zu sammeln. Eine solche Sammlung ist gewis das beste Buch, welches man jungen Kriegern nur in die Hand geben kann.

Alle Verrichtungen, welche Seelen erfordern, die zu großen Aufopferungen des persönlichen Nutzens entschlossen sind, müssen wenigstens eine entfernte Aussicht in eine persönliche Ehre zur Aufmunterung haben. Man weiß zwar wohl, daß die Weltweisen, um die Tugend unbeweglich zu machen, sie so vorbereitet haben, daß sie aller Dinge entbehren können; non vis esse justus sine gloria; at, me hercule, sæpe justus esse debebis cum infamia. Allein die Tugend selbst bietet nur einer kurzen Schande Trotz, und auch dieser nur in der Hoffnung einer künftigen Ehre. Fabius läßt sich einen ganzen Feldzug hindurch in Hannibals Lager verspotten, und in Rom entehren; würde er sich aber wohl entschlossen haben, in Schande zu sterben, und sich auf immer in dem Andenken der Menschen entehren zu lassen? Lasset uns dergleichen Aufopferungen von der Schwäche unsrer Natur nicht erwarten; die Religion allein ist ihrer fähig; allein ihre Aufopferungen sind nichts weniger, als uneigennützig. Selbst die demüthigsten Menschen entsagen einer vergänglichen Ehre blos um einer unvergänglichen willen. Die Hoffnung dieser Unsterblichkeit unterstützte den Socrates und Cato. **Wie kannst du verlangen, sprach ein alter Weltweiser, daß ich gegen die Schande empfindlich seyn soll, wenn ich nicht gegen das Lob empfindlich seyn soll?**

Die Sittenlehre muß, nach dem Beyspiel der Religion, die Tugend wider den Undank und wider die Verachtung der Menschen in Sicherheit stellen, und ihr daher glücklichere Zeiten und eine gerechtere Welt schildern.

„Die Ehre begleitet die Tugend, wie der Schatten „den Körper, sagt Seneca; allein, so wie der Schatten bald vor dem Körper hergehet, bald aber auch dem„selben

„selben folget: so gehet auch die Ehre bald vor der Tu„gend her, und zeiget sich zu erst, bald folget sie ihr, „wenn sich der Neid entfernet hat; und alsdann ist sie „um so viel grösser, je später sie sich zeiget.“

Es ist also eine so gefährliche aber unnütze Weltweisheit, welche in den Menschen die Ahndung der Zukunft und das Verlangen, sich zu überleben, bestreiten will. Diese Weltweisheit hat einige erhabene Seelen gefunden, welche Gutes gethan haben, in der einigen Absicht, ihre Bestimmung zu erfüllen. Allein man darf sich auf Gemüther dieser Art niemals Rechnung machen. Man muß dem Menschen welcher Gutes thut, erlauben, die Ehre zu lieben; ja man muß ihm sogar selbige jenseit des Grabes zeigen, damit das Grab nicht eine Klippe für seinen Muth und seine Standhaftigkeit werden möge.

Derjenige, welcher seine Ehre auf den kurzen Raum seines Lebens einschränket, ist ein Sklave der Meynung und der Achtung eines Augenblicks. Er wird abgeschreckt, wenn sein Jahrhundert ungerecht ist, muthlos, wenn es undankbar ist; ungeduldig zu genießen, will er auch dasjenige einärnten, was er säet; er ziehet daher eine frühzeitige und vergängliche Ehre einer späten und dauerhaften vor; er wird also nichts Großes unternehmen.

Derjenige, welcher sich in die Zukunft versetzet, und sein Andenken zum voraus genießet, wird für alle Jahrhunderte arbeiten, als wenn er unsterblich wäre. Versagen seine Zeitgenossen ihm die Ehre, welche er verdienet, so werden ihre Enkel ihn entschädigen; denn seine Einbildungskraft macht ihn der Nachwelt gegenwärtig.

Das ist ein schöner Traum! wird man sagen. Gut; aber genießet man denn seine Ehre anders, als im Traum? Nicht die kleine Anzahl Zuschauer, welche uns umgiebt,

umgiebt, macht die Stimme des Ruhms aus. Der Ruf von uns ist nur alsdann rühmlich, wenn wir uns da vervielfältigen, wo wir nicht sind, oder wohin wir niemals kommen werden. Warum sollte es denn unvernünftiger seyn, sein Daseyn in Gedanken auf künftige Jahrhunderte zu verlängern, als dasselbe in entfernte Zonen auszubreiten? Der wirkliche Raum ist für uns nur ein Punkt, so wie die wirkliche Dauer. Schränken wir uns in einem von beyden ein, so wird unsere Seele in demselben, wie in einem engen Kerker, muthlos schmachten. Das Verlangen, seinen Namen zu verewigen, ist ein Enthusiasmus, der uns vergrößert, der uns über uns selbst und über unser Jahrhundert erhebet; und wer darüber grübelt, ist nicht werth, ihn zu empfinden. „Die Ehre verachten, sagt Tacitus, heißt die Tugenden „verachten, welche zu ihr führen;“ contemta fama, virtutes contemnuntur.

Von den Großen.

Ueberhaupt leget man den Namen der Großen denenjenigen bey, welche die erste Stellen im Staate bekleiden, es mag nun solches in der Regierung, oder um die Person des Fürsten seyn.

Man kann die Großen entweder in Ansehung der gesellschaftlichen Sitten, oder in Beziehung auf die bürgerliche Verfassung betrachten. Wir sehen die Großen hier aus dem letztern Gesichtspunkte an.

In der reinen Demokratie giebt es keine andere Großen, als die obrigkeitlichen Personen; oder vielmehr, es ist nichts Großes in derselben, als das Volk. Die obrigkeitlichen Personen sind nur allein durch das Volk, und für

für das Volk Größe; dessen Gewalt, dessen Würden, dessen Majestät ist es, die es ihnen anvertrauet. Daher kömmt es, daß man es ehedem in wohl eingerichteten Republiken für ein Verbrechen hielt, wenn man nach einer persönlichen Gewalt strebte. Die Feldherren waren nur an der Spitze der Kriegsheere Große; die Kriegszucht machte ihre Gewalt aus, und sie legten solche nieder, sobald der Soldat sein Gewehr ablegte, und der Friede machte sie ihm gleich.

In der Demokratie ist es wesentlich, daß die Großen durch die Wahl bestimmet werden, und niemand, seines Standes wegen, davon ausgeschlossen sey. Sobald eine einige Klasse von Bürgern zur Knechtschaft verurtheilet ist: ohne einige Hoffnung zum befehlen zu haben; sobald ist auch eine Regierung aristokratisch. Die erträglichste Aristokratie ist diejenige, in welcher die Gewalt der Großen am wenigsten empfunden wird; die fehlerhafteste aber ist diejenige, in welcher die Großen Despoten sind, und das Volk ein Sklave ist. Wenn der Adel aus Tyrannen bestehet, so ist das Uebel unheilbar. Ein Senat stirbet niemals.

Wenn die Aristokratie militärisch ist, so wird sich die Gewalt der Großen gar bald in die Gewalt eines einigen versammlen; die Regierung neiget sich zur Monarchie oder zum Despotismus. Wenn die Aristokratie nur allein den Schild der Gesetze hat, so muß sie unter allen Regierungsarten die gerechteste und gemäßigste seyn, wenn sie sich behaupten will. Wenn das Volk die ausschliessende Gewalt der Großen ertragen soll, so muß es so glücklich seyn, wie in Venedig, oder so unterdrückt, wie in Polen.

Welche Weisheit, welche Mäßigung hat nicht der venetianische Adel vonnöthen, der Unterwürfigkeit des Volks zu schonen! Welcher Mittel bedienet er sich nicht, es wegen der Ungleichheit schadlos zu halten! Die Buhlerinnen und das Carneval sind zu Venedig aus Staatsabsichten eingeführet worden. Durch das erste dieser Mittel fliessen die Reichthümer der Großen, ohne Pracht und ohne Aufsehen, dem Volke wieder zu; durch das andere wird das Volk sechs Monate im Jahre den Großen gleich, und vergißt mit ihnen, unter der Larve, seine Abhängigkeit und ihre Herrschaft.

Die römische Freyheit hatte die Gewalt der Könige geliebt; aber sie konnte die Macht der Großen nicht ertragen. Die republikanische Denkungsart wurde über einen demüthigenden Unterschied aufgebracht. Das Volk wollte sich zwar von den ersten Würden selbst ausschliessen; aber es wollte nicht von andern davon ausgeschlossen werden; und ein Beweis, daß es nach denselben zu streben verdienete, ist dieses, daß es so weise und tugendhaft war, sich derselben zu begeben.

Mit einem Worte, eine Republik ist nur allein in dem Falle eines allgemeinen Rechts auf die ersten Würden eine Republik. Ein jeder erblicher Vorzug vernichtet die Gleichheit, zerreisset die politische Kette, und theilet die Bürger.

Die Gefahr der Freyheit bestehet also nicht darinn, daß das Volk seine obrigkeitlichen Personen und Richter ohne Ausnahme unter den Bürgern erwählen wolle, sondern wenn es sie nach der Wahl verkennet. So sind die Römer von der Freyheit zur Zügellosigkeit, und von dieser zur Knechtschaft übergegangen.

In einer republikanischen Regierung üben die Großen, wenn sie mit Gewalt versehen sind, solche in ihrem ganzen

zen Umfange nach aus. In der monarchischen Regierung üben sie solche zuweilen, besitzen selbige aber niemals, sie gehet durch sie, wohnet aber niemals in ihnen, sie sind gleichsam die Kanäle derselben, aber der Fürst öffnet und verstopfet ihre Quelle, vertheilet sie in Bäche, misset sie ab, und beobachtet und leitet ihren Lauf.

Wenn die Großen mit Ehre überhäufet, und von Gewalt entblösset sind, so stellen sie den Monarchen bey dem Volke, und das Volk bey dem Monarchen vor. Wenn der Grund der Regierung in den Großen verfälschet ist, so ist viele Tugend, sowohl bey dem Fürsten, als auch bey dem Volke nöthig, die beschützende Gewalt des einen und die rechtmäßige Freyheit des andern in dem gehörigen Gleichgewicht zu erhalten; allein, wenn dieser Stand aus getreuen Bürgern und rechtschaffenen Patrioten bestehet, so wird er die vornehmste Stütze des Staats, das Band des Gehorsams und der Gewalt seyn.

In der monarchischen Regierung ist es eben so wesentlich, als in der republikanischen, daß die Theile, aus welchen derselbe bestehet, ein festes und genau verbundenes Ganze ausmachen. Diese große Maschine, so einfach sie auch ist, kann nur durch eine vollkommene Verbindung aller ihrer Theile fortdauren, und wenn die Bewegungen unterbrochen werden, oder einander entgegen gesetzet sind, so wird selbst der Grund der Wirksamkeit der Grund ihrer Zerstörung.

Nun aber ist das Daseyn der Großen in einem monarchischen Staate überaus dienlich, diese Eintracht und dieses Band zu knüpfen und zu erhalten, aus welchem die regelmäßige Fortdauer der allgemeinen Bewegung entspringet.

Aber in einer vermischten Regierung, wo die Gewalt zwischen dem Fürsten und der Nation getheilet, und zwischen beyden in Gleichgewicht erhalten wird, verhält es sich nicht also. Wenn der Fürst Gunstbezeigungen austheilet, so werden die Großen Söldner des Fürsten seyn, und den Staat bestechen; unter die Zahl der dem Volke aufgelegten Steuern wird auch stillschweigender Weise die jährliche Bezahlung der Stimmen mit begriffen seyn, das ist, desjenigen, was es dem Fürsten kostet, den Großen die Freyheit des Volks zu bezahlen. Der Fürst wird die Taxe der Stimmen haben, und man wird in seinem Rathe ausrechnen, wie viel es ihm kosten kann, diese oder jene Tugend zu bestechen.

Allein in einem wohleingerichteten monarchischen Staate, wo die Fülle der Gewalt in einem einigen, ohne Eifersucht und ohne Theilnehmung wohnet, wo folglich die ganze Macht eines Fürsten in dem Reichthum, dem Glücke und der Treue seiner Unterthanen bestehet, hat der Fürst keine Ursache, das Volk zu hintergehen; das Volk hat alsdann keine Ursache, Mißtrauen in den Fürsten zu setzen; die Großen können einander weder dienen noch verrathen; es würde sogar eine abgeschmackte Wuth an ihnen seyn, wenn sie den Fürsten zur Tyranney, oder das Volk zur Empörung reizen wollten. Sie sind die ersten Unterthanen, die ersten Bürger, folglich auch Sklaven, wenn der Staat despotisch wird; sie fallen wieder unter dem Pöbel zurück, wenn der Staat republikanisch wird; ihre Ueberlegenheit über das Volk verbindet sie also mit dem Fürsten; ihre Abhängigkeit von dem Fürsten, und alles was sie mit dem Volke gemein haben, Freyheit, Sicherheit, Eigenthum u. s. f. heftet sie an das Volk. Die Großen sind also aus Eigennutz und Pflicht, zwey unauflös-

auflösliche Bande, wenn sie in einander geschlungen sind, an die monarchische Regierung gebunden.

Indessen scheinet es doch, daß der Ehrgeiz der Großen der Aristokratie geneigt seyn müsse. Allein, wenn sich auch das Volk dahin würde leiten lassen, so würde sich doch der niedere Adel widersetzen, man müßte ihn denn an der Gewalt mit Theil nehmen lassen; eine Bedingung, welche den Vornehmsten im Staate, anstatt eines einigen Herrn, tausend ihres Gleichen an die Seite setzen müßte, wozu sie sich also niemals entschließen werden; denn der Stolz zu herrschen, welcher allein große Staatsveränderungen hervorbringet, erträget die Herrschaft eines einigen mit weniger Ungeduld, als die Gleichheit einer großen Anzahl.

Die schrecklichste Unordnung in einer Monarchie ist diejenige, wenn sich die Großen der ihnen anvertrauten Gewalt bemächtigen, und die Kräfte des durch Partheyen zerrissenen Staats wider den Fürsten und den Staat selbst richten. So war Frankreich beschaffen, als der Cardinal Richelieu, dieses kühne und große Genie, die Großen wieder unter den Gehorsam des Fürsten, und das Volk unter den Schutz des Gesetzes brachte. Man wirft ihm vor, daß er zu weit gegangen ist; allein, vielleicht hatte er kein anderes Mittel die Monarchie zu befestigen, diesen großen durch Stürme gebogenen Baum, wieder in seinen natürlichen Stand zu setzen, als ihn auf die entgegen stehende Seite zu biegen.

Frankreich machte ehedem ein sehr schlecht verbundenes conföderirtes Reich aus, welches ohne Aufhören mit sich selbst in Krieg verwickelt war. Seit **Ludwig** XI. waren alle Mitstände in einen einigen Körper vereiniget worden; allein die großen Vasallen behielten auf ihren Gütern

Gütern noch immer diejenige Gewalt, welche sie unter ihren ersten Fürsten gehabt hatten, und die Statthalter, welche die Stelle dieser Fürsten eingenommen hatten, maßseten sich auch ihrer Gewalt an. Diese beyde Partheyen setzten der Gewalt des Monarchen Hindernisse entgegen, welche man überwinden mußte. Das gelindeste und folglich auch weiseste Mittel war, diejenigen an den Hof zu ziehen, welche sich in der Entfernung von demselben, und mitten unter Völkern, welche gewohnt waren, ihnen zu gehorchen, so furchtbar gemacht hatten. Der Fürst ließ Vorzüge und Gunstbezeigungen glänzen; die Großen eileten haufenweise herbey; die Statthalter wurden gefangen, ihre persönliche Gewalt verschwand in ihrer Abwesenheit; ihre erblichen Statthaltereyen wurden beweglich, und man versicherte sich ihrer Nachfolger; die Herren vergaßen ihre Vasallen, und wurden von ihnen vergessen; ihre Herrschaften wurden nach und nach getheilet, veräußert und herunter gesetzet, und es blieb von dem Feudalregimente nichts weiter als Wappen und wüste Schlösser übrig.

Der Titel eines Großen ist also am Hofe nichts mehr, als ein schwaches Bild von den ehemaligen Großen des Reichs. Einige haben diesen Vorzug ihrer Geburt zu verdanken; die mehresten aber der Willkühr des Fürsten; denn diese macht die Großen, so wie den Adel, und macht die Größe nach seinem Gefallen entweder persönlich oder erblich. Ich sage persönlich oder erblich, um dem Titel eines Großen allen denjenigen Umfang zu geben, den er nur haben kann; allein man muß ihn, der Schärfe nach, nur allein von der erblichen Größe verstehen, dergleichen in Frankreich die Prinzen von Geblüt wegen ihrer Geburt, und die Herzoge und Pairs von dem Gutbefinden unsrer

Könige

Könige besitzen. Die Würden in der Kirche und in den Gerichtshöfen, die Bedienungen bey den Kriegsheeren, die Ehrenstellen im Ministerio, die Bedienungen in dem königlichen Hause, werden die vornehmsten und ersten Stellen im Staate genannt; allein der Titel der Großen, kommt in der eingeschränktesten Bedeutung, nur allein den Pairs des Reichs zu.

Diese Einschränkung der lehenspflichtigen Regierungsart auf eine Größe, welche nur ein Schatten der vorigen ist, mußte dem Staate theuer zu stehen kommen; allein um welchen Preis man auch die Einheit der Gewalt und des Gehorsams, den Vortheil, der blinden und tyrannischen Willkühr einer anvertraueten Gewalt nicht mehr unterworfen zu seyn, das Glück unter dem unverletzlichen Schutze der Gesetze zu leben, welche immer in Bereitschaft stehen, sich wider die Gewaltthätigkeit und Bedrückungen zu bewaffnen, erkaufet haben mag, so ist doch gewiß, daß dergleichen Güter niemals zu theuer bezahlet werden können.

Es scheinet uns also bey dem gegenwärtigen Zustande der Sachen, daß die Großen in der französischen Monarchie dasjenige sind, was sie in allen Monarchien der Welt natürlicher Weise seyn sollen. Die Nation verehret sie, ohne sich vor ihnen zu fürchten; der Monarch bindet sie an sich, ohne sie zu fesseln, und hält sie im Zaume, ohne sie zu erniedrigen. Zum Guten ist ihre Gewalt sehr groß; allein sie haben deren keine zum Bösen, und selbst ihre Vorrechte sind dem Staate neue Bürgen des Eifers und der Ergebenheit, deren Belohnungen sie sind.

In einer despotischen Regierung, so wie sie in Asien geduldet wird, sind die Großen Sklaven des Tyrannen, und die Tyrannen sind Sklaven; sie zittern und bewegen andere

andere zum Zittern. So barbarisch in ihrer Herrschaft, als feige in ihrer Abhängigkeit, erkaufen sie durch ihre Knechtschaft gegen ihren Herrn, ihre Gewalt über die Unterthanen; sie sind eben so bereit, den Staat dem Fürsten, als den Fürsten dem Staate zu verkaufen; sie sind Häupter des Volks, sobald es sich empöret, und dessen Henker, so lange es unterwürfig ist.

Wenn der Fürst tugendhaft ist, wenn er gerecht seyn, und sich belehren lassen kann: so sind sie verlohren; sie wachen also Tag und Nacht an dem Walle, den sie zwischen dem Throne und der Wahrheit aufgeführet haben; unaufhörlich sagen sie zu dem Fürsten: **du vermagst alles**, damit er ihnen erlaube, alles zu wagen; sie rufen ihm zu: **dein Volk ist glücklich**, selbst in demjenigen Augenblicke, da sie demselben die letzten Tropfen seines Schweisses und seines Blutes auspressen, und wenn sie zuweilen dessen Kräfte um Rath fragen, so scheinen sie nur zu berechnen, wie viele Augenblicke es die Bedrückung noch aushalten könne, ohne den Geist aufzugeben.

Zum Unglück für diejenigen Staaten, wo dergleichen Ungeheuer regieren, haben die Gesetze in denselben keinen Richterstuhl und die Ohnmacht keine Zuflucht; der Fürst allein behält sich das Recht der öffentlichen Rache bevor, und die Gewaltthätigkeiten bleiben so lange ungestraft, als sie ihm unbekannt sind.

So siehet eine solche beweinenswürdige Regierung aus, wo nicht allein der Fürst, sondern auch jeder von den Großen, in dem ihm anvertraueten Theile, die Stelle des Gesetzes vertritt. Wenn die Gerechtigkeit in derselben herrschen soll, so müssen nicht nur ein Mensch, sondern eine große Menge Menschen untrüglich, frey von Irrthümern und Leidenschaften, von sich selbst abgesondert,

dert, allen zugänglich, und wie das Gesetz, allen gleich seyn; das heißt, in einem despotischen Staate müssen die Großen Götter seyn. Es hat also nur allein die göttliche Regierung das Recht, despotisch zu seyn; bey den Menschen aber ist es die höchste Verblendung, darnach zu streben, oder darein zu willigen.

Von der Größe.

In der Naturlehre und Geometrie ist der Ausdruck Größe (Grandeur) oft absolut, und setzet nicht die geringste Vergleichung voraus; er bedeutet daselbst eben so viel als Quantität, Umfang. In der Sittenlehre ist er relativ, und führet den Begriff der Ueberlegenheit bey sich. Wenn man ihn also auf die Eigenschaften des Geistes oder der Seele, oder auch auf die ganze Person anwendet, so drückt er einen hohen Grad der Erhabenheit über den großen Haufen aus.

Allein diese Erhabenheit kann entweder natürlich oder gemacht seyn; und daher rühret dasjenige, was die wirkliche Größe von der eingeführten Größe unterscheidet. Wir wollen beyde zu bestimmen suchen.

Die Größe der Seele, das heißt die Standhaftigkeit, die Rechtschaffenheit, erhabne Gesinnungen, alles dieses macht den schönsten Theil der persönlichen Größe aus. Man setze noch einen großen, einsichtsvollen, tiefsinnigen Geist hinzu, so wird man einen großen Mann haben.

In dem zusammengenommenen und allgemeinen Begriff eines großen Mannes sollte man, wie es scheinet, die schönsten Verhältnisse des Körpers mit begreifen; das Volk verfehlet solche niemals. Man lieset mit Verwunderung, daß **Alexander** klein war, und man hält den

Achill

Achill für weit größer, wenn man in der Iliade siehet, daß keiner von seinen Gefährten seine Lanze habe bewegen können. Diese Neigung, welche uns allen gemein ist, in dem Begriffe der Größe das Physische mit in das Moralische zu mengen, kommt 1) von der Einbildungskraft her, welche ein sinnliches Maaß verlanget; 2) aus der gewöhnlichen Probe, welche wir in Ansehung der Vereinigung des Leibes und der Seele, ihrer gegenseitigen Abhänglichkeit und ihrer Wirkungen, und der Folgen, welche aus der Verbindung ihrer Fähigkeiten entspringen, anzustellen pflegen. In denjenigen Zeiten, da die Ueberlegenheit unter den Menschen durch die Stärke des Arms entschieden wurde, war es vornehmlich nothwendig, daß die körperlichen Vorzüge mit unter die heroischen Fähigkeiten gesetzt wurden. In den minder barbarischen Jahrhunderten hat man diejenigen Fähigkeiten in ihre Klassen aufgenommen, welche uns mit Thieren gemein sind, und welche die Thiere vor uns voraus haben. Ein großer Mann durfte nicht mehr schön, nervicht und stark seyn.

Allein in der allgemeinen Meynung des großen Haufens ist der Begriff der persönlichen Größe noch lange nicht auf seine philosophische Reinigkeit eingeschränket worden. Die Vernunft ist eine Sklavinn der Einbildungskraft, und diese ist wieder den Sinnen unterworfen. Sie misset die moralischen Ursachen nach der physischen Größe der Wirkungen ab, welche sie hervorgebracht haben, und schätzet sie nach der Ruthe.

Es ist wahrscheinlich, daß derjenige unter den Königen Aegyptens, welcher die höchste Pyramide errichten lassen, sich auch für den größten König hielt; fast auf eben

eben diese Art beurtheilet man gemeiniglich dasjenige, was man einen großen Mann zu nennen pflegt.

Die Zahl der Streiter, welche sie bewaffnet oder überwunden haben, der Umfang der Länder, welche sie verwüstet oder erobert haben, das Gewicht, welches ihr Glück in der Wagschaale der Welt gehabt, sind die Materialien zu dem Begriff der Größe, den man mit ihrer Person verbunden hat. Die Antwort, welche der Seeräuber dem Alexander gab, quia tu magna classe, Imperator, drückt unsere Art, die menschliche Größe zu berechnen und zu wägen, so nachdrücklich, als richtig aus.

Ein König, welcher sein Leben damit zugebracht, den Ueberfluß, die Eintracht und den Frieden in seinen Staaten zu unterhalten, wird nur einen kleinen Platz in der Geschichte einnehmen. Man wird ganz kaltsinnig von ihm sagen: er war gut; niemals aber wird man sagen: er war groß. Ludwig der Neunte würde ohne die betrübten Kreuzzüge vergessen seyn.

Hat man jemals von der Größe der Republik Sparta reden hören, welche in ihren Sitten unbestechlich, in ihren Gesetzen unbeweglich, und wegen ihrer weisen und harten Kriegszucht unüberwindlich war? Wenn man sich an die Größe Roms erinnert, denket man da wohl an das tugendhafte und freye Rom? der Begriff, welchen man damit verknüpfet, ist aus allen Ursachen seines Verfalls zusammen gesetzet. Man nennet dasjenige seine Größe, was seinen Untergang nach sich zog; den Glanz der Triumphe, das Geräusch der Eroberungen, die thörichten Unternehmungen, ein nicht zu behauptendes Glück, bestechende Reichthümer, den Schwulst der Gewalt, und jene ungeheure Herrschaft, deren Umfang ihre Schwäche aus=

ausmachte, und welche unter ihrer eigenen Last zu Boden zu sinken im Begriff war.

Diejenigen, deren Beurtheilungskraft richtig genug ist, daß sie den moralischen Begriff der Größe durch diesen ganzen physischen Zusatz nicht verfälschen, haben geglaubt, solche wenigstens auf einige derjenigen Eigenschaften einschränken zu können, welche sie begreifet. Denn wo wollen wir wohl einen großen Mann finden, wenn man diesen Ausdruck nach aller seiner Schärfe nimmt?

Alexander besaß einen großen Geist und eine starke Seele. Allein siehet man unter allen seinen Entwürfen wohl denjenigen Plan der Gerechtigkeit und Weisheit, welcher eine erhabene Seele und einsichtsvolles Genie verkündiget? diesen Plan, welcher das Zukünftige erwäget und ordnet, wo jeder glückliche Erfolg seine Vortheile hat, wo alle unvermeidliche Uebel durch größere Güter ersetzt werden? Detecto fine terrarum, per suum rediturus orbem, tristis est; sagt Seneca. Cäsars Absichten waren schöner und weiser. Allein man muß ihn zuvörderst von dem Verbrechen des Verraths reinigen, und den Bürger in dem Kaiser entweder vergessen oder anerkennen, um den großen Mann in ihm zu finden. Fast eben so verhält es sich mit allen Fürsten, denen die Schmeicheley oder Bewunderung den Namen der Großen beygeleget. Sie waren es in einigen Theilen, in der Gesetzgebung, in der Staatskunst, in der Kriegskunst, in der Wahl derjenigen Menschen, deren sie sich bedienet haben; und anstatt zu sagen: **Er hatte diese oder jene große Eigenschaft an sich**, sagt man von dem Krieger, dem Staatsmanne, dem Gesetzgeber: **Er ist ein großer Mann!** Huc & illud accedat, vt perfecta virtus sit, aequalitas ac tenor vitae per omnia constans sibi. Seneca.

Es

Es giebt eine gemachte oder eingeführte Größe, welche mit der persönlichen nichts gemein hat. Man muß Große in einem Staate haben, man hat aber nicht allemal große Männer. Man ist also auf den Einfall gerathen, diejenigen, welche man nicht vergrößern konnte, so weit als nöthig war, zu erheben; und diese künstliche Erhebung hat gleichfalls den Namen der Größe bekommen. Dieser Ausdruck ist also in der einfachen Zahl einer gedoppelten Bedeutung fähig, und die Großen haben sich dieser Zweydeutigkeit gar bald zu Nutzen zu machen gewußt. Allein in der mehrern Zahl (die Größen) bedeutet dieser Ausdruck nichts persönliches mehr; er ist das Abstractum von Groß in seiner politischen Bedeutung; so, daß ein großer Mann aller Unterscheidungsmerkmaale der Großen beraubet seyn, und ein Großer keine von denjenigen Eigenschaften haben kann, welche den großen Mann ausmachen.

Allein ein Großer vertritt in dem Staate die Stelle eines großen Mannes; er hat das Gewicht desselben, ob es sich gleich oft zuträgt, daß er dessen Gründlichkeit nicht hat. Nichts ist schöner, als das Verdienst mit der Würde vereiniget zu sehen; sie sind es zuweilen in vielerley Absichten, und unser Jahrhundert hat Beyspiele davon; allein, ohne auf irgend eine Zeit, oder auf irgend ein Land eine Satyre zu schreiben, wollen wir nur ein Wort von der Beschaffenheit und den Sitten derjenigen Großen sagen, deren es überall giebt, wobey wir uns doch zum voraus wider alle persönliche Anspielung und Anwendung verwahret haben wollen.

Ein Großer muß bey dem Volke ein Hofmann, und am Hofe ein Freund des Volkes seyn. Beyde Verrichtungen erfordern entweder ein vorzügliches Verdienst,

oder,

oder, an dessen Statt, ein äußeres Gewicht. Das Verdienst kann nicht mitgetheilet, allein das Aeußere kann wohl vorgeschrieben werden; man studieret es; man setzet es zusammen; es ist eine fremde angenommene Person. Anstand und Würde sollten das Aeußere eines Großen seyn. Der Anstand ist eine verneinende Würde, welche darinn bestehet, daß man sich nichts erlaube, was seinen Zustand erniedrigen oder entehren, und denselben lächerlich oder verächtlich machen könnte. Das Aeußere der Größe muß nach dem Geschmacke, der Denkungsart und den Sitten der Nationen bestimmet werden. Eine stillschweigende Ernsthaftigkeit ist in **Frankreich** lächerlich; zu **Athen** würde sie es auch gewesen seyn. Eine leichtsinnige Artigkeit wäre zu **Lacedämon** lächerlich gewesen; in **Spanien** würde sie es noch seyn. Die herablassende Gesprächigkeit der **Pairs** in **Engelland**, würde einem **Nobile** von **Venedig** sehr schlecht kleiden. Dieß lehren uns das Beyspiel und der Gebrauch ohne Nachdenken. Es scheinet also etwas leichtes, ein Großer mit Anstand zu seyn.

Allein die positive Würde an einem Großen bestehet in einer vollkommenen Uebereinstimmung seiner Handlungen, seiner Sprache, kurz seiner Aufführung, mit der Stelle, welche er bekleidet. Allein diese Würde setzet ein Verdienst voraus, und zwar ein Verdienst, welches der Stelle, die man bekleidet, gleichkömmt. Dieß ist dasjenige, was man in **Frankreich**, **mit seiner Person bezahlen** nennet. Es sollten also die vornehmsten Personen in einem Staate auch die größten Dinge verrichten; eine Bedingung, welche immer mühsam und oft unmöglich zu erfüllen ist.

Man

Man hat also die Würde durch die Verzierung ersetzen müssen, und dieser Schritt hat seine Wirkung gethan; der große Haufen hat das Blendwerk für etwas wirkliches gehalten, und die Person mit der Stelle, welche sie bekleidet, verwechselt. Es ist dieses ein Irrthum, den man ihm lassen muß; denn die Verblendung ist das Steuerruder des Pöbels.

Allein, es sey uns erlaubt, es zu sagen, die Großen sind zuweilen die ersten, welche dieses Blendwerk durch einen unverständigen Stolz zerstreuen.

Derjenige, welcher bey der Größe nichts weiter thut, als solche vorstellen, sollte wissen, daß er nicht jedermann verblendet, und wenigstens seiner Vertrauten schonen, um sie dadurch zum Stillschweigen zu bewegen. Wenn ein Mann, der die Sachen so siehet, wie sie sind, der den Vorurtheilen Achtung wiederfahren läßt, selbst aber deren keine besitzet, sich mit seiner bescheidenen Einfalt in dem Audienzsaal eines Großen zeiget; wenn ihn dieser mit jener überlegenen Miene empfängt, welche beschützet und demüthiget: so wird sich der Weise darüber weder kränken noch verwundern; es ist solches ein Schauspiel für den Pöbel. Allein, wenn sich dieser verlaufen hat, und der Große seine frostige und harte Ernsthaftigkeit noch immer beybehält, wenn seine Stellung und Sprache sich nicht die Mühe nehmen, gefälliger zu werden; so gehet der ungekünstelte, der redliche Mann lächelnd weg, und sagt von dem stolzen Manne, was man von dem Schauspieler **Baro** sagt: **Er spielet noch außer der Schaubühne.**

Er sagt es ganz leise, und sagt es nur bey sich selbst; denn der Weise ist ein guter Bürger. Er weiß, daß die Größe, wenn sie gleich erdichtet ist, Achtung verdienet; er

er wird in demjenigen, der sie mißbraucht, die Ahnen ehren, die solche auf ihn fortgepflanzet haben, oder die Wahl des Fürsten, der ihn damit gezieret hat, oder die Verfassung des Staats, wie solche auch beschaffen seyn mag, welche verlanget, daß die Großen sowohl am Hofe, als auch unter dem Volke in Ehren seyn sollen.

Allein, nicht alle diejenigen, welche die Scharfsinnigkeit des Weisen besitzen, besitzen auch dessen Mäßigung. Paucis imponit leuiter extrinsecus induta facies. — Tenue est mendacium: perlucet, si diligenter inspexeris. **Seneca.** In der gesitteten Welt hat vornehmlich die gekränkte Eitelkeit der Kleinen Luchsaugen, die stolze Kleinigkeit der Großen zu durchschauen, und derjenige, der, wenn er andern das Gewicht seiner Größe fühlen läßt, auch zu gleicher Zeit das Leere in derselben entdecken läßt, kann versichert seyn, daß er unter allen Menschen am härtesten beurtheilet wird.

Wenn ein Mann von Verdienst zur Größe erhoben wird, sucht er den Neid zu trösten, und der Bosheit zu entgehen. Allein, zum Unglücke fordert derjenige, der am wenigsten zu fordern hat, allemal das meiste. Je weniger er seine Größe durch sich selbst zu behaupten im Stande ist, desto mehr stützet er sie auf andere. Er verleibet sich seine Güter, sein Gefolge, seine Ahnen und seine Bedienten ein, und unter diesem Gepränge hält er sich für einen Coloß. Erinnert ihn, seine Hülle abzulegen, sich dessen zu entladen, was nicht ihm zugehöret; unterscheidet ihn von seiner Herkunft und von seinem Range: so entreißet ihr ihm den schönsten Theil seines Daseyns; wenn er auf sich allein zurückgeführet wird, ist er nichts mehr. Erstaunt, sich so erhaben zu sehen, will er auch die Ehrfurcht einflößen, die er sich selbst einflößet; er gewöhnet

wöhnet sich bey seinen Bedienten, freye Menschen zu demüthigen, und jedermann ist in seinen Augen Pöbel.

Asperius nihil est humili, qui surgit in altum.
Claud.

So wird der größte Theil der Großen an sich zu Verräthern, und benimmt uns unsern Irrthum. Denn ein einiger Mißvergnügter, der um ihr Geheimniß weiß, wird hinlänglich seyn, es auszubreiten, und sobald ihre Verblendung aufgehöret hat, ist ihre Larve nichts weiter als lächerlich.

Wenn sich ein Großer, welcher nöthig hat, den Pöbel zu verblenden, sich mit solchen Personen beobachtet, welche denken können, und dasjenige zu sich selbst saget, was diejenigen zu ihm sagen würden, denen er mit Hochmuth oder Verachtung begegnet ist: so würde er sagen: „Wer „bist denn du, daß du die Menschen verachtest, und was „erhebet dich über sie? Deine Verdienste oder deine Tu„genden? Allein, wie viele unbekannte Menschen giebt „es nicht, welche tugendhafter, arbeitsamer und nützlicher „sind, als du? Oder ist es etwa deine Geburt? Man „verehret sie; man grüßet in dir den Schatten deiner „Vorfahren; aber darf wohl der Schatten auf die Ehrer„bietung stolz thun, welche man dem Körper erweiset? „Du würdest Ursache haben, dich zu rühmen, wenn man „deinen Namen deinen Ahnen gäbe, so wie man dem Va„ter des **Cato**, den Namen dieses seines Sohnes, **das** „**Licht Roms**, beylegte. Allein, was für einen Stolz „kann dir ein Name einflößen, der dir nichts zu verdan„ken hat, und den du blos von dem Ungefähr empfangen „hast? Die Geburt erwecket in großen Seelen Nacheife„rung, in kleinen aber Stolz. Höre solche Männer, wel-

„che edel dachten, und die Menschen zu schätzen wußten.
„Keine Könige, welche nur Sklaven zu Ahnen
„hatten; keine Sklaven, deren Ahnen Könige wa=
„ren. Plato. Niemand ist um unserer Ehre willen
„geboren; was vor uns war, gehöret uns nicht
„zu. Seneca. Befrage dich, kehre in dich selbst zurücke.
„Nudum inspice animum, intuere, qualis quantusque
„sit, alieno an suo magnus. Eben derselbe."

Nur allein die wahre Größe, wird man sagen, kann diese Probe aushalten; die gemachte Größe macht nur durch ihr Aeußeres Eindruck. Laß sie ein schwülstiges Gefolge und einfache Sitten haben; was sie Ueberwiegendes hat, rühret von dem Staate und nicht von der Person her. Aber ein Großer, dessen Seele schwülstig ist, wird jedem von uns beleidigend seyn. Er ist der Mensch, der zu andern Menschen saget: **Du kriechest weit unter mir**; nicht von der Höhe seines Ranges, sondern von der Höhe seines Stolzes blicket er auf uns nieder, und verachtet uns.

Allein, ist nicht ein überlegenes Verdienst nöthig, einfache Sitten in einem erhabenen Range beyzubehalten? Vielleicht; vielleicht aber ist solches auch ein Beweis, daß es sehr schwer ist, die Größe mit Anstand zu bekleiden, ohne sie auszufüllen, und nicht überall, wo man außer seiner wahren Stelle ist, lächerlich zu werden.

Wenn ein Großer zugleich ein großer Mann ist, so nimmt er seine Zuflucht weder zu jenem demüthigenden Stolze, welcher der Affe der Würde ist, noch der überwiegenden Pracht, welche das Gespenst der Ehre ist, und den hohen Adel durch die Pest des Beyspiels und durch die Nacheiferung der Eitelkeit zu Grunde richtet.

In den Augen des Pöbels, in den Augen des Weisen, selbst in den Augen des Neides, darf er sich nur zeigen, wie er ist. Die Hochachtung kömmt ihm zuvor, die Ehrfurcht umgiebt ihn; seine Tugend bedecket ihn völlig; sie ist sein Gefolge und seine Pracht. Vergebens versammlet sich seine Größe in ihm selbst, vergebens entziehet sie sich unsrer Ehrerbietung; unsere Ehrerbietung suchet ihn auf (*). Allein, wie sehr ist nicht eine edle und reine Empfindung von der wahren Größe nöthig, wenn man nicht befürchten darf, sie zu erniedrigen, wenn man sie gleich alles dessen beraubet, was ihr nicht eigenthümlich gehöret! Welcher unter den Großen unsers Jahrhunderts würde sich wohl bey der Zurichtung seines Gemüses, so wie Fabricius von den Gesandten des Pyrrhus, überraschen lassen?

Von dem Hofe.

Man kann einem Menschen fast keinen rühmlichern Beweis geben, als wenn man von ihm sagt, daß er keinen Hofmann vorstellen könne. Es ist fast keine Gattung der Tugenden, die man ihm nicht durch dieses einzige Wort beyleget.

Ein Mensch, der ein Hofmann ist, herrschet über seine Gebärden, Augen und Minen. Er ist verschlagen und unergründlich. Er thut, als ob er von den Streichen, die ihm andere machen, nicht das geringste wüßte, er lächelt

(*) Siehe la Brüyere von dem persönlichen Verdienste.

chelt gegen seine Feinde; er thut sich selbst Zwang an, er verbirgt seine Leidenschaften, verläugnet die Regungen seines Herzens, und redet und handelt gegen seine eigne Meynungen. Diese große Verschlagenheit ist aber nichts anders als das Laster, das man, deutlich zu reden, die Falschheit nennet, und ist dem Höfling zu seinem Glück eben so wenig nütze, als die Freymüthigkeit, die Aufrichtigkeit und die Tugend.

Wer kann wohl den veränderlichen Farben, die nach dem verschiedenen Gesichtspunkt, aus dem man sie betrachtet, selbst verschieden sind, ihren rechten Namen geben? Wer kann also wohl den Hof beschreiben?

Sich dem Hofe einen Augenblick lang entziehen, das heißt so viel, als demselben entsagen. Der Hofmann, der ihn des Morgens gesehen hat, siehet ihn auch des Abends, um ihn den andern Tag wieder anschauen zu können; oder damit er selbst bemerkt werde.

Man ist bey Hof klein, und so eitel, als man auch seyn mag, so ist man doch daselbst davon überzeugt; aber man ist es nicht allein, man hat gar zu viel seines gleichen; selbst die Großen machen bey Hof eine kleine Figur.

Die Provinz ist die Gegend, wo der Hof, gleichsam von seinem rechten Gesichtspunkt aus, fürtrefflich zu seyn scheinet; nähert man sich aber demselben, so verringern sich seine Annehmlichkeiten, wie bey perspectivisch zusammengesetzten Dingen, wenn man sie allzu nahe sieht.

Es ist schwer sich an ein Leben zu gewöhnen, das man in dem Vorzimmer, in den Vorhöfen, oder auf der Treppe zubringen muß.

Der Hof macht uns nicht vergnügt, er verhindert uns nur anderstwo vergnügt zu seyn.

Ein

Ein rechtschaffener Mann muß sich ein wenig mit dem Hofe bekannt machen. Er entdecket bey dem Eintritt in denselben, gleichsam eine neue Welt, die ihm bisher unbekannt gewesen ist, wo er das Laster und die gute Lebensart in gleichem Maas herrschen sieht, und wo ihm sowohl das Gute als das Böse nützlich seyn kann.

Der Hof ist wie ein Gebäude von Marmor, ich will so viel sagen, daß er aus harten aber sehr polirten Leuten bestehet.

Man geht manchmal an den Hof, um davon wieder zurück zu kommen, und sich dadurch bey dem Adel seiner Provinz oder bey der Geistlichkeit derselben, einiges Ansehen zu machen.

Der Goldsticker und der Zuckerbecker, würden lauter unnütze Waaren machen, wenn man bescheiden und mäßig lebte. Die Höfe würden wüste werden, und die Könige würden fast in der Einsamkeit leben müssen, wenn man sich der Eitelkeit und des Eigennutzes entledigte. Die Menschen wollen einigermassen Sklaven seyn, um dadurch anderwärts ihre Herrschsucht befriedigen zu können. Es scheint, als ob man den Vornehmsten bey Hof, die hohe, stolze und befehlshaberische Minen im Großen lieferte, um sie in den Provinzen ins Kleine wieder an den Mann zu bringen; sie machen es daselbst gerade so, wie man es ihnen macht. Sie sind wahrhafte Affen der Könige.

Nichts verstellet die Höflinge mehr, als die Gegenwart des Fürsten. Kaum kann ich sie noch an ihren Gesichtern kennen; ihre Züge sind in völliger Unordnung, und ihre Unerschrockenheit ist ziemlich gemindert. Die übermüthigsten und stolzesten Leute werden am meisten gedemüthiget, denn sie verlieren am meisten von dem ihrigen.

rigen. Wer ehrlich und bescheiden ist, der kömmt am besten dabey durch; er hat nichts an sich, das einer Veränderung bedarf.

Die Hofluft ist ansteckend. Man schöpft sie zu Versailles, so, wie man die Normännische Aussprache zu Rouen, oder zu Falaise, sich angewöhnet. Man bemerket sie schon bey den Hoffouriers, bey kleinen Einnehmern, bey den Aufsehern über das Obst; man kann daselbst mit einem sehr mittelmäßigen Verstand ziemlich weit kommen. Ein Mann von erhabenen Eigenschaften, und von gegründeten Verdiensten hält diese Art des Talents für nicht so wichtig, daß er eine Hauptabsicht haben könnte, sich es eigen zu machen. Er erwirbt es, ohne daß er darauf bedacht gewesen ist, und es fällt ihm nicht ein, sich es wieder abzugewöhnen.

N** macht bey seiner Ankunft ein großes Geräusch; er dringet durch den Haufen, er läßt sich Platz machen, er scharret, fast klopft er an, er sagt seinen Namen: Man erholt sich wieder, er wird nur mit dem großen Haufen hineingelassen.

Es giebt manchmal an den Höfen gewisse Erscheinungen abentheuerlicher und kühner Leute, die von freyem und gemeinthuendem Wesen sind, die sich selbst aufführen, die versichern, daß sie in ihrer Kunst alle die Geschicklichkeit besitzen, welche andern mangelt, und denen man auf ihr Wort glaubt. Indessen machen sie sich den öffentlichen Irrthum und die Neubegierde der Leute zu Nutzen. Sie drängen sich durch den Haufen, und gelangen bis zu dem Ohr des Fürsten, mit welchem sie der Höfling sprechen sieht, da er sich indessen glücklich schätzt, daß er nur von ihm gesehen wird. Dieses ist dabey das bequemste für die Großen, daß man sie ohne viele Fol-

gen

gen um sich leiden, und gleichergestalt ihnen auch den Abschied geben kann. Alsdenn verschwinden sie, und sind zugleich in Miscredit; und die Leute, die sie betrogen haben, sind bereit sich noch von mehreren betrügen zu lassen.

Ihr sehet Leute hereintreten, die euch nur nachläßig grüßen, die euch kaum über die Achsel ansehen, die sich brüsten wie eine Weibsperson. Sie fragen euch, ohne euch anzusehen, sie reden mit lauter Stimme, welche anzeigen soll, wie sehr sie über die Anwesende erhaben zu seyn glauben. Sie stehen still, und man sammelt sich um sie herum; sie führen das Wort, sie nehmen sich ein Vorrecht über die Gesellschaft heraus, und beharren in dieser lächerlichen und nachgeäfften Höhe, bis ein Großer dazu kömmt, der sie auf einmal durch seine Gegenwart stürzet, und sie zu ihrer natürlichen Aufführung wieder zu kehren zwinget, die ihnen in der That weit besser ansteht.

Die Höfe können nicht ohne eine gewisse Art von Höflingen seyn, die gegen das Frauenzimmer schmeichlerisch, gefällig, und ihm ganz ergeben sind. Sie sorgen für die Belustigungen desselben, sie erforschen seine Schwachheiten, sie schmeicheln seinen Leidenschaften; sie blasen ihnen unflätige Zoten ins Ohr, sie reden von ihren Männern und Liebhabern so, wie es sich schickt, sie errathen ihren Verdruß, ihre Krankheiten, und bestimmen die Zeit ihrer Niederkunft. Sie erdenken neue Moden, sie sinnen auf den Pracht, und die Verschwendung, und lehren diesem Geschlecht die geschwindesten Mittel, sein Vermögen in Kleidern, in Hausrath und prächtigem Aufzug zu verthun. Sie selbst sind mit Kleidern versehen, auf deren Reichthum und Erfindung einander den Rang streitig machen, und

und sie bewohnen keinen alten Pallast, ohne ihn vorher ausgebessert und verschönert zu haben. Sie essen köstlich, und suchen alle Künste hervor, um ihren Geschmack zu reizen. Da muß keine Art der Wollust erdacht werden können, darinn sie nicht einen Versuch machen, und von der sie nicht viel erzählen sollten. Sie sind niemand als sich selbst ihr Glück schuldig, und sie suchen es mit eben der Geschicklichkeit, mit der sie es gemacht haben, zu erhalten. Verächtlich und voller Hochmuth reden sie nicht mehr Leute, die ihres gleichen waren, an, sie grüßen sie nicht mehr, sie reden, wenn alle andere schweigen. Sie gehen an gewisse Oerter, und zwar zu einer solchen Zeit, wo die Großen nicht das Herz haben, sich sehen zu lassen. Ungeachtet der langwierigen Dienste, der erhaltenen Wunden, der schönen Ehrenstellen, und der großen Titel können diese doch kein so unerschrockenes Gesicht, noch ein so freyes Wesen zeigen. Jene finden bey den größten Fürsten Gehör, sie nehmen an allen ihren Ergötzlichkeiten, und an allen ihren Festins Antheil. Sie kommen fast niemals aus dem Louvre, oder aus dem Schloß, sie leben und thun daselbst, als ob sie zu Haus unter ihrer Familie wären, es ist, als wenn sie sich an tausend Oertern vervielfältigten, sie sind die ersten Gesichter, welche den zum erstenmal nach Hof kommenden Fremden in die Augen fallen. Sie umfangen andere, man fällt ihnen wieder um den Hals, sie lachen, sie schreyen, sie sind lustig, sie erzählen, sie lassen sich zu allerhand gebrauchen, sie sind reich, sie leihen Geld aus, und sie bedeuten übrigens nicht viel.

Sollte man nicht von Cimon und Clitander glauben, daß sie allein mit allen Staatsgeschäfften beladen seyn, und allein dafür stehen müssen? Wenigstens hat der eine

die Sachen zu Land, und der andere das Seewesen auf sich. Man müßte, wenn man sie vorstellen wollte, die Geschäfftigkeit, die Unruhe, die Neugierigkeit, die Arbeitsamkeit und selbst die Bewegung malen können. Niemals hat man sie sitzend, schlüßig, und zu etwas bestimmt gesehen; wer kann wohl sagen, daß er sie habe gehen sehen? Man sieht sie laufen, fast im Sprung mit andern reden, und um etwas fragen, ohne auf die Antwort zu warten. Sie kommen nirgendswo her, und gehen nirgendswo hin, sie gehen, und kommen wieder zurück; haltet sie ja nicht in ihrem eilfertigen Laufen auf, ihr würdet ihre Maschiene aus dem Gange bringen, fraget sie doch um nichts, oder gebt ihnen wenigstens die Zeit auszuschnaufen, und sich zu erinnern, daß sie nichts zu thun haben, daß sie bey euch lange bleiben, und euch sogar dahin folgen können, wohin ihr sie mitnehmen wollet. Sie sind keine Trabanten des Jupiters, das ist, sie drängen und umgeben den Fürsten nicht, aber sie verkündigen ihn, und laufen vor ihm her, sie werfen sich ungestümmer Weise in den Haufen der Hofleute, alles, was ihnen in den Weg kömmt, ist in Gefahr; ihre Profeßion besteht darinn, daß sie sich sehen lassen, und oft wieder zum Vorschein kommen, und sie legen sich nicht zu Bette, ohne ihr so ernsthaftes und dem Staat so nützliches Amt verrichtet zu haben. Sie haben übrigens von allen wichtigen Neuigkeiten gründliche Nachricht. Sie haben bey Hofe von allem dem genaue Wissenschaft, worinn man daselbst unwissend seyn darf; es fehlet ihnen an keiner Eigenschaft zu einer mittelmäßigen Beförderung. Indessen sind sie zu allem dem aufgeweckt und unverdrossen, was sie sich wohlanständig zu seyn glauben; sie sind einigermassen zu Unternehmungen beherzt, leichtsinnig, und

und voreilig; sie lassen übrigens die Sachen gehen, wie sie wollen; sie suchen sich dem Glücke in die Schooß zu setzen, sie sind aber viel zu weit zurück, als daß sie dahin gelangen könnten.

Ein Hofmann, der keinen allzu schönen Namen hat, muß ihn unter einem bessern verbergen (*). Aber hat er nun einen gefunden, den er führen kann, so muß er alsdenn zu verstehen geben, daß derselbe der fürnehmste von allen Namen ist, gleichwie sein Haus vor allen andern das älteste ist. Er muß hierinn den Lothringischen Prinzen, den Rohans, den Chatillons, den Montmorencis, und wo möglich, sogar den Prinzen vom Geblüte den Vorzug streitig machen. Er muß von nichts als von Herzogen, von Cardinälen und Ministern sprechen; in alle Unterredungen seine väterliche und mütterliche Ahnen einmischen, und die Reichsfahne, nebst den Kreuzzügen dabey anzubringen wissen. Er muß Sääle haben, die mit seinen Stammbäumen, mit Schildern von sechszehn Feldern und mit den Gemälden seiner Ahnen, und seiner Anverwandten ausgezieret sind. Er muß sich auf sein Schloß mit alten Thürmen, Zinnen und Brustwehren, etwas zu gut zu thun wissen. Er muß bey jeder Gelegenheit sprechen: **Mein Haus, meine Linie, mein Name und mein Wappen.** Er muß von jenem sagen, er ist nicht von Stand, von jener, daß sie kein Fräulein ist, oder wenn man ihm erzählet, daß Hyacinth glücklich gewesen ist, fragen, ob er vom Adel ist. Manche werden über diese unzeitige Reden lachen, aber er wird sie lachen lassen. Andere werden lustige Erzählungen davon machen, aber

(*) Vielleicht zielet hier der Verfasser auf das Haus Bouillon. Bouillon aber heißt auf französisch so viel als eine Brühe oder Suppe.

aber er wird ihnen nicht wehren zu erzählen. Er wird beständig sagen, daß er unmittelbar den Rang nach dem königlichen Hause habe, und er wird es so oft sagen, daß man es ihm endlich glauben wird.

Es ist eine große Einfalt, nach Hof das geringste bürgerliche zu bringen, und keinen Edelmann daselbst vorzustellen.

Mit dem Eigennutze legt man sich bey Hof zu Bette, und steht damit wieder auf. Damit hat man Frühe und Abends, Tag und Nacht zu thun. Das ist die Ursache, daß man denkt, daß man redet, daß man schweiget, daß man sich beschäfftiget. In dieser Absicht redet man die einen an, und läßt die andern stehen, deswegen steigt man auf und ab. Nach dieser Richtschnur pflegt man seine Bemühungen, seine Gefälligkeiten, seine Hochachtung, seine Gleichgültigkeit und seine Verachtung abzumessen. Wenn gleich manche aus der Liebe zur Tugend sich der Weisheit und Mäßigung nähern wollen, so reisset sie doch der Strom des Ehrgeizes, als ihres ersten Beweggrundes, mit den Geizigen, in ihren Begierden am ungestümmsten, und ehrgeizigsten fort; wie ist es möglich, unbeweglich zu bleiben, wo alles geht, und in Bewegung ist, und nicht zu laufen, wenn andere laufen. Man glaubt sogar, daß man seine Erhebung und sein Glück sich selbst zu danken habe; hat einer bey Hofe sein Glück nicht gemacht, so meynt man, daß er nicht dazu bestimmt gewesen sey, und es hat keine Appellation davon statt. Wird man sich indessen vom Hofe entfernen, ohne vorher den geringsten Vortheil davon erhalten zu haben? Wird man den Entschluß nehmen daselbst zu bleiben, ohne Gnadenbezeugungen und Belohnungen zu empfangen? Das sind in der That so gefährliche, so verwirrte, so schwer zu entscheidende

Fragen,

Fragen, daß eine unendliche Zahl von Hofleuten, über das Ja und Nein derselben alt wird, und in der Ungewißheit stirbt.

Nichts ist bey Hofe verächtlicher und unwürdiger, als ein Mensch, der nichts zu unserm Glücke beytragen kann. Ich wundere mich, daß er sich noch mag sehen lassen.

Wenn derjenige, welcher einen Menschen seines Standes und Alters, in dessen Gesellschaft er das erstemal nach Hof gekommen ist, weit hinter sich zurückgelassen hat, eine gründliche Ursache, von seinen Verdiensten eingenommen zu seyn, und sich mehr zu dünken, als jener andere, zu haben glaubet, so erinnert er sich vielleicht nicht mehr, was er vor seinem Glücke von sich selbst, und von denen, die ihm zuvorgekommen sind, geurtheilet hat.

Das ist schon ein großer Vortheil, den wir von unserm Freund erhalten, wenn wir von ihm, nachdem er sich in großes Ansehen gesetzt hat, sagen dörfen, daß er mit uns in Bekanntschaft stehe.

Wenn der Günstling sich die Gnade, in der er stehet, zu Nutzen macht, wenn er sich des guten Windes, der ihm in seiner Fahrt günstig ist, bedienet; wenn er auf alles, was offen steht, auf Ehrenstellen und Abteyen seine Augen richtet, um darum zu bitten, und sie zu erhalten; wenn er mit Gnadengeldern, mit Decreten, mit Anwartschaften versehen ist, so tadelt ihr seine Unersättlichkeit, und seinen Ehrgeiz; ihr saget, daß ihn alles in Versuchung führe, daß sich alles für ihn, für die seinigen, und für seine Creaturen schicke, und daß er allein, wegen der Anzahl und der Verschiedenheit der Gnadenbezeigungen, mehr als ein Glück gemacht habe. Was hat er aber anderst thun sollen? Wenn ich nicht sowohl nach euren Reden, als nach der Parthie, die ihr selbst würdet genommen haben,

ben, urtheilen sollte, so würde ich sagen, daß er gerade das gethan hat, was ihr gethan hättet.

Man tadelt die Leute, welche ein großes Glück gemacht haben, so lange als sie noch im Glück sind, aber gewiß aus keinem andern Grunde, als weil man wegen der Mittelmäßigkeit seines eigenen Glücks aller Hoffnung entsaget, jemals in ihre Umstände zu kommen, und sich den Verweis, den man ihnen giebt, zuziehen zu können. Wäre man fähig in ihren Platz einzutreten, so würde man bald fühlen, daß sie nicht so unrecht haben, und man würde mehr an sich halten, aus Furcht sich zum voraus zu verurtheilen.

Man muß nichts vergrößern, noch von den Höfen wider die Wahrheit übel sprechen. Man unternimmt daselbst wider den wahren Verdienst nichts weiter, als daß man ihn manchmal unbelohnt läßt. Man verachtet ihn daselbst nicht allezeit, wenn man nur einmal fähig gewesen ist, ihn zu entdecken; man vergißt ihn nur, und da ist eben der Ort, wo man entweder nichts, oder sehr wenig für Leute thut, für welche man viele Hochachtung hat.

Es ist schwer, daß bey Hofe unter so vielen Steinen, die man zu dem Gebäude seines Glückes braucht, nicht einer und der andere morsch seyn sollte. Einer meiner Freunde hat versprochen für mich zu reden, und er redet nicht; der andere spricht mit schlechtem Nachdruck; dem dritten entwischen Reden, die wider meinen Vortheil und seine eigne Absichten laufen. Jenem fehlt es am guten Willen, diesem an Geschicklichkeit und Klugheit; und alle zusammen haben viel zu wenig ernstliches Verlangen, mich glücklich zu sehen, als daß sie alle ihre Kräfte anwenden sollten, mir dazu zu helfen. Ein jeder erinnert

sich

sich zwar alles dessen, was es ihn gekostet hat, sich in die Höhe zu bringen, er vergißt nicht die Beyhülfe andrer, die ihm den Weg dazu gebahnt haben; ja man würde geneigt seyn, die Dienste, die man von andern erhalten hat, durch ähnliche Bemühungen für andere zu rechtfertigen. Allein so ist leider, nach gemachtem Glücke, die erste und einzige Sorge, blos an sich selbst zu denken.

Die Hofleute wenden das, was sie an Verstand, an Geschicklichkeit und Verschlagenheit besitzen, nicht dazu an, daß sie Mittel finden könnten, ihre Freunde, die sie um Hülfe anflehen, sich verbindlich zu machen; sie bedienen sich dessen nur, um scheinbare Ursachen, gültige Vorwände, und die von ihnen sogenannte Unmöglichkeit etwas zu thun, ausfindig zu machen, und sie glauben hierdurch ihrer Seits, sich von allen Pflichten der Freundschaft und Erkenntlichkeit, loszuwickeln.

Niemand will bey Hofe eine Sache einleiten, man erbietet sich nur sie zu unterstützen; denn man urtheilet von andern nach sich selbst, und hoffet, daß sie niemand einleiten werde, mithin man auch sie nicht unterstützen dörfe. Das ist eine angenehme und höfliche Art, sein Ansehen, seine Dienste, und seine Vermittelung Leuten abzuschlagen, die ihrer benöthiget sind.

Wie viele überhäufen euch nicht mit Liebkosungen, wenn sie allein bey euch sind, wie viele lieben und ehren euch nicht, und gerathen doch in Verwirrung, wenn sie euch an öffentlichen Oertern sehen, oder wenden bey dem Aufstehen des Königs, oder in der Messe die Augen von euch ab. Die Anzahl solcher Hofleute ist klein, welche, entweder aus Großmuth, oder aus dem besondern Vertrauen, das sie auf sich selbst setzen, sich erkühnen, dem

Ver-

Verdienst, der einsam, und von großen Ehrenstellen entblößet ist, vor der ganzen Welt seine Achtung zu bezeugen.

Ich sehe einen Mann mit einem großen Gefolge, aber er stehet in einem wichtigen Posten. Ich sehe einen andern, dem jedermann seine Ehrerbietung bezeiget, aber er stehet in der Gnade. Jenen umarmet man, man schmeichelt ihm, selbst Große thun es; aber er ist reich; diesen betrachtet jedermann neugierig, man zeigt mit Fingern auf ihn; aber er ist gelehrt und beredt. Ich entdecke einen, den niemand vergißt zu grüssen; aber er ist boshaft. Ich wünsche mir einen Mann, der sonst nichts als ein gutes Herz hat, und um den man sich doch Mühe giebt.

Kaum wird einer in einen neuen Posten gesetzt, so ergießen sich die Lobserhebungen, und überschwemmen den Hof und die Kapelle, sie dringen auf die Treppe, auf die Sääle, in die Gallerien, in das ganze Zimmer; man überschreitet die Wahrheit, man weiß sich gar nicht zu mäßigen. Nicht zwey Stimmen sind über so eine Person uneinig; der Neid und die Eifersucht, beyde führen die Sprache der Schmeicheley. Alle lassen sich von dem Strome fortreissen. Ungestümm nimmt er sie mit sich, und zwinget sie sowohl von einem Menschen zu reden, was sie von ihm denken, oder nicht denken, als einen zu loben, den sie nicht kennen. Ein Mann, welcher Verstand, Verdienste oder Herz hat, wird auf einmal ein Geist der ersten Größe, ein Held, ein Halbgott. Man übertreibt die Schmeicheley so sehr in den Schilderungen, die man von ihm macht, daß er neben seiner Schilderey ganz ungestalt zu seyn scheinet. Es ist unmöglich, daß er jemals dahin gelangen könnte, wohin ihn die Niederträchtigkeit und die Schmeicheley setzet; er erröthet über

seinen

seinen eignen Ruhm. Fängt er aber an in dem Posten, zu dem er gelangt war, zu wanken, so fängt auch jedermann an, andere Gedanken zu hegen; und ist sein gänzlicher Sturz erfolgt, so sind die Maschinen, welche ihn durch Beyfall und Lobsprüche so hoch erhoben, schon bereit ihn in die äußerste Verachtung zu stürzen. Ich will so viel sagen, daß ihn niemand mehr verunglimpfet, daß niemand mehr auf ihn losziehet, daß niemand übler von ihm spricht, als die, welche gleichsam von der Wuth, gutes von ihm zu sprechen, besessen waren.

Man kann von einem hohen und gefährlichen Posten wohl sagen, daß es leichter sey sich in denselben zu schwingen, als sich darinn zu erhalten.

Man sieht, daß manche von ihrem hohen Glücke, durch eben die Fehler gestürzt werden, durch die sie zu demselben gestiegen sind.

Man hat bey Hofe zwey Arten, sich, wie man spricht, von Leuten loszumachen, oder ihnen den Abschied zu geben. Entweder muß man gegen sie verdrüßlich thun, oder man muß ihnen so zu begegnen wissen, daß sie selbst über euch verdrüßlich werden, und eurer satt bekommen müssen.

Zwey Ursachen sind es, wegen welcher man bey Hofe von jemand gutes spricht; einmal, daß es ihnen zu Ohren kommen möge, wie viel gutes wir von ihnen sprechen, und sodenn daß sie selbst von uns vortheilhaft sprechen mögen.

So gefährlich als es bey Hofe ist, zuerst seine Dienste anzubieten, so verwirrend ist es, sie nicht anzubieten.

Es giebt Leute, die blos daher, daß ihnen ein Gesicht oder ein Namen unbekannt ist, Gelegenheit nehmen darüber zu lachen, und ihre Verachtung zu bezeigen.

Sie

Sie fragen, wer dieser oder jener Mensch seyn mag. Es ist weder Rousseau, noch **Fabry**, noch **la Couture**. Es ist nicht möglich, daß sie ihn verkennen sollten.

Man sagt mir von diesem Menschen so viel Böses, und ich sehe doch dessen so wenig an ihm, daß ich auf den Argwohn komme, ob er nicht ungestümme Verdienste haben möchte, die anderer ihre verdunkeln.

Ihr seyd ein ehrlicher Mann, ihr suchet den Günstlingen weder zu gefallen, noch zu misfallen, ihr seyd blos eurem Herrn und eurer Pflicht zugethan; ihr seyd verlohren.

Die Unverschämtheit kömmt nicht von eigner Wahl, sondern von dem Temperament her. Es ist ein Laster, aber es ist natürlich. Derjenige, welchem es nicht angebohren ist, ist bescheiden, und geht nicht so leicht von diesem äußersten zum andern über. Es wäre eine sehr unnützliche Lehre, wenn man ihm sagen wollte: Seyn sie doch unverschämt, und es wird ihnen gelingen; eine schlechte Nachahmung würde ihm sehr wenig Vortheil schaffen, und seine Absichten würden dadurch scheitern. Es wird nichts geringeres, als eine wahrhafte, und ungezwungene Unverschämtheit erfordert, wenn man bey Hofe fortkommen will.

Man suchet, man giebt sich alle Mühe, man macht allerhand Anwerbungen, man quälet sich, man sucht an, und wird abgewiesen; man sucht noch einmal an, und erhält es, aber wie man spricht, ohne darum nachgesucht zu haben, und zu einer Zeit, wo man nicht daran dachte, ja wo man auf ganz was anderes dachte. Veraltete Redensarten! unschuldige Lügen! die niemand hinter das Licht führen.

S Man

Man kehrt allerhand Mittel vor, um zu einem großen Posten zu gelangen, man hält alle seine Maschinen fertig, alle Maasregeln sind gut genommen, und man hoffet, daß alles nach Wunsch gehen werde. Die einen sollen die Sachen einleiten, und die andere sollen sie unterstützen. Der Köder ist schon gelegt, und die Mine ist bereit zu springen. Alsdenn entfernet man sich von Hofe. Wer würde von **Artemon** glauben können, daß er zu der Zeit, da man ihn von seinen Gütern, oder von seiner Statthalterey abrufet, um ihn in einen so schönen Posten zu setzen, wer würde glauben, daß er sich die geringste Gedanken darauf gemacht habe? Das sind so schlechte Künste, und so verbrauchte Streiche, daß ich, um die Leute hinter das Licht zu führen, und vor ihnen meinen Ehrgeiz zu verbergen, lieber unter den Augen des Fürsten seyn wollte, damit ich die Gnade, um die ich am begierigsten nachgesuchet hätte, von seinen eignen Händen erhalten möchte.

Die Menschen wollen nicht, daß man die Absichten, die sie in Ansehung ihres Glückes haben, entdecke, noch daß man ihre Gedanken, die sie auf diese oder jene Bedienung richten, errathe. Denn wenn sie selbige nicht erhalten, so glauben sie, daß es eine Schande sey, abgewiesen zu werden; gelangen sie aber dazu, so denken sie, es sey ihnen viel rühmlicher, von dem, der sie ihnen giebt, derselben würdig geachtet zu werden, als sich selbst durch ihre Kunstgriffe und Cabalen diesen Werth beyzulegen. Sie finden sich also sowohl durch die Ehrenstelle, als durch ihre Bescheidenheit gezieret.

Was ist wohl schändlicher, eine Stelle, die man verdienet, sich abgeschlagen zu sehen, oder sie zu bekleiden, ohne genug Verdienste dazu zu besitzen?

So schwer als es auch ist, sich bey Hofe fest zu setzen, so ist es doch weit schwerer und mühsamer, sich einer Stelle würdig zu machen.

Es kostet nicht so viel, es dahin zu bringen, daß die Leute fragen: Warum hat er diesen Posten erhalten? als daß sie fragen müssen: Warum ist ihm dieser Posten nicht zu Theil worden?

Man suchet um Bedienungen in der Stadt an, man strebet nach einer Stelle in der französischen Akademie, man verlangt das Consulat: Könnte man wohl weniger Gründe haben, sich von den ersten Lebensjahren an, zu erhabnen Stellen geschickt zu machen, und alsdenn ohne Geheimniß, und ohne Cabalen, sondern mit Vertrauen und Freymüthigkeit seinem Vaterlande, seinem Fürsten, und dem Staate zu dienen verlangen?

Ich kenne keinen Hofmann, dem der Fürst eine einträgliche Statthalterschaft, einen erhabnen Posten, oder ein ansehnliches Gnadengeld zugestanden hat, welcher nicht entweder aus Eitelkeit, oder aus angenommener Uneigennützigkeit versichern sollte, daß er nicht sowohl über die Gnade selbst, als über die Art, mit der sie ihm erwiesen worden ist, vergnügt sey. Das sicherste und unzweifelhafteste dabey ist dieses, daß er es sagt.

Es läßt bäurisch, wenn man etwas mit verdrüßlichen Geberden giebt. Das Geben ist eigentlich das, was den meisten Zwang macht; kostet es aber so viel, eine freundliche Mine dabey zu machen?

Indessen kann man nicht läugnen, daß es Leute gegeben habe, die mit weit mehrerer Anständigkeit etwas abschlagen konnten, als andere zu geben wußten. Manche lassen sich so lang bitten, sie geben so trocken, und vergällen eine Gnade, zu der man sie gleichsam hat zwingen

gen müssen, mit so unangenehmen Bedingungen, daß die größte Gnade gewesen wäre, wenn man sie sich nicht von ihnen hätte ausbitten dörfen.

Man bemerkt bey Hofe unersättliche Leute; Leute, die alle Stände annehmen, um aller Vortheile derselben zugleich theilhaftig zu werden. Statthalterschaften, Hofstellen, Präbenden, alles steht ihnen an. Sie haben eine so gute Tracht zu wählen gewußt, daß sie vermöge ihres Standes verschiedener Gnadenbezeigungen fähig sind. Sie sind wie die Thiere, die bald im Wasser, bald auf dem trockenen leben. Sie bekommen ihren Unterhalt von der Kirche und von dem Degen, und sie möchten wohl gar das Geheimniß haben, die Magistratswürde damit zu verknüpfen. Ihr fraget, was diese Leute am Hofe thun? Sie bekommen immer etwas, und beneiden andere, denen man etwas giebt.

Tausend Leute bringen ihr Leben bey Hofe damit zu, daß sie alle die, welche etwas erhalten, umarmen, schmeicheln, und ihnen Glück wünschen, bis sie endlich sterben, ohne selbst das geringste bekommen zu haben.

Menophilus entlehnet seine Sitten von der einen Profeßion, und sein Kleid von der andern. Er ist das ganze Jahr über vermummt, obgleich mit entblößtem Gesicht. Er erscheinet in der Stadt, und am Hofe; anderstwo aber, immer unter einem gewissen Namen, und einmal wie das anderemal verkleidet. Man verkennet ihn doch nicht, und man weiß an seinem Gesicht, wer er ist.

Es giebt einen sogenannten großen Weg, oder die Landstraße, um zu großen Ehrenstellen zu gelangen. Es giebt auch einen Nebenweg, der quer über geht, und der kürzeste ist.

Man

Man sammelt sich um die Unglückselige herum, um sie zu Gesicht zu bekommen; man stellt sich in Reihen; oder man legt sich an die Fenster, um die Züge und die Standhaftigkeit eines Menschen zu beobachten, der verurtheilet ist, und weiß, daß er zu seinem Tode gehen muß. Welch eine eitle, boshafte, und unmenschliche Neubegierde! Wenn die Menschen vernünftig wären, so würde der öffentliche Platz leer seyn, und man würde festsetzen, daß nur einem solchen Schauspiel zuzusehen, ins künftige für schändlich geachtet werden sollte. Seyd ihr von der Neubegierde so sehr eingenommen, so suchet sie wenigstens an einem edlen Gegenstande zu befriedigen. Betrachtet einen Glückseligen, beobachtet ihn an dem Tage selbst, an dem er zu einem neuen Posten ernennet worden ist, und an dem er die Glückwünsche darüber annimmt. Leset in seinen Augen, und selbst in seiner gekünstelten Gemüthsruhe, und verstellten Bescheidenheit, wie sehr er mit sich selbst zufrieden, und von sich eingenommen ist; sehet, welche Heiterkeit diese Erfüllung seiner Wünsche in seinem Herzen, und in seinem Angesicht verbreitet; wie er auf nichts denkt, als lang zu leben, und gesund zu seyn; wie sodenn die Freude ihm entwischet, und sich nicht mehr will verbergen lassen; wie er unter der Last seines Glückes erliegt; wie kaltsinnig und ernsthaft er sich gegen diejenige bezeiget, die nicht mehr seines gleichen sind: er antwortet ihnen nicht, er sieht sie kaum. Die Umarmungen und die Schmeicheleyen der Großen, die er nicht mehr in so weiter Entfernung vor sich sieht, vollenden endlich seine Thorheit; er weiß sich nicht mehr zu fassen, er fängt an unbesonnen zu thun. Ihr wollt glücklich seyn, ihr wollt Gnadenbezeigungen erhalten; wie viele Dinge habt ihr zu vermeiden!

Kaum

Kaum ist ein Mensch bedienstet worden, so wendet er seine Vernunft und seinen Verstand nicht mehr an, um seine Aufführung und äußerliches Bezeigen in Ansehung anderer gehörig einzurichten. Er entlehnet die Richtschnur seines Thuns von seinem Posten und Stand. Daher entsteht die Vergessenheit, der Hochmuth, der Stolz, die Härtigkeit, die Undankbarkeit.

Theonas, ein Abt seit dreyßig Jahren, wurde endlich müde es noch länger zu seyn. Man ist nicht so begierig und ungeduldig sich in Purpur gekleidet zu sehen, als er sich nach dem goldenen Kreuze auf der Brust sehnet, und weil die großen Feste immer vorbey giengen, ohne daß sich sein Glück geändert hätte, so murrte er wider die gegenwärtige Zeit, er glaubte, daß der Staat schlecht regieret würde, und er prophezeyete ihm lauter Unglück. In seinem Herzen überzeugt, daß die Verdienste bey Hofe gefährlich sind, wenn man befördert werden will, hatte er endlich seinen Entschluß gefaßt, und dem Prälatenstande entsagt, indem daß eben jemand gelaufen kömmt, und ihm die Nachricht von seiner Ernennung zu einem Bischthum überbringt. Voller Freude und Vergnügen über eine so unerwartete Neuigkeit, spricht er sodenn: Ihr werdet sehen, daß es nicht dabey bleiben wird, sie werden mich noch zum Erzbischof machen.

Es müssen an Höfen die Großen und die Minister selbst, die ehrlichsten unter ihnen mit Betrügern versehen seyn; aber der Gebrauch davon ist gefährlich, und man muß wissen, sich ihrer zu bedienen. Es giebt Zeiten und Gelegenheiten, wo andere ihre Stelle nicht vertreten können. Ehre, Tugend, Gewissen sind allezeit ehrwürdige Eigenschaften, aber öfters nutzen sie nichts. Was kann man manchmal mit einem ehrlichen Manne ausrichten?

Ein

Ein alter Schriftsteller, dessen eigentliche Worte ich hieher setzen will, um die Stärke seiner Gedanken durch meine Ausbesserung nicht zu schwächen, drückt sich so aus (*): „Sich der geringen entäußern, ja sogar von „seines gleichen, und diesen schubb und verächtlich begeg„nen; es den Großen und Mächtigen in allen Stücken „gleich thun, und diesem zu Folge, an allen ihren Er„götzlichkeiten, Mummereyen und Narrenspossen Theil „nehmen; unverschämt seyn, und ohne Bedenken Ban„querot machen; von jedermann Stichel- und Spottreden „verdauen, das macht, daß man weiter kömmt, das „bringt Glück und Beförderung zuwegen."

Der Fürst ist jung; wie viele können sich nicht schmeicheln ihr Glück zu machen!

Timant ist immer einerley, und ohne was von dem Verdienst, der ihm das erstemal Ehre und Belohnungen erworben hatte, verlohren zu haben, entartete er doch in den Gedanken der Hofleute. Sie waren müde ihn hoch zu schätzen, sie grüßten ihn kaltsinnig, sie lächelten nicht mehr gegen ihn, sie fiengen an sich nicht mehr an ihn zu hängen, sie umarmten ihn nicht mehr, sie riefen ihn nicht mehr beyseits, um mit ihm von einer gleichgültigen Sache geheimnißvoll zu sprechen, ja sie hatten ihm gar nichts mehr zu sagen. Es fehlte ihm nichts als jene Pension, oder jene neue Stelle, um seine in ihrem Gedächtniß halberloschene Tugenden wieder merkbar zu machen, und die Vorstellung derselben zu erneuern. Sie machen es jetzt wieder mit ihm, wie ehemals, und zwar noch besser.

Wie

(*) Diese Stelle ist fast ganz altfranzösisch, und man sieht leicht, daß es nicht möglich, die alten Redensarten auch alle ins Teutsche zu übersetzen.

Wie viele Freunde, wie viel Anverwandte werden nicht dem neuen Staatsminister in einer Nacht gebohren! Die einen führen ihre alte Bekanntschaft an, ihre Cameradschaft auf Schulen, ihre Nachbarschaft; die andern blättern ihr Stammregister durch, steigen bis zum Urältervater hinauf, und suchen alles von väterlicher und mütterlicher Seite zusammen; man soll und muß mit diesem Manne, es sey, woher es wolle, verwandt seyn, und man sagt es mehr als einmal des Tages, man würde es, wenn es sich schickte, drucken lassen. Er ist mein Freund, spricht man, ich freue mich über seine Erhebung, ich muß daran Theil nehmen, er ist mein naher Verwandter! Eitle und das Glück anbethende Menschen! abgeschmackte Höflinge! Sprachet ihr so vor acht Tagen? Ist er seit dieser Zeit mehr ein ehrlicher Mann geworden, hat er sich seit dem der Wahl des Fürsten, die ihn getroffen hat, würdiger gemacht? Oder erwartetet ihr diesen Umstand, um ihn besser kennen zu lernen?

Nichts unterstützet mich mehr, nichts macht mich gegen die kleine verächtliche Manieren, die ich manchmal von Großen, und Leuten meines gleichen, leiden muß, standhafter, als wenn ich zu mir selbst spreche: Diese Leute machen sich vielleicht nur an mein Glück, und sie haben Recht, es ist ziemlich klein. Ohne Zweifel würden sie mich anbethen, wenn ich ein Minister wäre.

Soll ich vielleicht bald befördert werden? Weiß es vielleicht jener, hat er vielleicht eine Ahndung davon? Er kömmt mir zuvor, er grüßet mich.

Derjenige, welcher spricht: Ich speisete gestern zu Meudon; und heute speise ich da zu Abend, welcher es wieder=

wiederholet, welcher den Namen **Plankus** (*) zehnmal in die geringste Unterredungen einflicket, welcher sagt: Plankus fragte mich, ich sagte zu Plankus ..... Dieser selbst erfährt in eben dem Augenblicke, daß sein Held durch einen außerordentlichen Tod der Welt entrissen worden sey. Er macht sich den Augenblick auf, versammelt das Volk auf den Plätzen, oder unter den bedeckten Gängen, klaget den Verstorbenen an, schilt auf seine Aufführung, macht sein Consulat herunter, macht ihm sogar die Kenntniß der geringsten Dinge, die den Staat betreffen, streitig, unerachtet jedermann davon überzeugt war, läßt ihm nicht den Ruhm eines glücklichen Gedächtnisses, versagt ihm das Lob eines ernsthaften und arbeitsamen Mannes, und steht ihm die Ehre nicht zu, unter den Feinden des Reiches jemand für seinen Feind zu halten.

Ein Mann von Verdienst stellt sich meinen Gedanken nach ein artiges Schauspiel vor, wenn er sieht, daß eben der Platz in einer Versammlung oder bey einem Schauspiele, der ihm verweigert wird, einem Menschen zu Theil wird, der weder Augen hat zu sehen, noch Ohren zu hören, noch weniger aber Verstand, um zu begreifen und zu urtheilen; der den Vorzug nur durch gewisse Livreen verdienet, die er nicht einmal mehr trägt.

Theodot hat unter seiner strengen Kleidung ein ziemlich lustiges Gesicht, das einem Menschen ähnlich ist, wenn er seine Rolle anfängt zu spielen. Seine Stimme, sein Gang, seine Geberden begleiten sein Gesicht. Er ist verschlagen, voller Cautelen, einschmeichelnd, und geheimnißvoll. Er nähert sich euch, und lispelt euch ins Ohr: **Ist das nicht ein schönes Wetter? Es thaut** recht

(*) Der Marquis de Louvois, ein bekannter Minister von Ludwig dem 14.

recht schön auf. Hat er nicht die große Manieren, so hat er doch alle die kleinen, und selbst solche, welche nur einer jungen affectirten Frauensperson eigen sind. Stellet euch die Mühe vor, mit der ein Kind ein Schloß von Chartenblättern aufzubauen, oder einen Sommervogel zu erhaschen suchet; eben so arbeitet Theodot an Dingen, die nichts bedeuten, die nicht verdienen sich nur in Bewegung deswegen zu setzen, und er geht damit ganz ernsthaft um, als wenn es die wichtigste Sache von der Welt wäre; er bemühet sich, er erhitzt sich, er bringt sie endlich zu Stande; nun erholt er sich wieder, und ruhet aus; er thut auch wohl, es hat ihn viele Arbeit gekostet. Man sieht Leute, die von dem Glücke in der Gnade zu stehen, ganz trunken, ganz bezaubert sind. Daran denken sie die Nacht über, darauf sinnen sie die Nacht durch. Sie gehen die Treppe eines Ministers hinauf, und sie gehen wieder herunter; sie gehen aus dem Vorzimmer weg, und sie kommen wieder hinein; sie haben nichts mit ihm zu reden, und sie reden mit ihm, sie reden mit ihm das zweytemal, und nun sind sie zufrieden; sie haben mit ihm gesprochen; Dringet in sie, presset sie nur, sie schwitzen nichts als Stolz, Hochmuth und Einbildung. Umsonst redet ihr sie an, sie antworten euch nicht, sie kennen euch nicht, ihre Augen verirren sich, und ihre Gedanken sind anderwärts. Ihre Verwandte sollten billig für sie sorgen, und sie einsperren lassen, damit ihre Narrheit sich nicht in Wuth verwandle, und den Leuten gefährlich werde. Theodots Tollheit ist weit angenehmer. Er ist zwar in das, was man die Gunst großer Herren nennet, ganz vernarret, aber seine Leidenschaft macht nicht so viel Lärmen, er opfert ihr nur heimlich, er ehret sie, und dient ihr geheimnißvoll. Er wachet und sucht zu entdecken,

ob

ob sich nicht was neues in der Livree des Günstlings zeiget. Haben sie eine Forderung, so biethet er sich ihnen an, er macht Cabalen, er opfert ihnen blindlings Verdienste, Verwandtschaft, Freundschaft, Verbindungen, Erkenntlichkeit auf. Wenn die Stelle eines Cassini ledig würde, und der Schweizer, oder der Vorreiter des Günstlings sich einfallen ließe, um sie anzusuchen, so würde er seine Bitte unterstützen, er würde ihn für tauglich zu dieser Stelle halten, er würde glauben, daß er fähig sey zu calculiren, und Observationen anzustellen, von Parelien und von Parallaxen zu sprechen; wenn ihr fragen solltet, ob Theodot ein Schriftsteller, oder ein Ausschreiber sey, ob er ein Original oder einen Abschreiber vorstelle, so würde ich euch seine Werke geben, und sprechen, leset und urtheilet. Aber ob er ein Bethbruder ist, oder ein Hofmann, das läßt sich aus der Schilderey, die ich von ihm gemacht habe, schwer entscheiden. Ich würde hingegen über seine Constellation einen kühnern Ausspruch thun; ja Theodot, ich habe das Zeichen, unter dem ihr gebohren seyd, beobachtet, ihr werdet befördert werden, und das bald, nur müßt ihr nicht mehr wachen, und nichts nichts mehr drucken lassen; das Publikum bittet um Verschonung. . . . . .

Versprechet euch weder Offenherzigkeit, noch Billigkeit, noch Freymüthigkeit, noch Dienste, noch Beyhülfe, noch Gütigkeit, noch Großmuth, noch Standhaftigkeit von einem Menschen, der sich seit einiger Zeit dem Hofe gewidmet hat, und insgemein an seinem Glücke arbeitet. Kennet ihr ihn noch an seinem Gesichte und an seinen Reden? Er nennet keine Sache mehr bey ihrem rechten Namen. Er weiß nichts mehr von Schelmen, von Betrügern, von Narren, und von Abgeschmackten. Wenn

es

es ihm ja entwischen sollte, von jemand zu sagen, was er von ihm denkt, so würde es von dem seyn, der ihn in seinem Wege aufhalten wollte. Er denket von jedermann übel, aber er redet es von niemand. Er ist niemand gut, und er will die Leute bereden, daß er jedermann gut sey, damit ihm jedermann Gefälligkeiten erzeigen solle, oder damit wenigstens ihm niemand zuwider sey. Er ist nicht zufrieden, selbst nicht zu aufrichtig zu seyn, sondern er will auch nicht leiden, daß andere aufrichtig sind. Die Wahrheit beleidiget seine Ohren, er ist bey den Anmerkungen, die man über den Hof und über die Hofleute macht, kaltsinnig und gleichgültig; und er glaubt durch bloßes Zuhören, Theil daran genommen zu haben, und sie verantworten zu müssen. Als ein Tyrann der Gesellschaft, und ein Märtyrer seines Ehrgeizes, bezeigt er eine traurige Vorsichtigkeit, in seiner Aufführung und in seinen Reden. Sein Scherz ist unschuldig, aber kalt und gezwungen, er zwingt sich zum Lachen, seine Schmeicheleyen sind verstellt, seine Unterredung unterbricht er öfters, und seine Gedanken schweifen immer anderwärts herum. Er hat einen Ueberfluß, ja ich sage sogar, einen Strom von Lobsprüchen, über alles das, was ein Mensch, der in einem hohen Posten steht, und in Gunst ist, gethan oder gesprochen hat, gegen alle andere aber thut er, als ob seine Lunge vertrocknet wäre. Beym Eintritte und beym Weggehen bedient er sich besonderer Complimentenformeln, gegen die, welchen er Besuch giebt, oder von welchen er Besuch bekömmt, und alle die, welche sich mit Minen und Redensarten abspeisen lassen, gehen mit ihm vollkommen zufrieden weg. Er suchet sich sowohl Gönner als Creaturen zu machen. Er ist ein Mittelsmann, ein Vertrauter, er will sich in alles mischen, er will regieren. Er

suchet

suchet begierig alle kleine Gebräuche des Hofes nachzumachen; er weiß, wo man sich hinstellen muß, um gesehen zu werden; er weiß euch zu umarmen; an eurer Freude Theil zu nehmen, ein über das anderemal begierig nach eurer Gesundheit und nach euren Umständen zu fragen, und indem, daß ihr ihm antwortet, so verlieret er seine Neubegierde, er fällt euch in die Rede, fängt von etwas anders an; oder wenn jemand dazu kömmt, dem er ein ganz anderes Compliment machen muß, so kann er, sobald als er mit seinem Glückwunsch gegen euch fertig ist, dem andern ein Condolenzcompliment machen. Er weinet mit einem Auge, und lachet mit dem andern. Er suchet es manchmal den Ministern, oder dem Günstlinge nachzumachen, und er spricht in Gesellschaften von nichtswürdigen Dingen, vom Winde, vom kalten Wetter: Er schweiget hingegen, oder thut geheimnißvoll in Ansehung der wichtigsten Dinge, die ihm bekannt sind, und noch lieber bey Dingen, die er nicht weiß.

Es giebt ein Land, wo die Freude sichtbar, aber verstellt ist, wo man wirkliches Misvergnügen hat, aber im verborgenen. Wer sollte glauben, daß der Zulauf zu den Schauspielen, daß das Gelächter und der Beyfall auf den Schauplätzen des Moliere und des Harlequin, die Mahlzeiten, die Jagd, die Tänze, und die Carroussels, daß sie alle so viele Sorgen, Unruhe, und verschiedene Absichten verdecken sollten? so viele Furcht und Hoffnung, so lebhafte Leidenschaften, so ernsthafte Geschäffte?

Das Hofleben ist ein ernsthaftes, mühsames und trauriges Spiel. Man muß die Steine und alles Zugehör ordnen, eine Absicht festsetzen, sich an die Ausführung derselben machen, die Absichten seines Gegners ins Stecken bringen, manchmal etwas wagen, und spielen, wie

es

es uns einfällt; und nach allem Nachsinnen, und mit allen seinen Maasregeln, wird man überwunden, oder wohl gar schachmatt. Oefters kömmt man mit den geringen Steinen, wenn man sie zu schonen weiß, zu der Dame, und man gewinnt das Spiel. Der geschickteste trägt den Sieg davon, oder vielmehr der, welcher am meisten Glück hat.

Die Räder, die Triebfedern, die Bewegungen sind verborgen; man sieht an der Uhr nichts als ihren Zeiger, der unmerkbar fortgeht, und seinen Umlauf vollendet. Ein wahrhaftes Bild eines Hofmannes, und um desto vollkommener, weil er öfters nach einem langen Wege endlich auf eben die Stelle wieder kömmt, von welcher er die Reise angetreten hat.

Zwey Drittheile meines Lebens sind verlaufen; warum sollte ich mich so sehr wegen der mir noch übrigen Zeit beunruhigen? Das schimmerndeste Glück verdienet weder die Quaal, die ich mir mache, noch die Niederträchtigkeiten, worüber ich mich erwische, noch die Demüthigungen, noch die Beschämungen, die ich ertrage. Dreyßig Jahre werden diese Riesen an Macht und Ansehen, die man kaum mit den Augen erreichen konnte, ohne den Kopf in die Höhe zu richten, dreyßig Jahre werden sie vernichten. Wir werden verschwinden, ich, der ich so wenig bedeute, und jene, die ich so begierig betrachtete, und von denen ich alle meine Größe hoffte. Das beßte unter allen Gütern, wenn ja ein wahrhaftes Gut in der Welt ist, das ist die Ruhe, die Entfernung von dem Geräusche der Welt, und ein Ort, der mein eigen ist. N... hat eben so zur Zeit seines Unglückes gedacht, in seinem Glücke hat er es vergessen.

Ein

Ein Edelmann, wenn er zu Hause in seiner Provinz bleibt, so lebt er frey, aber ohne Stütze. Lebt er am Hofe, so wird er beschützt, aber er ist ein Sklav. Das läßt sich gegen einander aufheben.

Dem Xantippus träumte es einstens in seiner Provinz, unter einem alten Dach und in einem schlechten Bette, als ob er den Fürsten sähe, mit ihm spräche, und darüber höchst vergnügt wäre. Nachdem er aufgewacht war, befiel ihn eine Traurigkeit, er erzählte seinen Traum, er sagte: Wie manches Hirngespenst stellet sich nicht der Mensch im Schlafe vor. Xantippus lebte noch länger, er kam nach Hofe, sah den Fürsten, sprach mit ihm, und er kam noch weiter, als ihm ehemals traumte; er ist jetzt der Günstling.

Wer ist sklavischer, als ein Hofmann, der seine Aufwartung fleißig macht? Er müßte denn einer seyn, der es sich noch mehr angelegen seyn läßt.

Der Sklave hat nur einen Herrn. Der Ehrgeizige hat deren so viel, als er Leute kennet, die ihm zu seinem Glücke behülflich seyn können.

Tausend Leute, die man kaum kennet, laufen haufenweise zu, wenn der Fürst aufstebt, damit er sie sehen möge, und doch kann er nicht tausend zugleich sehen. Und sieht er heute keine andere, als welche er gestern sah, und morgen wieder sehen wird, so ist die Zahl der Unglückseligen unendlich.

Es giebt gewisse Familien, die vermöge der Gesetze der großen Welt, oder des sogenannten Wohlstandes, unversöhnlich seyn müssen. Nun sind sie auf einmal miteinander ausgesöhnet, und wo die Religion zukurz kam, als sie es unternehmen wollte, da thut es der Eigennutz spielend, und ohne Mühe.

Man

Man redet von einer Gegend (*), wo die Alten galant, artig und höflich, hingegen junge Leute rauh, unbändig, und ohne Sitten und ohne Wohlstand sind. In dem Alter, wo man gemeiniglich die Neigung für das Frauenzimmer anfängt zu fühlen, sind sie davon frey; sie ziehen ihre Mahlzeiten, köstliche Speisen, und lächerliche Liebesverständnisse vor. Derjenige ist bey ihnen nüchtern und mäßig, welcher sich nur im Wein betrinket. Der allzu starke Gebrauch, den sie davon gemacht haben, hat ihn ihnen ganz unschmackhaft gemacht. Sie suchen ihren erstorbenen Geschmack, durch Brandewein, und alle Arten der stärksten Liqueurs wieder zu erwecken. Nichts geht ihren Schlemmereyen ab, als daß sie noch kein Scheidwasser trinken. Die Weibsleute in diesem Lande befördern die Abnahme ihrer Schönheit durch Künste, die sie ihrer Meynung nach schön machen sollen. Sie sind gewohnt ihre Lippen, ihre Wangen, ihre Augenbraunen, ihre Schultern zu bemalen, die sie nebst ihren Brüsten, Armen und Ohren zur Schau auslegen, gleichsam als ob sie fürchteten, die Glieder, durch die sie gefallen können, zu verbergen, oder zu wenig von ihrem Körper zu zeigen. Die Einwohner dieser Gegend haben eine Gesichtsbildung, die nicht schön ist, sondern unordentlich, und durch die Menge fremder Haare, die sie ihren eigenen vorziehen, und damit, als mit einem langen Gewebe, ihren Kopf verhüllen, ganz verwirrt aussieht. Sie hängen über die Hälfte des Leibes herunter, verändern die Züge des Gesichts, und machen, daß man die Leute nicht mehr an ihrem Gesichte kennet. Diese Leute haben sonst einen Gott und einen König. Die Großen des Hofes versammeln sich alle Tage zu gewisser Stunde in einem Tempel, den sie die Kirche

(*) Versailles, oder der Hof.

che nennen; an dem einen Ende desselben steht ein Altar, der ihrem Gott gewidmet ist, wo ein Priester Geheimnisse verrichtet, die sie heilige, ehrwürdige und fürchterliche Geheimnisse nennen. Die Großen machen einen weiten Kreis an dem Fuße dieses Altars, und stehen aufrecht, so daß sie den Rücken den Priestern und den heiligen Geheimnissen zukehren, ihr Gesicht aber gegen ihren König wenden, der auf einem erhabenen Stand auf den Knien liegt, und auf den sie alle ihre Gedanken und ihr ganzes Herz zu richten scheinen. Man bemerket in diesem Gebrauche allerdings eine Art der Nachordnung, denn dieses Volk scheinet den Fürsten anzubethen, und dieser bethet wieder Gott an. Die Einwohner des Landes nennen ihn **. Er ist ungefähr acht und vierzig Grade von der Polushöhe, und mehr denn eilfhundert Meilen von dem Meere der Iroquois, und der Huronen entfernet.

Wenn man betrachtet, wie das Antlitz des Fürsten die ganze Glückseligkeit des Hofmannes ausmachet, wie er sich sein ganzes Leben durch blos mit Sehen und Wiedersehen beschäfftiget, so wird man sich einen kleinen Begriff machen können, wie das ganze Glück und die Herrlichkeit der Heiligen in dem Anschauen Gottes bestehen könne.

Die Großen sind voll von Hochachtung gegen die Fürsten; das ist auch eine Sache für sie, sie haben wieder Geringere unter sich. Die kleinen Höflinge entledigen sich dieser Pflichten, sie thun gemein, und leben wie Leute, die niemand ein Beyspiel zu geben haben.

Was fehlet wohl in unsern Tagen der Jugend? Sie weiß alles, sie kann alles, oder wenigstens wenn sie so viel wüßte, als sie vermag, so würde sie nicht entscheidender seyn können.

Schwache Menschen! Ein Großer spricht von Timagen, einem Freunde, daß er ein Narr sey, und er betrügt sich. Ich verlange nicht, daß ihr ihm in das Gesicht dagegen sagen sollet, er habe Verstand; es ist genug, wenn ihr so kühn seyd, ihn in euren Gedanken für keinen Narren zu halten.

Eben so spricht der vornehme Herr von Iphicrates, daß es ihm an Herz fehle, und ihr habt ihn doch eine schöne That verrichten sehen. Seyd nur beherzt! Ich will euch mit der Erzählung dieser That verschonen, wenn ihr nur bey den Reden, die ihr habt anhören müssen, euch noch erinnert, daß ihr ihn die That selbst habt vollbringen sehen.

Mit dem Könige zu reden wissen, das ist vielleicht die Gränze aller Klugheit und Biegsamkeit des Höflings. Ein Wort entwischet ihm, und es fällt von dem Ohre des Fürsten tief in sein Gedächtniß, manchmal auch in sein Herz, man kann es nicht mehr zurück nehmen. Die Mühe, die man sich giebt, und alle Vorsicht, mit der man es sucht zu erklären, oder es zu mildern, dienet nur es tiefer einzuprägen, und merkbarer zu machen. Wenn wir nur gegen uns selbst gesprochen haben, so ist nicht nur dieses Versehen sehr selten, sondern es ist auch als ein Mittel anzusehen, uns durch unsere eigene Fehler zu bessern, wenn wir die Strafe unserer Leichtsinnigkeit ertragen müssen. Haben wir aber von einem andern gesprochen, welche Bestürzung, welche Reue ziehet dieses nicht nach sich! Kann man wohl gegen ein so gefährliches Versehen besser auf seiner Hut seyn, als wenn man mit dem Fürsten von andern; von ihren Personen, Werken, Handlungen, Sitten und Aufführung, wenigstens mit eben der Aufmerksamkeit, Vorsicht, und Maasregeln spricht, mit denen man von sich selbst redet.

Der

Der Caracter eines Spaßvogels ist einer der schlechtesten. Ich würde es noch einmal sagen, wenn es nicht schon genug gesagt worden wäre. Diejenige, welche lieber die Ehre eines andern angreifen, oder sein Glück in Gefahr bringen, ehe sie eine Scherzrede, die ihnen einfällt, zurückhalten sollten, verdienen eine unehrliche Strafe. Dieses hat noch niemand gesagt, und ich erkühne mich es zu sagen.

Es giebt viele Redensarten, die schon ganz fertig sind, die man gleichsam aus dem Magazin nehmen kann, und deren man sich bedienet, um einander bey gewissen Begebenheiten Glück zu wünschen. Ob sie schon öfters ohne die mindeste Neigung ausgesprochen, und ohne Erkenntlichkeit aufgenommen werden, so darf man sie doch nicht weglassen; denn wenigstens sind sie das Bild von dem, was auf der Welt am beßten ist, nämlich von der Freundschaft, und da die Menschen sich von der Wirklichkeit derselben gegeneinander keine Rechnung machen können, so scheinen sie miteinander übereingekommen zu seyn, sich mit dem Schatten zu befriedigen.

Mit fünf oder sechs Kunstwörtern giebt man sich für einen Kenner von der Musik, von Gemälden, von Gebäuden, und vom Wohlleben aus. Man glaubt mit mehr Vergnügen als andere, zu hören, zu sehen, und zu essen. Man macht es andern Leuten weis, und betrügt sich selbst.

Der Hof ist niemals ohne eine gewisse Anzahl Leute, bey denen der Weltgebrauch, die Höflichkeit, oder das Glück die Stelle des Verstandes vertreten, und den Verdienst ersetzen muß. Sie wissen, wie man kommen und weggehen muß, sie setzen die Unterredung fort, ohne sich darein zu mengen, sie scherzen, ohne zu sprechen, sie machen sich wichtig durch ein langes Stillschweigen, oder

höchstens durch ein paar Sylben. Sie antworten mit Minen, mit Veränderung der Stimme, mit Geberden, und mit Lächeln. Sie sind, wenn ich so reden darf, kaum zwey Zoll tief, wenn man tiefer nachgräbt, so kömmt man auf den Plunder.

Es giebt Leute, die gleichsam von ungefähr zu Günstlingen werden. Sie kommen am ersten darüber ausser sich, sie sind daselbst bestürzt. Endlich kennen sie sich, und sie glauben ihres Glückes werth zu seyn; ja sie glauben Verstand zu haben, gleichsam als ob Dummheit und Glück sich nicht miteinander vertrügen, und als ob es unmöglich wäre, zugleich ein Narr, und glücklich zu seyn. Sie wagen es, ja was sage ich, sie haben das Zutrauen zu sich, bey allen Gelegenheiten zu reden über jede Materie, die vorkommen kann, und ohne im geringsten die Personen, mit denen sie sprechen, zu unterscheiden. Soll ich es noch hinzusetzen, daß sie durch ihr abgeschmacktes und ungehirntes Zeug jedermann abschrecken, oder doch äußerst verdrüßlich machen? Wenigstens ist dieses gewiß, daß sie alle die aufs äußerste verunehren, welche einigen Theil an ihrer von ungefähr erfolgten Erhebung genommen haben.

Wie soll ich die Leute nennen, welche nur bey Narren ihre Verschlagenheit beweisen? Dieses weiß ich wenigstens, daß verständige Leute sie mit den Betrügern vermischen.

Man ist in der Arglistigkeit schon ziemlich weit gekommen, wenn man den Leuten die Gedanken beybringt, daß man nur mittelmäßig arglistig ist.

Die Verschlagenheit ist weder eine von den beßten, noch eine von den schlechtesten Eigenschaften. Sie schwimmet zwischen der Tugend und dem Laster. Es ist keine

Vorfal-

Vorfallenheit, wo sie nicht konnte, oder vielleicht, wo sie nicht müßte von der Klugheit ersetzet werden.

Die Verschlagenheit ist die nächste Gelegenheit zur Schelmerey. Der Weg von der einen zur andern ist schlüpferig; nur allein die Lüge macht den Unterschied aus; wenn man diese der Verschlagenheit beyfüget, so ist es Schelmerey.

Mit Leuten, die aus Verschlagenheit alles anhören, und wenig sprechen, muß man noch weniger als sie sprechen; oder redet man viel, so muß man wenig wichtige Dinge sagen.

Ihr hänget in einer gerechten und wichtigen Sache von zwey Personen ab. Die eine sagt euch: ich bin es zufrieden, wenn nur jener darein williget, und dieser williget darein, und verlanget nichts als von den Absichten des andern versichert zu seyn. Indessen wird doch die Sache nicht befördert; Monate und ganze Jahre verstreichen unfruchtbar. Ich weiß nicht, sprecht ihr, was ich daraus machen soll, ich begreife nichts von dem ganzen Handel, es ist nur darum zu thun, daß sie sich mündlich besprechen, daß sie miteinander sich unterreden. Und ich, ich sage euch, daß ich den ganzen Handel deutlich einsehe, daß ich alles wohl verstehe; sie haben schon miteinander gesprochen.

Es scheinet, als ob der, welcher vor einen andern eine gerichtliche Sache betreibet, die Unerschrockenheit eines Menschen habe, der nichts als Gerechtigkeit verlanget; muß man hingegen für sich selbst reden oder handeln, so fühlet man alle Verwirrung und Blödigkeit dessen, der um eine Gnade bittet.

Wenn man bey Hofe nicht alle Vorsicht gegen die Netze anwendet, die daselbst ohne Unterlaß bereit sind,

die

die Leute in das Lächerliche zu verwickeln, so wird man öfters in Erstaunen gesetzt, daß man mit allem seinem Verstande sich von viel Dümmern eine Nase habe drehen lassen.

Es giebt manche Gelegenheiten in dem Leben, wo Wahrheit und Einfalt das beßte Betragen von der Welt ausmachen.

Seyd ihr der Günstling, so ist alles, was ihr vornehmet, gut, ihr könnet keine Fehler machen, alle Wege führen euch zum Ziel. In andern Umständen heißt alles ein Fehler, nichts ist tauglich, da ist kein Pfad, auf dem ihr euch nicht verirren müsset.

Ein Mensch, welcher einige Zeit mit geheimen Verbindungen und Cabalen zu thun gehabt, kann nicht mehr ohne sie leben. Jede andere Lebensart kömmt ihm traurig vor.

Man muß Verstand haben, wenn man Cabalen machen will. Indessen kann man so viel haben, daß man über alle heimliche Anschläge und Cabalen weit erhaben ist, und sich ihnen unmöglich unterwerfen kann. Man gelangt alsdenn auf ganz andern Wegen zu einem großen Glück, oder zum Ruhm.

Bey einem hohen Verstande, einer allgemeinen Kenntniß, einer Ehrlichkeit, die in allem die Probe hält, und bey einem so vollkommenen Verdienst darfst du, o **Aristides**, nicht besorgt seyn, am Hofe zu fallen, oder die Gunst der Großen zu verlieren, so lang als sie deiner nöthig haben werden.

Ein Hofmann mag genau auf sich Acht geben; denn wenn er mich nicht mehr so lang wie sonsten in seinem Vorzimmer warten läßt, wenn er mir ein besseres Gesicht macht, wenn er die Stirne nicht mehr so sehr runzelt, wenn

wenn er mir geneigteres Gehör giebt, wenn er mich ein wenig weiter begleitet, so werde ich auf die Gedanken kommen, daß er anfange zu fallen, und ich werde mich nicht betrügen.

Der Mensch ist wenig im Stande sich selbst zu helfen; denn er muß in Ungnade fallen, oder sonst eine Demüthigung ausstehen, wenn er leutseliger, freundlicher, zahmer und ehrlicher werden soll.

Man betrachtet manche Leute bey Hofe, und man merket wohl aus ihren Reden, und aus ihrem ganzen Betragen, daß sie weder an ihre Großältern, noch an ihre Enkeln denken. Nur das Gegenwärtige gehöret für sie; sie genießen dessen nicht, sie misbrauchen es.

Straton (*) ist unter einem doppelten Zeichen gebohren; er ist in gleichem Grade glücklich und unglücklich. Sein Leben ist ein Roman; nein, es fehlet ihm sogar das Wahrscheinliche. Er hat keine Begebenheiten gehabt; er hat schöne und böse Träume gehabt. Was sage ich? Man träumet nicht einmal so, wie er gelebt hat, niemand hat sich so wie er, seines Schicksales bedienet; das äußerste und mittelmäßige kennet er; er ist in einem glänzenden Glücke gestanden, er hat vieles ausgestanden, er hat ein gemeines Leben geführt, er hat von allem die Probe gemacht? Durch Tugenden, die er sich im Ernste selbst beylegte, hat er sich in Ansehen gesetzt. Er sagte von sich: **Ich habe Verstand, ich habe Herz**, und jedermann sagte sodenn von ihm: Er hat Verstand, er hat Herz. Er hat sowohl in seinen guten als schlechten Umständen

(*) Diese Schilderey bezieht sich wahrscheinlicher Weise auf den Graf von Lauzun, dessen Geschichte mit dem Mademoiselle von Montpensier, einer Tochter Gastonis von Orleans bekannt genug ist.

ständen den Witz der Hofleute beschäfftiget, die vielleicht mehr Gutes und mehr Böses von ihm sagten, als er wirklich an sich hatte. Das Artige, das Liebenswürdige, das Seltene, das Wunderbare, das Heldenmäßige, alles wurde zu seinem Lobe verschwendet; und das Gegentheil wurde hinwieder aufgebothen, um ihn hernach recht klein zu machen. Ein zweydeutiger, vermischter, und verwickelter Caracter! Ein Rätzel, eine fast nicht entscheidende Frage!

Die Gunst setzet einen Menschen über seines gleichen; und sein Fall stürzet ihn unter sie herunter.

Derjenige, welcher zu rechter Zeit einem großen Namen, einem großen Ansehen, oder einem großen Glücke mit festem Entschluß entsagen kann, befreyet sich in einem Augenblicke von vielen Sorgen, von vieler Arbeit, und manchmal von vielen Verbrechen.

Nach hundert Jahren wird die Welt noch so seyn, wie sie jetzt ist. Da wird eben der Schauplatz seyn, eben die Auszierungen, aber nicht eben diese Acteurs. Alle, die sich jetzt über eine empfangene Gnade freuen, oder die über ihre Abweisung sich härmen, und verzweifeln wollen, alle werden von dem Theater verschwunden seyn. Schon kommen auf dasselbe andere Menschen zum Vorschein, die im Begriffe sind, in einem ähnlichen Stück ähnliche Rollen zu spielen. Sie werden, wenn die Reihe an sie kömmt, auch verschwinden, und die, welche noch nicht vorhanden sind, werden dereinst nicht mehr da seyn; andere Acteurs haben ihren Platz eingenommen. Kann man sich wohl auf eine Person auf dem Schauplatze Rechnung machen?

Wer den Hof gesehen hat, der hat von der Welt das schönste, das prächtigste und das zierlichste gesehen. Wer den Hof verachtet, nachdem er ihn gesehen hat, der verachtet die Welt.

Die

Die Stadt macht uns einen Eckel vor der Provinz; der Hof öffnet uns die Augen in Ansehung der Stadt, und bringt uns von dem Verlangen nach ihm selbst zu recht.

Einem vernünftigen Manne kann der Hof das Verlangen nach der Einsamkeit und Absonderung von der Welt beybringen.

Von den Großen und Mächtigen in der Welt.

Der Pöbel hat vor die Großen eine so blinde Ehrerbiethung, und er ist durchgehends für ihre Geberden, ihr Gesicht, den Ton ihrer Stimme, und ihr ganzes Bezeigen so sehr eingenommen, daß man, wenn sie sich entschließen könnten, nichts als Gutes zu thun, gar Abgötter aus ihnen machen würde.

Sind Sie von Natur lasterhaft, o Theagen, so beklage ich Sie, sind Sie es aber aus Schwachheit für diejenige, die ihren Vortheil dabey suchen, die sich zusammen verschworen haben, Sie zu verführen, und sich bereits der Hoffnung eines guten Fortganges rühmen, so erlauben Sie, daß ich Ihnen sage, daß Sie nichts als Verachtung verdienen. Sind Sie aber tugendhaft, mäßig, bescheiden, höflich, großmüthig, arbeitsam, und stehen Sie übrigens in einem Range, und sind Sie von einer so vornehmen Geburt, daß Sie eher Beyspiele und Regeln geben, als von andern nehmen können, so versprechen Sie dieser Gattung von Leuten, ihre Unordnungen, Laster und Thorheiten nachzumachen, wenn Sie selbst

vorher,

vorher, vermöge der Ehrerbiethung, die Sie von ihnen verlangen können, alle die Tugenden, die Ihnen eigen sind, werden ausgeübt haben. Das würde eine starke, aber nützliche Ironie seyn, sie würde Ihre Sitten in Sicherheit setzen, jener ihre Anschläge auf einmal zu nicht machen, und sie dahin bringen können, daß sie bleiben müßten, was sie sind, und Sie selbst so lassen müßten, wie Sie jezt sind.

Der Vorzug der Großen vor andern Menschen ist auf einer Seite sehr groß. Ich verlange nichts von ihren köstlichen Speisen, von ihrem kostbaren Hausrath, von ihren Hunden, von ihren Pferden, von ihren Affen, von ihren Zwergen, von ihren Narren, und von ihren Schmeichlern; aber ich beneide sie wegen des Glückes, Leute in ihren Diensten zu haben, die ihnen an Empfindungen, und an Verstand beykommen, oder sie wohl manchmal übertreffen.

Die Großen machen sich eine Ehre daraus, daß sie Alleen durch ein Holz hauen lassen, den Boden mit langen Mauern unterstützen, die Decken der Zimmer vergolden, das Wasser fünf Zoll hoch treiben, eine Orangerie anrichten: Aber ein Herz in Zufriedenheit zu setzen, eine Seele mit Freude zu erfüllen, der äußersten Noth beyzuspringen, oder ihr gar abzuhelfen, so weit geht ihre Neubegierde nicht.

Es ist die Frage, ob man im Verhältniß der verschiedenen Stände der Menschen, ihrer Plagen, und Vortheile gegen einander, ob man nicht darinn eine Vermischung, oder eine Art von Gleichgewicht des Guten und Bösen antreffe, das eine Gleichheit unter ihnen machen, oder wenigstens eine Ursache abgeben könnte, keinen Stand mehr als den andern sich zu wünschen? Nur derjenige, welcher mächtig und reich ist, und an nichts Mangel leidet,

det, kann diese Frage aufwerfen; aber nur der Arme muß sie entscheiden.

Bey jedem Stande ist allezeit ein gewisser Reiz anzutreffen, der ihm so lang eigen ist, bis ihm das Elend selbigen raubet. So gefallen sich also die Großen, wenn sie alles aufs äußerste treiben, und die Geringere lieben die Mäßigung. Jene finden ihren Geschmack am herrschen und befehlen, und diese haben ihr Vergnügen, und suchen sogar ihren Ruhm im dienen und gehorchen. Man drängt sich zu den Großen, man macht ihnen Complimenten, man bezeigt ihnen Ehrerbiethung; die Kleinen drängen sich zu ihnen, verehren sie, werfen sich vor ihnen nieder, und alle sind zufrieden.

Es kostet die Großen so wenig nichts als Worte zu geben, und ihr Stand setzt sie so weit über die Erfüllung aller der schönen Versprechungen, die sie euch machen, hinaus, daß man es noch Bescheidenheit nennen kann, wenn sie nicht noch viel freygebiger in Zusagen sind.

Er ist alt und unbrauchbar, spricht ein Großer, er ist mir fast zu todt nachgelaufen; was soll ich mit ihm machen? Ein anderer, der weit jünger ist, bekömmt das, was jener hoffte, er erhält die Stelle, die man jenem Unglückseligen nur um deswillen abschlug, weil er sie allzu sehr verdienet hatte.

Ich weiß nicht, sagt ihr mit einer kaltsinnigen und verächtlichen Mine, **Philante** hat Verdienste, Verstand, Annehmlichkeiten, er nimmt seine Schuldigkeit genau in Obacht, er ist seinem Herrn getreu und vollkommen zugethan, und doch wird er von ihm nur mittelmäßig geachtet, er gefällt nicht, man findet keinen Geschmack an ihm; erkläret euch, ob ihr den Philant oder den vornehmen Herrn, dem er dienet, verdammet?

Es

Es ist öfters besser, sich von den Großen abzusondern, als sich über sie zu beklagen.

Wer kann die Ursache sagen, warum einige so viel Glück haben, oder bey den Großen in Gnade stehen?

Große Herren sind so glücklich, daß sie in ihrem ganzen Leben nicht einmal den Verdruß haben, den Verlust ihrer beßten Diener oder der trefflichsten Personen in ihrer Gattung, und von denen sie ihr meistes Vergnügen, und den größten Nutzen geschöpfet haben, zu empfinden. Das erste, was die Schmeicheley nach dem Tode dieser in ihrer Art einzigen, und unersetzlichen Männer thun kann, das besteht darinn, daß sie ihnen gewisse Schwächen andichtet, von denen ihrem Vorgeben nach, ihre Nachfolger frey sind. Sie versichert, daß der eine bey aller der Fähigkeit, und bey allen den Einsichten, die der andere, dessen Stelle er einnimmt, besaß, dennoch seine Fehler nicht habe; und diese Art zu sprechen tröstet den Fürsten über den Verlust des großen und erhabenen durch das mittelmäßige.

Die Großen machen sich nichts aus witzigen Köpfen, die nichts als Witz besitzen, und die witzige Köpfe verachten die Großen, die nichts als Größe haben. Ein Tugendhafter beklaget die einen sowohl als die andern, wenn sie entweder großes Ansehen haben, oder Witz besitzen, ohne die mindeste Tugend.

Wenn ich auf der einen Seite jene lustige, geschäfftige, abentheuerliche Leute, jene gefährliche und schädliche Geister, bey großen Herren, an ihrer Tafel, manchmal auch in einer freyen Bekanntschaft mit ihnen sehe; und auf der andern Seite betrachte, wie viel Mühe es Leuten von Verdienst kostet, sich ihnen zu nahen, so kann ich nicht allezeit glauben, daß man boshafte Leute nur

aus

aus Eigennutz um sich haben mag, ehrliche Leute aber als unbrauchbar ansieht, sondern ich finde mich eher berechtiget, mich in der Meynung zu bestärken, daß der hohe Stand, und das Vermögen zu beurtheilen und zu unterscheiden, zwey verschiedene Dinge sind, und daß die Liebe zur Tugend und zu den Tugendhaften wieder etwas anderes ist.

Lucil will lieber sein Leben damit zubringen, daß er von den Großen gelitten werde, als gezwungen seyn, mit Leuten seines gleichen einen freyen Umgang zu haben.

Die Maxime, vermöge deren man mit Leuten, die vornehmer als wir sind, umgehen soll, muß in etwas eingeschränket werden. Man muß manchmal besondere Talente haben, um sie in Ausübung zu bringen.

Was hat **Theophilus** für eine unheilbare Krankheit? Sie dauert schon länger als dreyßig Jahre; er wollte, er will, und wird noch ins künftige große Herren regieren wollen. Nur allein der Tod wird ihn von seinem dürstenden Verlangen nach Herrschaft und Gewalt über die Gemüther, befreyen. Ist es der Eifer für seinen Nächsten? Ist es die Gewohnheit, oder ist es die allzu gute Meynung von sich selbst? Da ist kein Pallast, wo er sich nicht sucht beliebt zu machen. Er bleibt nicht mitten in dem Zimmer stehen, er sieht, wie er zu einer Umarmung kommen kann, er geht bis ins Cabinet. Man wartet lang und begierig, bis er ausgeredet hat, damit man auch möge vorgelassen, oder gesehen werden. Er dringt in die Geheimnisse der Familien ein, er stellet bey allen ihren traurigen oder fröhlichen Begebenheiten etwas gewisses vor. Er kömmt zuvor, er biethet sich an, er ladet sich selbst zu Gast, und man muß ihn zulassen. Zehn tausend Seelen, für welche er vor Gott, wie für seine eigene haften

ten muß, sind ihm noch zu wenig, seine Zeit anzuwenden, und seinen Ehrgeiz zu ersättigen. Er weiß Seelen von höherm Stande und Ansehen, für welche er nichts zu verantworten hat, und er macht sich freywillig mit ihnen zu schaffen. Er höret zu, er ist auf alles das aufmerksam, was seinen Begierden, die auf lauter heimliche Anschläge, Vermittelung und allerhand Handthierung gehen, zur Nahrung dienen kann. Kaum ist ein vornehmer Herr ans Land getreten, so erwischt er ihn, und hält ihn fest. Theophilus erzählte schon, daß er ihn regiere, ehe als man noch kaum argwohnen konnte, daß er die geringste Gedanken dazu hätte.

Eine Kaltsinnigkeit, oder eine Unhöflichkeit, die uns von Leuten, die weit über uns sind, erwiesen wird, macht, daß wir sie hassen; Ein Gruß oder eine lächelnde Mine söhnet sie wieder mit uns aus.

Manche Hochmüthige, werden durch die Erhebung ihrer Mitbuhler gedemüthiget und leutseliger gemacht. Dieser verdrießliche Zufall bringet sie so weit, daß sie sich bedanken, wenn man sie grüßet. Aber die Zeit, welche alles mildert, versetzt sie endlich wieder in ihr natürliches Betragen.

Die Verachtung, welche die Großen gegen das gemeine Volk hegen, macht ihnen die Schmeicheleyen und die Lobsprüche, die sie von ihm erhalten, gleichgültig, und mäßiget ihre Eitelkeit. So würden auch die Fürsten, die ohne Maas und Ziel von ihren Höflingen, oder den Großen gelobet werden, viel eitler darüber werden, wenn sie mehrere Hochachtung für die Lobredner hätten.

Die Großen glauben ganz allein vollkommen zu seyn, kaum lassen sie andern Leuten den gesunden Verstand, die Geschicklichkeit und den feinen Witz, und sie bemäch-

tigen

tigen sich dieser ergiebigen Eigenschaften, gleichsam als ob es Dinge wären, die ihrer Geburt anklebten. Indessen ist es ein grober Irrthum, wenn sie sich mit so falschen Vorurtheilen schmeicheln. Was jemals am beßten gedacht, gesagt und geschrieben, ja vielleicht am feinsten ausgeführet worden ist, das ist uns nicht alles von den Großen zugekommen. Sie haben weitläuftige Güter, und eine lange Reihe von Ahnen, das kann ihnen nicht streitig gemacht werden.

Haben sie Verstand, Großmuth, Geschicklichkeit, Geschmack, Beurtheilungskraft? Soll ich dem Vorurtheile und der Schmeicheley, welche kühner Weise ihren Verdienst ausbreiten, soll ich ihnen glauben? Aber das sind mir verdächtige Zeugen, und ich verwerfe sie. Soll ich mich durch das Ansehen der Fähigkeit und der Großmuth, das sie sich zu geben wissen, und wodurch sie sich über alles, was man thun, sagen, und schreiben kann, erheben, soll ich mich dadurch blenden lassen, weil es sie zu Lobsprüchen trocken macht, weil es verhindert, von ihnen jemals den geringsten Schein eines Beyfalles zu erzwingen? Ich folgere daraus weit natürlicher, daß sie in Gunst und Ansehen stehen, daß sie große Reichthümer besitzen. Auf was für Art kann man von ihnen eine richtige Beschreibung machen? Telephon! Man kann sich ihnen nicht anderst, als wie dem Feuer nähern, nur in einer gewissen Entfernung, und man müßte sie doch entwickeln, man müßte sich öfters mit ihnen zu thun machen, und sie gegen Leute ihres Standes halten, um ein gesundes und taugliches Urtheil über Sie zu fällen: Ihr Vertrauter, mit dem sie sich ziemlich gemein machen, von dem sie Rathschläge annehmen, welchem zu gefallen sie den Socrates und den Aristides verlassen, mit dem sie lachen,

chen, der noch lauter als sie lachen kann, mit einem Worte, Davus ist mir sehr wohl bekannt, sollte dieses hinreichend seyn, sie selbst zu kennen?

Es giebt welche, die sich über ihren eingebildeten Vorzug schämen würden, wenn sie im Stande wären, ihre Nachgeordnete, und sich selbst zu kennen.

Wenn es wenig vortreffliche Redner giebt, giebt es wohl viele Leute, die sie verstehen können? Wenn man nicht viel gute Schriftsteller hat, wo sind indessen die, welche sie lesen können? Gleicher Gestalt hat man sich immer über die kleine Anzahl solcher Personen beklagt, die fähig sind, den Königen Rathschläge zu geben, und ihnen die Verwaltung ihrer Geschäffte zu erleichtern. Wenn aber endlich diese fähige und weitsehende Geister auf die Welt kommen, wenn sie nach ihren Vorstellungen und Einsichten handeln, werden sie alsdenn geliebt, werden sie so, wie sie es verdienen, hochgeachtet? Werden sie wegen dessen, was sie zum Beßten des Vaterlandes denken und thun, gelobet? Sie sind einmal da, das ist genug, man tadelt sie, wenn ihre Entwürfe zerscheitern, und man beneidet sie, wenn sie von statten gehen. Laßt uns den Pöbel tadeln, wo es lächerlich seyn würde, ihn zu entschuldigen. Sein Verdruß und seine Eifersucht wird von den Großen als unvermeidlich angesehen, und hat sie endlich dahin gebracht, daß sie seine Stimmen in allen ihren Unternehmungen für nichts rechnen, und nicht in die geringste Betrachtung ziehen, ja daß sie sich hieraus sogar eine Staatsmaxime machen.

Geringe Leute hassen einander, wenn sie sich wechselweise Schaden zufügen. Die Großen sind den Geringern verhaßt, sowohl wegen des Bösen, das sie ihnen zufügen, als wegen alles des Guten, das sie ihnen nicht erweisen.

Die

Die Großen haben jener ihre Niedrigkeit, ihre Armuth, und ihr Unglück zu verantworten. Wenigstens glauben es die letztern.

Das ist fast schon zu viel, daß man mit dem Pöbel einerley Religion und einerley Gott haben muß; wie sollte man sich noch Peter, Johann, Jakob nennen lassen, da der Kaufmann oder der Bauer so heißt? Ja, es ist billig, daß wir alles vermeiden, was der Pöbel mit uns gemein haben könnte, und wir müssen uns durch alles mögliche von ihm zu unterscheiden suchen. Er mag sich die zwölf Apostel, ihre Jünger, die ersten Märtyrer (welche Leute! welche Patronen!) die mag er sich zueignen. Er mag alle Jahre diesem besondern Tage entgegen sehen, den ein jeder als einen Festtag begeht. Wir vornehme Herren, wir müssen uns weltliche Namen geben, wir müssen uns unter dem Namen eines Cäsars, eines Pompejus, und eines Hannibals taufen lassen, das waren große Leute! oder unter dem Namen der Lucretia, das war eine berühmte Römerinn, oder des Renatus, Rogerius, Olivier, und Tancredus, lauter unüberwindliche Ritter, lauter Leute, die wunderbarer sind, als alle Romanenhelden; oder eines Hectors, Achilles, und Hercules, lauter Halbgötter; selbst unter dem Namen des Phoebus und der Diana: und wer wird uns wehren können uns gar Jupiter oder Mercurius, Venus, oder Adonis nennen zu lassen?

Indessen, daß die Großen alle Kenntnisse vernachläßigen, ich will nicht sagen der Staatsvortheile der Fürsten, und der öffentlichen Angelegenheiten, sondern selbst ihrer eigenen Geschäffte; daß ihnen die Wissenschaft und Einrichtung eines Hausvaters unbekannt ist, und daß sie sich selbst mit dieser Unwissenheit breit machen; daß sie sich

 von

von ihren Aufsehern und Verwaltern in Armuth stürzen und meistern lassen; daß sie zufrieden sind, wenn sie den Wein verstehen, wenn sie zu der **Thais** oder **Phryne** gehen können, wenn sie von ihren Kuppelhunden zu reden, oder zu sagen wissen, wie viel Posten von Paris nach Besancon oder nach Philippsburg sind: Indessen unterrichten sich Bürger in dem innern und äußern Zustande des Königreichs, suchen sich die Kunst, zu regieren, bekannt zu machen, werden kluge und Staatsverständige Leute, verstehen die Stärke und Schwäche eines ganzen Staats, suchen Bedienungen zu bekommen, und erhalten sie, schwingen sich in die Höhe, werden mächtig, erleichtern dem Fürsten einen Theil seiner Sorgen für die öffentliche Wohlfahrt. Die Großen, die ihn ehemals verächtlich hielten, verehren ihn jetzt, und schätzen sich glücklich, wenn sie seine Eidame werden können.

Ich vergleiche miteinander die zwey sich am meisten entgegen gesetzte Stände der Menschen, nämlich die Großen mit dem gemeinen Volke, und ich finde, daß dieses mit dem nothwendigen sich begnüget, jene hingegen bey allem ihrem Ueberfluße unruhig und arm sind. Ein gemeiner Mann kann nicht viel Schaden thun; ein Großer aber will niemand Gutes thun, und ist im Stande, viel Böses zu verüben: Der eine macht sich in nichts geschickt und geübt, als in nützlichen Dingen; der andere verknüpfet auch schädliche Dinge damit: Bey jenem zeigen sich Grobheit und Freymüthigkeit ohne Scheu; bey diesem ist eine böse und verdorbene Säure unter der Schale des Wohlstandes verborgen. Der Pöbel hat wenig Witz, und die Großen haben keine Seele; jener hat einen guten Grund, aber ohne äußerlichen Zierrath; bey diesen ist nichts als das äußerliche, und eine blosse Oberfläche.

Soll

Soll ich wählen? Ich mag mich nicht lang besinnen; ich will Pöbel seyn.

So unergründlich als auch die Großen bey Hofe seyn können, so viele Kunst sie besitzen mögen, für das angesehen zu werden, was sie nicht sind, und für das nicht gehalten zu werden, was sie sind, so können sie doch weder ihren äußersten Muthwillen, noch die Neigung verbergen, vermöge welcher sie gern auf anderer Unkosten lachen, und öfters etwas lächerlich machen wollen, das sich gar nicht mit dem Lächerlichen verträgt. Diese schöne Talente entdecken sich an ihnen, sobald man ihrer nur ansichtig wird, und sie schicken sich vollkommen, einen dummen Teufel verwirrt, oder denjenigen zum Narren zu machen, der schon einer ist; aber sie sind noch geschickter, sie alles des Vergnügens zu berauben, das ihnen ein verständiger und witziger Kopf machen könnte, der sich in tausend angenehme und belustigende Gestalten verwandeln könnte, wenn ihn nicht der gefährliche Character des Höflings sehr behutsam an sich zu halten zwänge; er setzet ihm einen ernsthaften Character entgegen, hinter dem er sich verschanzet; und er weiß seine Sachen so gut zu machen, daß die Spötter bey allen ihren boshaften Absichten keine Gelegenheit finden können, sich über ihn lustig zu machen.

Die Gemächlichkeiten des Lebens, der Ueberfluß, eine immerwährende Glückseligkeit, alles dieses macht, daß die Fürsten noch etwas Freude übrig haben, um über einen Zwerg, Affen, übelgewachsenen Menschen, oder über ein einfältiges Mährchen zu lachen. Leute, die nicht so glücklich sind, lachen nur, wo es sich schicket.

Ein Großer hat Champagnergewächs am liebsten, er hat aber einen Abscheu von dem, was aus der Brie

 kömmt.

kömmt. Er besäuft sich in bessern Wein, als der Pöbel. Das ist der einzige Unterschied des Rausches zweyer weit voneinander abstehenden Stände, des Herrn und Laquayen.

Dem ersten Ansehen nach sind die Ergötzlichkeiten der Fürsten mit dem Vergnügen vergesellschaftet, andern beschwerlich zu fallen; aber nein, die Fürsten sind den Menschen ähnlich, sie sorgen nur für sich selbst, sie folgen ihrem Geschmacke, ihren Leidenschaften, ihrer Bequemlichkeit, das ist ganz natürlich.

Es scheinet, daß die erste Regel der Collegien, der Leute, die in Bedienungen stehen, oder der Mächtigen, darinn bestehe, denen, welche von ihnen abhängen, in Ansehung aller ihrer Angelegenheiten, solche Hindernisse zu legen, die sie selbst von ihnen befürchten können.

Wenn ein Großer einige Grade des Glückes über andere erhoben ist, und ich kann mir keinen andern einfallen lassen, als daß er vielleicht öfters Vermögen und Gelegenheit hat, andern ein Vergnügen zu machen; wenn also solche Umstände entstehen, so scheinet es, daß er sich derselben bedienen müsse. Ist es zum Vortheil eines ehrlichen Mannes, so muß er fürchten, daß ihm diese Gelegenheit entwischen könne; da es aber auch eine gerechte Sache seyn muß, so ist er verbunden, der Bitte vorzukommen, und sich nicht sehen zu lassen, um die Danksagung dafür zu erhalten; ist sie noch überdieß von keiner Schwierigkeit, so darf er sie nicht für wichtig ausgeben; ertheilet er aber abschlägige Antwort, so beklage ich sie alle beyde.

Es giebt Leute, die gleichsam von Natur schon so beschaffen sind, daß sie nicht leicht jemand vor sich kommen lassen, und das sind gerade diejenige, deren andere benöthiget

thiget sind, von denen andere abhängen. Sie stehen immer nur auf einem Fuße, beweglich wie das Quecksilber, machen sich lauter Pirouetten, sie tändeln, sie schreyen, sie erhitzen sich; ähnlich den Figuren von Pappdeckel, die man bey öffentlichen Freudensbezeigungen sieht, werfen sie Feuer und Flammen um sich, donnern und blitzen; man nähert sich ihnen nicht, als bis sie anfangen zu erlöschen, und zu fallen, und durch ihren Fall sich zwar berühren lassen, aber nicht mehr zu brauchen sind.

Der Schweizer, der Kammerdiener, der Bediente in der Livrey, alle solche Leute, wenn sie nicht mehr Verstand haben, als ihre Umstände mit sich bringen, urtheilen nicht mehr von sich selbst nach ihrer vormaligen Niedrigkeit, sondern nach der Erhebung, und dem Glücke derer, welchen sie dienen, und sie setzen alle die, welche zu ihrer Thüre eingehen, und ihre Treppe hinaufsteigen, ohne Unterschied tief unter ihre Herren herunter. So gewiß ist es, daß man bestimmt ist von Großen, und von dem, was ihnen zugehört, manches ertragen zu müssen.

Ein Mann, der in einem Posten steht, muß seinen Fürsten, seine Frau, seine Kinder, und nach ihnen, Leute von Verstand lieben. Diese muß er an Kindesstatt annehmen, er muß sich einen ziemlichen Vorrath derselben verschaffen, und es darf ihm niemals daran fehlen. Er kann ihnen für alle die Hülfe und Dienste, die er selbst unwissend von ihnen erhält, niemals, ich will nicht sagen zuviel, Gnadengehalte geben, und Wohlthaten erzeigen, sondern mit zu vieler Leutseligkeit und Schmeicheleyen belohnen. Wie viel kleine Gerüchte vernichten sie nicht? Wie viele Erzählungen machen sie nicht zu Fabeln und Erdichtungen? Können sie nicht den übeln Ausschlag durch die gute Absichten rechtfertigen? Die Größe eines Entwurfs,

wurfs, und die Richtigkeit der dabey genommenen Maasregeln durch die glückliche Ausführung beweisen? Sich gegen die Bosheit und den Neid aufwerfen, um guten Unternehmungen die beßten Bewegungsgründe zuzuschreiben; dem bösen Scheine günstige Auslegungen geben; kleine Fehler verbergen, und nur die Tugenden aufzeigen, und sie in ihr Licht setzen; bey tausend Gelegenheiten vortheilhafte Begebenheiten und Beschreibungen einstreuen, und diejenige dem Gelächter und der Verspottung aussetzen, welche sich erkühnten daran zu zweifeln, oder das Gegentheil zu behaupten? Ich weiß zwar, daß die Großen gewohnt sind, die Leute reden zu lassen, und dennoch in ihren Unternehmungen fortzufahren; aber ich weiß auch dieses, daß sie öfters in ihren Unternehmungen gehindert werden, eben deswegen, weil sie die Leute reden lassen.

Den Verdienst bemerken, und ihn, wenn man ihn einmal erkannt hat, hochhalten, das sind zwey große Unternehmungen, deren eine auf die andere sogleich folgen muß; Unternehmungen, deren die Großen ziemlich unfähig sind.

Du bist groß, du bist mächtig, das ist nicht genug; mache, daß ich dich auch hochachten kann, damit ich traurig werden möge, wenn du in Ungnade fällst, oder dich nicht in Gnade setzen kannst.

Ihr sprechet von einem Großen, oder von einem Menschen, der in einem Posten steht, daß er einnehmend, dienstfertig ist, und jedermann Vergnügen zu machen suchet, und ihr bekräftiget es durch eine lange Beschreibung von dem, was er in einer Sache that, von der er wußte, daß ihr daran Theil nahmet; ich verstehe euch, man kömmt eurem Ansuchen zuvor, ihr stehet in Ansehen, ihr

stehet

stehet mit dem Minister in Bekanntschaft, und ihr habt die Gunst der Mächtigen; könnet ihr mir mehr sagen?

Es sagt jemand zu euch: Ich habe mich über einen gewissen zu beklagen, er thut stolz seit seiner Erhebung, er hält mich verächtlich, er thut ganz fremd gegen mich; meines Theils, antwortet ihr ihm, habe ich keine Ursache über ihn zu klagen, im Gegentheil muß ich ihn sehr loben, es dünkt mich, daß er sehr höflich sey. Ich glaube euch wieder zu verstehen, ihr wollet bekannt machen, daß ein vornehmer Mann einige Achtung gegen euch bezeiget, und daß er euch in dem Vorzimmer aus tausend Leuten bemerket, und von den übrigen die Augen ablenket, aus Furcht, ihnen danken, oder gegen sie lächeln zu müssen.

Mit jemand zufrieden seyn, mit einem Großen zufrieden seyn, das ist ihrem Ursprung nach eine feine Redensart, und bedeutet ohne Zweifel so viel, als mit sich selbst zufrieden seyn, wenn man von einem Großen alle Wohlthaten, die er uns erwiesen hat, oder die er nicht gedacht hat uns zu erweisen, rühmet.

Man lobet die Großen, um zu zeigen, daß man ihnen nahe kommen darf, selten geschieht es aber aus Hochachtung oder aus Dankbarkeit. Oefters kennet man diejenige nicht, welche man lobet. Die Eitelkeit oder der Leichtsinn überwinden manchmal die Empfindlichkeit. Man ist übel mit ihnen zufrieden, und man lobet sie.

Ist es gefährlich sich in eine verdächtige Sache zu mischen, so ist es noch weit gefährlicher einen Großen darinn zum Mitgesellen zu haben. Er ziehet seinen Kopf aus der Schlinge, und ihr müsset das Gelag doppelt bezahlen, für ihn, und für euch.

Einem Fürsten ist sein ganzes Glück nicht hinreichend, um die niederträchtige Gefälligkeit zu belohnen, wenn man anderst

anderst darüber nach allem dem urtheilen soll, was es den, welcher belohnet werden soll, gekostet hat; es ist aber auch die ganze Gewalt eines Fürsten nicht hinlänglich, um jemand zu bestrafen, wenn er seine Rache, nach der Beleidigung, die ihm zugefüget worden ist, abmessen sollte.

Der Adel setzet sein Leben für die Wohlfahrt des Staats und für die Ehre seines Fürsten in Gefahr. Der Richter entlediget den Fürsten eines Theils der Mühe, den Völkern Recht zu sprechen. Welche erhabene Verrichtungen auf beyden Seiten! Wie viel unendlicher Nutzen fließet nicht daraus! Sind die Menschen größerer Unternehmungen fähig? Und doch weiß ich nicht, woher der Kriegs- und der Civilstand Anlaß genommen hat, sich wechselsweise zu verachten.

Wenn es an dem ist, daß ein Großer, der sein Leben, das nur zum Lachen, zu Vergnügen, und zum Ueberfluß bestimmt ist, waget, vielmehr in die Schanze schlägt, als ein gemeiner Mann, der nur ein elendes Leben daran setzet, so muß man auch bekennen, daß er eine ganz andere Schadloshaltung erhält, nämlich Ehre, und großen Ruhm. Der Musketier wird nicht berühmt, er stirbt unbekannt, und unter dem großen Haufen; zwar lebte er eben so, aber er lebte doch, und dieß ist vielleicht in dem Stande der Niedrigkeit und der Dienstbarkeit eine Hauptquelle des Mangels der Tapferkeit. Diejenige hingegen, welche ihre Geburt über den Pöbel erhebt, und den Augen der Menschen, ihrem Tadel, und ihrem Lob aussetzt, sind sogar fähig sich durch Zwang ihres Temperaments zu entledigen, wenn es sie nicht zur Tugend antriebe, und diese Beschaffenheit des Herzens und des Gemüths, welche sich von den Ahnen auf die Väter, und von diesen auf die

Nach-

Nachkommen fortpflanzet, das ist die Tapferkeit, welche Leuten von Stande so gemein ist, vielleicht ist sie der Adel selbst.

Stecket mich unter die Völker als einen gemeinen Soldaten, so bin ich ein Thersites; stellet mich aber an die Spitze einer Armee, die ich für ganz Europa verantworten muß, so bin ich ein Achilles.

Die Fürsten haben ohne einige Wissenschaft oder Regeln einen Geschmack, eine Einsicht in das Verhältniß der Dinge. Sie sind gleichsam im Mittelpunkt der beßten Dinge erzogen, und damit vergleichen sie alles, was sie lesen, sehen, und hören. Alles, was von **Lully**, von **Racine**, von **Le Brun** zu weit absteht, das wird verworfen.

Es ist eine übertriebene Vorsicht, wenn man jungen Prinzen nur die Sorgfalt für ihren Rang einpräget, da doch ein ganzer Hof seine Schuldigkeit und einen Theil seiner Artigkeit in der Bezeigung der Ehrerbiethung für die Fürsten setzet, und diese nicht sowohl in Gefahr stehen, in dem mindesten von dem, was man ihrem Stande schuldig ist, unwissend zu bleiben, als vielmehr die Leute zu vermengen, und ihnen mit Gleichgültigkeit und ohne Unterschied der Stände und Titel, zu begegnen. Sie haben einen natürlichen Stolz, den sie bey allen Gelegenheiten hervorsuchen können; man muß ihnen keine Lehren geben, als der guten Ordnung wegen, als um ihnen die Gutherzigkeit, die Ehrlichkeit, und das Vermögen einen Unterschied zu machen, einzuflößen.

Bey einem Menschen von gewissem Stande ist es eine blosse Heucheley, wenn er nicht alsogleich den Rang nimmt, der ihm gebührt, und den ihm jedermann einräumet. Es kostet ihn sehr wenig, auf solche Art bescheiden zu seyn,

sich

sich unter Haufen zu mengen, der sich trennet, um ihm Platz zu machen, oder in einer Gesellschaft die unterste Stelle zu nehmen, damit ihn jedermann daselbst erblicken, und sich bemühen möge, ihn davon wegzubringen. Die Ausübung der Bescheidenheit ist für Leute vom gemeinern Stande viel bitterer; werfen sie sich unter den Haufen, so erdrückt man sie, wählen sie sich einen unbequemen Posten, so bleibt er ihnen.

Aristarch begiebt sich mit einem Herold und einem Trompeter auf den Markt. Dieser fängt an zu blasen, und die Menge läuft herbey, und sammelt sich um ihn herum. Höret zu, ruft der Herold, seyd aufmerksam und stille! Aristarch, den ihr hier sehet, wird morgen eine schöne That verrichten. Ich will einfältiger und unverblümter sagen, er hält sich wohl; will er es besser machen? Ich mag es nicht zum voraus wissen, oder ihn wenigstens im Verdacht haben, daß er mir selbst Nachricht davon gegeben habe.

Die beßten Handlungen werden durch die Art, mit der man sie verrichtet, verändert und geschwächet, ja selbst die Absichten derselben werden dadurch zweifelhaft. Derjenige, welcher die Tugend bloß der Tugend wegen beschützet oder lobet, welcher das Laster um des Lasters willen tadelt, thut es einfältig, natürlich, ohne Umschweife, ohne Absonderung, ohne Hochmuth, und ohne Zwang. Er bedient sich keiner nachdrücklichen und rednerischen Antworten, noch weniger aber beissender und satyrischer Reden. Er spielet niemals seine Rolle dem Publiko zu gefallen, sondern er will ein gutes Beyspiel geben, er will seiner Pflicht ein Genüge leisten. Er arbeitet nicht für die Besuche des Frauenzimmers, noch für die Gesellschaften, noch für die Zeitungsschreiber, er giebt dem wi-

tzigen

tzigen Kopfe keinen Stoff zu einer artigen Erzählung: Die gute Handlung, die er verrichtet, ist zwar in der That nicht so sehr bekannt, aber er hat sie verrichtet, ist ihm dieses nicht genug?

Die Großen können sich der ersten Zeiten nicht wohl mit Vergnügen erinnern, sie sind ihnen nicht günstig. Es ist traurig für sie, zu sehen, daß wir alle von Brüdern und Schwestern abstammen. Die Menschen machen alle ein Geschlecht aus; die Grade der Verwandtschaft sind nur durch das Weitere, oder das Nähere unterschieden.

Theognis ist in seiner Kleidung sehr sorgfältig, und geht wie ein Frauenzimmer geputzt aus. Ehe er noch aus seiner Wohnung tritt, so hat er schon seine Augen und sein Gesicht zurecht gelegt, daß alles schon fertig seyn möge, wenn er unter die Leute kömmt, daß alles in Bereitschaft sey, daß die Vorbeygehenden ihn schon gnädig und lächelnd finden, und ihm niemand entwischen möge. Geht er in die Säale, so wendet er sich links und rechts herum, wo Leute, und wo keine stehen, und er grüßet die, welche nicht zugegen sind. Er umarmet den ersten den beßten, der ihm in den Weg kömmt, er drücket ihm den Kopf an seine Brust, und er fraget sodenn, wer derjenige ist, den er umarmet hat? Ein anderer ist seiner Hülfe in einer leichten Sache benöthiget, er geht zu ihm, und trägt ihm seine Bitte vor; Theognis hört ihn geneigt an; er ist froh, daß er ihm zu etwas behülflich seyn kann, er beschwöret ihn, daß er ihm Gelegenheit geben soll, seine Dienstfertigkeit zeigen zu können, und da nun jener auf seiner Bitte beharret; so sagt er ihm, daß er sie nicht zustehen könne, er bittet ihn, sich in seine Stelle zu setzen, und darüber zu urtheilen. Der Client geht weg, wird

begleis

begleitet, geschmeichelt, ist beschämt, und fast über die abschlägige Antwort vergnügt.

Das heißt eine sehr üble Meynung von den Menschen hegen, und sie doch sehr gut kennen, wenn man glaubt, daß man in einem hohen Posten sie durch gekünstelte Schmeicheleyen, durch lange und nichts bedeutende Umarmungen betrügen könne.

Pamphilus unterhält sich nicht mit den Leuten, die er in den Säälen oder in den Alleen antrifft. Wenn man nach seiner ernsthaften Mine und Stimme urtheilen soll, so empfängt er sie nur, giebt ihnen Audienz, und beurlaubet sie. Er hat Redensarten, die höflich und stolz zugleich sind; er hat eine befehlshaberische Leutseligkeit, deren er sich ohne Unterschied bedienet. Er hat eine falsche Größe, welche alle seine Freunde, die ihn nicht verachten wollen, sehr erniedriget und verwirret.

Ein Pamphilus ist von sich selbst eingenommen, und verlieret sich niemals aus dem Gesicht. Niemals verläßt ihn der Gedanke von seiner Größe, von seiner Verwandtschaft, von seiner Ehrenstelle, von seiner Würde. Er sammelt, so zu reden, alles, was ihn ausmacht, und wickelt sich darein, um sich in Ansehen zu setzen. **Mein Orden,** spricht er, **mein blaues Band.** Bald breitet er es aus, bald verbirgt er es, um sich groß zu machen. Ein Pamphilus will mit einem Worte groß seyn, er glaubt, er sey es, er ist es aber wirklich nicht, er sucht es nur großen Leuten nachzumachen. Wenn er manchmal gegen einen Menschen von der geringsten Sorte, gegen einen witzigen Kopf lächelt, so weiß er die Zeit so gut in Acht zu nehmen, daß er niemals über der That ertappet wird. Es würde ihm auch eine Schamröthe in das Gesicht steigen, wenn er unglücklicher Weise in der Gemeinschaft mit einem

Menschen

Menschen angetroffen würde, der weder reich, noch mächtig, noch ein Freund des Ministers, noch sein Verwandter, noch in seinen Diensten wäre. Er ist gegen jeden streng und unerbittlich, der sein Glück noch nicht gemacht hat. Er bemerket euch eines Tages in der Gallerie, und er folget euch, und findet er euch den folgenden Tag an einem nicht so öffentlichen Orte, oder wenn es ein öffentlicher Ort ist, in der Gesellschaft eines vornehmen Herrn, so bekömmt er Herz, und spricht, sie thaten gestern nicht, als wenn sie mich sähen. Bald verläßt er euch unversehens, um einen vornehmen Herrn, oder einen Oberaufseher anzureden; bald wenn er dergleichen in eurer Gesellschaft antrifft, so schneidet er euch von ihnen ab, er raubt sie euch. Ein andersmal redet ihr ihn an, und er hält sich nicht auf, er läßt euch nachlaufen, und er spricht so laut mit euch, daß es eine ordentliche Comödie für die Vorbeygehenden ist; aber die Pamphili thun ohne dieß beständig, als wenn sie auf dem Theater wären. Sie stecken im Unwahren bis über die Ohren, nichts ist ihnen verhaßter als das Natürliche, sie sind wahrhafte Personen vom Schauplatze, leibhaftige Floridors, und Mondoris.

Kann man sich wohl über die Pamphilos erschöpfen? Bey Fürsten und ihren Ministern sind sie niederträchtig und furchtsam, aber voller Stolz und Uebermuth bey Leuten, die nichts als Tugend besitzen; stumm und verwirrt bey Gelehrten, lebhaft, kühn und entscheidend bey Unwissenden. Mit der Magistratsperson sprechen sie vom Krieg, und mit dem Rentirer von der Staatskunst. Beym Frauenzimmer verstehen sie die Geschichte; in Gesellschaft eines Doctors sind sie Dichter, und beym Dichter sind sie Mathematiker. Mit Maximen schleppen sie sich nicht,

noch

noch weniger mit Gründen, sie leben auf gerathe wohl, sie lassen sich von dem Winde der Gunst, und von der anziehenden Kraft der Reichthümer umtreiben, und fortreissen. Sie hegen keine Meynung, die ihnen zugehörte, die ihr eigen wäre, sie entlehnen alles, was sie nöthig haben, und derjenige, an den sie sich deswegen wenden, ist gar nicht ein weiser, geschickter und kluger Mann, sondern ein Mann nach der Mode.

Wir hegen gegen Große, oder gegen Leute, die in einem erhabenen Posten stehen, eine unfruchtbare Eifersucht, einen ohnmächtigen Haß, wodurch wir uns nicht ihres Glanzes und Größe wegen rächen, sondern nur unser eigenes Elend mit der unerträglichen Last eines fremden Glückes verdoppeln. Was für Mittel kann man wohl gegen eine so eingewurzelte, und ansteckende Krankheit des Gemüthes anwenden? Lasset uns mit Wenigem begnügen, ja mit dem Geringsten, wenn es möglich ist; lasset uns zu rechter Zeit etwas verlieren, die Ersetzung dieses Verlusts ist unausbleiblich, und ich wollte, daß man die Probe davon machte. Ich überhebe mich dadurch der Mühe, einen Schweizer, oder einen Aufseher mir günstig zu machen, ich werde mich nicht durch die unzählbare Menge der Clienten, oder der Höflinge, womit das Haus eines Ministers mehr als einmal des Tages voll wird, von der Thüre zurückstossen lassen müssen; ich werde nicht nöthig haben, in seinem Audienzsaale sehnlich zu warten, ihm zitternd und stammelnd eine gerechte Sache vorzutragen, seine Ernsthaftigkeit, sein bitteres Lächeln, und seine Laconismos zu ertragen. Alsdenn werde ich ihn nicht mehr hassen, ich werde ihn nicht mehr beneiden. Er wird keine Bitte an mich zu thun haben, und ich auch

nicht

nicht an ihn; wir werden einander gleich seyn, ausser daß ich ruhig seyn werde, er aber nicht.

Wenn die Großen gleich Gelegenheit haben uns Wohlthaten zu erzeigen, so haben sie doch selten einige Neigung es zu thun; und wenn sie uns Schaden thun wollen, so finden sie nicht allezeit die Gelegenheit dazu. Man kann sich also in der Art der Ehrerbiethung, die man ihnen erweiset, betrügen, wenn sie sich nur auf die Hoffnung oder auf die Furcht gründet, und man beschließt manchmal ein langes Leben, ohne daß man im geringsten von ihnen abgehangen ist, oder ihnen seine gute oder seine böse Umstände hat verdanken müssen. Wir sind schuldig ihnen Ehre zu erweisen, weil sie groß sind, weil wir klein sind, und weil es noch Geringere giebt, die uns Ehre erweisen.

An dem Hofe und in der Stadt trifft man einerley Schwachheiten an, einerley Kleinheiten, einerley Unbesonnenheiten, einerley Zwistigkeiten unter den Familien und unter den nächsten Anverwandten, einerley Beneidungen, einerley Widrigkeiten; überall findet man Schwiegertöchter und Schwiegermütter, Ehemänner und Eheweiber, Ehescheidungen, Feindschaften, und unstandhafte Aussöhnungen; überall wunderliche Köpfe, Entrüstungen, Partheylichkeiten, Zuträger, und abgeschmackte Unterhaltungen. Mit scharfsichtigen Augen kann man ohne Mühe sehen, wie die pöbelhafte Stadt, die Sanct Denyser Gasse nach Versailles oder Fontainebleau gleichsam versetzt ist. Hier glaubt man einander nur mit mehrerem Stolz und vielleicht mit besserer Anständigkeit zu hassen; man schadet sich wechselsweise mit mehrerer Geschicklichkeit und Verschlagenheit; der Zorn ist da viel beredter, man schimpfet einander viel höflicher, und in bessern Ausdrücken;

drücken; man verstößt sich daselbst nicht gegen die Reinigkeit der Sprache, man beleidiget nur die Menschen oder ihre Ehre. Die äußerliche Gestalt aller Laster ist daselbst von mehrerm Ansehen, aber, ich sage es noch einmal, der Grund derselben ist gerade so, wie bey den verworfensten Ständen des Pöbels; alles Niederträchtige, alles Schwache, alles Unwürdige ist dabey anzutreffen. Diese Leute, die entweder durch ihre Geburt, oder durch die Gunst, in der sie stehen, oder durch die Würden, die sie begleiten, so groß sind; diese starke und geübte Geister; diese artige und witzige Damen, alle verachten den Pöbel, und sie sind selbst Pöbel.

Wer vom Pöbel spricht, der begreift vielerley Dinge unter einem Worte. Es ist ein vielbedeutender Ausdruck, und man würde sich wundern, wenn man wüßte, wie viel er in sich begreift, und wie weit er sich erstrecket. Es giebt einen Pöbel, der den Großen entgegen gesetzt wird, und da bedeutet er das gemeine Volk, oder die Menge. Es giebt einen Pöbel, der den Weisen, Verständigen und Tugendhaften entgegen gesetzt wird, und dahin gehören die Großen wie die Geringen.

Die Großen regieren sich nur durch Empfindungen; sie sind müßige Seelen, bey denen alles sogleich einen Eindruck machet. Es trägt sich etwas zu, sie sprechen davon zu viel, bald darauf reden sie weniger davon, und endlich schweigen sie gar davon still. Handlung, Ausführung, Bemühung, Ausgang, alles wird vergessen. Verlanget von ihnen keine Besserung, keine Vorsicht, keine Ueberlegung, keine Erkenntlichkeit, und keine Belohnung.

Man schreitet öfters zu äußerst entgegen gesetzten Handlungen in Ansehung gewisser Personen. Indessen

daß

daß nach ihrem Tode die Gewölbe der Tempel von ihren Lobeserhebungen erschallen, so ist die Satyre über sie unter dem Volke geschäfftig. Manchmal verdienen sie weder Libelle noch Lobreden, manchmal sind sie beeder werth.

Von Mächtigen muß man gar nicht sprechen. Wenn man sie lobet, so läuft fast allezeit Schmeicheley mit unter. Spricht man übel von ihnen, wenn sie noch leben, so läuft man in Gefahr, sind sie aber todt, so ist es eine große Schwachheit.

Von dem Fürsten, oder vom Staate.

Wenn man ohne Vorurtheil für sein Vaterland, die verschiedenen Regierungsformen durchgeht, so weiß man nicht, woran man sich halten soll. Bey allen trifft man viel Gutes und viel Unbequemes an. Am vernünftigsten und sichersten ist es diejenige vorzuziehen, unter welcher man gebohren ist, sie für die beßte unter allen zu halten, und sich ihr zu unterwerfen.

Es gehöret weder Kunst noch Wissenschaft zu Ausübung der Tyranney, und die Staatskunst, welche nur in Vergießung des Blutes besteht, ist sehr begränzt, und von schlechter Klugheit. Sie flößet die Ermordung aller derer ein, welcher Leben eine Hinderniß unsers Ehrgeizes ist. Ein Mensch, der von Natur grausam ist, thut dieses ohne sich Zwang anzuthun. Das ist die abscheulichste und unmenschlichste Art sich zu erhalten, oder zu vergrößern.

Es ist eine sichere und alte Staatsregel in den Republiken, daß man das Volk mit Festins, mit Schauspielen, in dem Wohlleben, in dem Pracht, in den Ergötzlichkeiten, in der Eitelkeit und in der Weichlichkeit sich einschläfern, sich mit Nichts beschäfftigen, und mit Kleinigkeiten belustigen lassen müsse. Welche große Schritte macht man nicht durch diese Nachsicht zur unumschränkten Herrschaft?

Unter der unumschränkten Herrschaft weiß man nichts vom Vaterlande. Andere Dinge ersetzen es, der Vortheil, die Ehre und der Dienst des Fürsten.

Wenn man in einem Staate Aenderungen und Neuerungen einführen will, so betrachtet man nicht sowohl die Sachen selbst, als die Zeit. Es giebt Umstände, wo man leicht einsieht, daß man niemals zuviel gegen das Volk vornehmen kann; und es giebt andere, wo es ganz begreiflich ist, daß man nicht allzubehutsam mit dem Volke umgehen kann. Heute könnet ihr einer Stadt ihre Freyheiten, ihre Rechte, ihre Privilegien nehmen, aber morgen lasset euch nicht einfallen die geringste Veränderung in ihren Aemtern zu machen.

Wenn das Volk in Bewegung ist, so begreift man nicht, wie die Ruhe wieder könne hergestellet werden; und wenn es ruhig ist, so sieht man nicht, wie es möglich sey, daß es in Bewegung komme.

Manches Uebel wird in einem Staate geduldet, weil dadurch ein größeres Uebel verhindert wird. Es giebt andere Gebrechen, die es nur durch ihren Anfang sind, und welche, da sie aus einem Misbrauche oder aus einer übeln Gewohnheit entstehen, in ihren Folgen und in ihrer Ausübung nicht so schädlich sind, als ein gerechteres Gesetz, oder eine löblichere Gewohnheit seyn würde. Man bemer-

bemerket auch eine Art vom Uebel, das man nur durch die Veränderung oder durch die Neuerung, die aber an sich selbst schon ein Uebel und sehr gefährlich ist, ausrotten kann. Es giebt noch andere Gebrechen, die fast wie der Unrath der Cloacken verborgen und eingesunken sind, solche nämlich, die unter der Schande, im Verborgenen, und in der Dunkelheit begraben liegen; man kann sie nicht bewegen, und umführen, ohne daß sie nicht Gift und garstigen Geruch ausdämpfen sollten. Die Vernünftigen zweifeln manchmal, ob es besser sey dergleichen Unrath in Erfahrung zu bringen, als gar nichts davon zu wissen. Man duldet manchmal in einem Staate ein ziemlich großes Uebel, welches aber einer Million kleiner Gebrechen oder Unordnung vorbeugt, die alle unvermeidlich, und unheblich seyn würden. Es giebt Uebel, worüber alle von dem Volke seufzen, und sie dienen doch zur Wohlfahrt des Publikums, obgleich das Publikum nichts anders, als das ganze Volk ist. Es giebt ein persönliches Uebel, welches zur Wohlfahrt und zum Vortheil jeder Familie etwas beyträgt. Es giebt auch ein solches, wodurch ganze Familien mitgenommen, in das Verderben gestürzet, und entehret werden, hingegen aber das Wohl und die Erhaltung der Staatseinrichtung und der Regierung befördert wird. Andere Uebel stürzen ganze Staaten um, auf deren Trümmern sich neue erheben. Endlich hat man auch solche gesehen, welche die Grundgebäude großer Reiche umwühlet, und sie völlig zernichtet haben, um die Gestalt der Welt zu verändern und zu verneuern.

Was liegt dem Staate daran, daß Ergast reich ist, daß er Hunde hat, die gut anpacken können, daß er neue Moden in seinem Aufzuge und in seinen Kleidern erschafft, daß er an allem Ueberfluß hat? Wo es auf die Wohlfahrt

und auf die Bequemlichkeit des gemeinen Wesens ankömmt, wird da eine Privatperson allein in Betrachtung gezogen? Der Trost der Völker bey Dingen, die ihnen etwas zur Last fallen, besteht darinn, daß sie wissen, daß es dem Fürsten Leichterung verschafft, oder daß sie nur ihn bereichern; sie glauben nicht dem Ergast wegen des Glückes ihres Fürsten verbindlich zu seyn.

Der Krieg hat das Alterthum vor sich, man hat zu allen Zeiten Krieg geführet; er hat die Welt beständig mit Wittwen und Weysen angefüllet, die Familien von Erben entblößet, und Brüder in einer Schlacht um das Leben gebracht. Junger Soyecour, ich beklage deine Tugend, deine Schamhaftigkeit, deinen schon reifen, durchdringenden, erhabenen und geselligen Geist. Ich bedaure deinen frühen Tod, der dich deinem unerschrockenen Bruder zugesellet, der dich einem Hofe raubet, an dem du dich kaum zu zeigen anfiengest. Beweinenswürdiges aber gemeines Unglück! Zu allen Zeiten sind die Menschen wegen eines Stückchens Landes mehr oder weniger miteinander übereingekommen, sich zu berauben, zu brennen, zu ermorden, zu erwürgen, und damit sie es desto künstlicher und sicherer thun können, so haben sie schöne Regeln erfunden, die man die Kriegskunst nennet. Mit der Ausübung dieser Regeln haben sie die Ehre und den dauerhaftesten Ruhm verknüpfet, und von einem Jahrhunderte zum andern die Kunst sich wechselsweise aufzureiben, erweitert. Der Krieg entstund aus der Ungerechtigkeit der ersten Menschen, als aus seiner einzigen Quelle; so wie die Nothwendigkeit daher entstund sich Beherrscher zu geben, die ihre Rechte und Forderungen festsetzen möchten. Wenn man mit dem seinigen zufrieden, sich hätte der Gü-

ter

ter seiner Nachbarn enthalten können, so würde auf ewig Friede und Freyheit die Menschen beglückt haben.

Das Volk, welches in seinen Wohnungen ruhig, mitten unter den Seinigen, und in einer großen Stadt lebt, wo man weder seines Vermögens, noch seines Lebens halber, besorgt seyn darf, das schnaubet nach Blut und Flammen, beschäfftiget sich mit Kriegen, mit Zerstörungen, mit Sengen und Brennen, und mit Raub und Mord; es ist ganz ungeduldig, daß die Armeen, die widereinander zu Feld sind, sich nicht aufsuchen, oder wenn sie einander im Gesichte stehen, daß sie nicht zum Schlagen kommen, oder wenn es zum Handgemeng kömmt, daß nicht viel Blut vergossen wird, und keine zehntausend Mann auf dem Platze bleiben. Man geht wohl gar so weit, daß man seine eigene und liebste Vortheile, seine Ruhe und seine Sicherheit vergißt, bloß aus Liebe zur Veränderung, aus Geschmack an Neuigkeiten, oder außerordentlichen Sachen. Manche würden sogar die Feinde gern noch einmal vor den Thoren von Dijon, oder von Corbie stehen, oder die Strassen der Hauptstadt mit Ketten versperren, und mit Verschanzungen durchschneiden sehen, bloß des Vergnügens wegen, diese Neuigkeit erzählen, oder hören zu können.

Zu meiner Rechten thut **Demophilus** kläglich, und rufet: Alles ist verloren, der Staat ist hin, wenigstens steht er an dem Rande seines Verderbens. Wie kann man einer so fürchterlichen und allgemeinen Verschwörung widerstehen? Wie ist es möglich, ich will nicht sagen, die Oberhand über so viele und so mächtige Feinde zu behalten, sondern ihnen nur Widerstand zu thun? Dergleichen hat die Monarchie noch nicht erlebt. Ein Held, ein Achilles würde unter dieser Last erliegen. Man hat,

fügt

fügt er hinzu, grobe Fehler gemacht; ich weiß wohl, was ich sage, ich verstehe das Handwerk, ich habe manchen Feldzug mitgemacht, und die Geschichte hat mich von vielen andern unterrichtet. Er spricht darauf mit Bewunderung von Olivier le Daim, von Jakob Coeur; das waren Leute, sagt er, das waren Ministers. Er trägt Neuigkeiten vor, die man nicht trauriger, und gefährlicher erdenken kann; bald ist ein Theil der unsrigen in einen Hinterhalt gelockt, und in Stücken gehauen worden; bald sind einige Truppen, die in einer Festung eingeschlossen waren, gezwungen worden, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und man hat sie insgesammt über die Klinge springen lassen; und wenn ihr ihm entgegen setzet, daß diese Zeitung falsch ist, und nicht bekräftiget wird, so hört er euch nicht an, und er setzt noch gar hinzu, daß ein gewisser General dabey das Leben eingebüßt habe; und ob es schon wahr ist, daß er nur eine leichte Wunde bekommen hat, und ihr ihn dessen versichert, so bedauert er doch seinen Verlust, er beklaget seine Frau, seine Kinder, den Staat, er beklaget sich selbst, er hat an ihm, sagt er, einen guten Freund, eine große Stütze verloren. Er giebt die deutsche Reiterey für unüberwindlich aus; er erblasset bey dem blossen Namen der kaiserlichen Küraßreiter. Greifet man diesen Platz an, fährt er fort, so wird der Feind die Belagerung aufschlagen. Entweder wird man sich bloß defensiv verhalten, ohne eine Schlacht zu liefern, oder wenn man eine liefert, so wird man sie verlieren, und verliert man sie, so wird der Feind alsobald auf der Gränze seyn; und da Demophilus ihnen Flügel macht, so sind sie schon in dem Herzen des Königreiches; er höret schon die Sturmglocke läuten, und Lärmen rufen. Er ist bereits für seine Güter und Ländereyen besorgt;

besorgt; wo wird er sein Geld, seinen Hausrath, und seine Familie hinbringen? Soll er sich in die Schweiz oder nach Venedig flüchten?

Aber zu meiner Linken stellt Basil auf einmal ein Heer von dreymalhunderttausend Mann ins Feld, er würde keine einzige Brigade davon abgehen lassen. Er hat die Liste der Schwadronen und Battaillonen, der Generals und der Officiers, er vergißt auch weder die Artillerie, noch den Troß. Er schaltet unumschränkt mit diesen Völkern; er schicket deren so und so viel nach Teutschland, und so viel nach den Niederlanden; er behält davon eine gewisse Anzahl für die Piemontesische Alpen, und etwas weniger für die Pyrenäische Gebirge zurück, und den Ueberrest schicket er über das Meer. Er weiß die Marsche dieser Armeen, er weiß, was sie unternehmen, und nicht unternehmen werden, ihr solltet fast sagen, daß er ein Vertrauter des Fürsten sey, und die Geheimnisse des Ministers wisse. Wenn die Feinde ein Treffen verlieren, worinn etwann neun oder zehntausend Mann der Ihrigen geblieben sind, so zählet er derselben völlige dreyßigtausend, weder mehr noch weniger, denn seine Zahlen sind allezeit gewiß und bestimmt, weil er allezeit sichere Nachrichten hat. Wenn er des Morgens erfährt, daß wir einen unhaltbaren Ort verloren haben, so läßt er sich nicht nur bey seinen Freunden entschuldigen, daß er sie zur Mittagstafel eingeladen habe, sondern er speiset diesen Tag gar nicht zu Mittag, und ißt er zu Abends, so hat er keinen Appetit. Wenn die Unsrigen einen starken und regelmäßig befestigten Platz angreifen, der mit Lebensmitteln und Kriegsvorrath versehen ist, und eine zahlreiche Besatzung, nebst einem herzhaften Commandanten hat, so sagt er, die Stadt sey an manchen Orten

schwach

schwach und übel befestiget, es mangle ihr das Pulver, der Commandant habe nicht genug Erfahrung, und sie werde in den ersten acht Tagen nach Eröffnung der Laufgräben übergeben werden. Ein andermal kömmt er ganz aus dem Athem gelaufen daher, und nachdem er ein wenig ausgeschnaufet: Sehet, ruft er, was ich euch für eine Zeitung bringe, sie sind aufs Haupt geschlagen worden, ihr General, ihre vornehmsten Officiers, wenigstens ein guter Theil derselben, alles ist auf dem Platze geblieben, alles ist niedergemacht worden. Ist das nicht eine große Niederlage? Man muß bekennen, daß wir sehr glücklich sind; nun setzt er sich nieder, und schnaufet, nachdem er seine Zeitung angebracht hat. Es fehlt ihr aber nur ein einziger Umstand, daß es nämlich gewiß ist, daß keine Schlacht vorgefallen ist. Sonst versichert er, daß ein gewisser Fürst der Ligue entsaget, und seine Bundsgenossen verlassen habe; daß ein anderer im Begriffe stehe, eben diese Parthey zu ergreifen. Er ist nebst dem Pöbel überzeugt, daß ein Dritter gestorben sey, er nennet den Ort, wo er ist begraben worden, und wenn man schon in den Hallen oder den Vorstädten von dem Gegentheile überführet ist, so behauptet er es doch noch. Er weiß von guter Hand, daß Tököli dem Kaiser sehr zu Leibe geht, daß der Großtürk sich mächtig rüstet, nichts vom Frieden hören will, und der Großvezier das zweytemal vor den Thoren von Wien erscheinen soll. Er klatschet mit den Händen, er erschüttert vor Freude über diese Begebenheit, daran er gar nicht zweifelt. Die Tripelallianz sieht er als den dreyköpfichten Hund an, und die Feinde für eben so viel zu erlegende Ungeheuer. Er redet von nichts als von Lorbeeren, von Palmen, von Triumphen, von Siegeszeichen. Im gemeinen Discurs sagt er: **Unser Durchlauch-**

lauchtiger Held, unser großer Potentat, unser unüberwindlicher Monarch. Saget ihm, er soll bloß sprechen: Der König hat viele Feinde, sie sind mächtig, sie sind einig, sie sind sehr aufgebracht, er hat sie bereits überwunden, ich hoffe, daß er sie noch wird überwinden können; diese Ausdrücke, die für den Demophilus zu stark und zu entscheidend sind, scheinen dem Basil weder prächtig noch übertrieben genug zu seyn; er hat noch viel andere Ausdrücke im Kopfe. Er arbeitet an Ueberschriften auf Triumphbögen und Pyramiden, welche die Hauptstadt am Tage des Einzuges ausschmücken sollen; und sobald er nur höret, daß die Armeen einander im Gesichte stehen, oder daß ein Platz berennet ist, so läßt er sein langes Kleid aus den Falten legen, und an die Luft hängen, damit alles zu den Feyerlichkeiten in der Hauptkirche bereit seyn möge.

Der Hauptpunkt einer Sache, die zur Versammlung der Bevollmächtigten oder der Abgeordneten der Kronen, oder der Freystaaten in einer Stadt Anlaß giebt, muß lange und außerordentliche Schwierigkeiten haben, wenn er, ich will nicht sagen, mehr Zeit kostet, als die bloße Einrichtung des Ranges, des Vorsitzes, und anderer Formalitäten.

Der Minister, oder der Bevollmächtigte ist ein Cameleon, ein Protheus, manchmal ist er auch einem geschickten Spieler ähnlich; er äußert weder Eigensinn, noch Temperament; entweder um zu keinen Vermuthungen Anlaß zu geben, oder sich nicht ausforschen zu lassen; vielleicht auch sein Geheimniß durch seine Leidenschaften, oder Schwachheiten nicht zu verrathen. Manchmal kann er einen Character annehmen, der seinen Absichten, oder den Umständen, in denen er sich befindet, am gemäßesten

ist;

ist; er kann sich in das verstellen, wofür ihn seinen Absichten gemäß andere wirklich halten sollen. So ist er also bey einer großen Macht, oder bey einer großen Schwäche, die er verheelen will, standhaft und unbeweglich, damit er die Begierde, viel zu erhalten, dem andern Theile benehmen möge; oder er macht nicht viel Schwierigkeiten, um den andern Gelegenheit zu Forderungen zu geben, und sich selbst eben diese Freyheit zu verschaffen. Ein andermal ist er unergründlich, und er weiß an sich zu halten, um eine Wahrheit zu verkleistern, indem er sie verkündiget, weil ihm viel daran liegt, daß er sie gesagt habe, und daß man sie nicht glaube; oder er ist freymüthig und offenherzig, damit, wenn er das verheelet, was man nicht wissen soll, man nichts destoweniger glaube, alles das erfahren zu haben, was man wissen will, und daß man sich berede, als hätte er alles gesagt. Ingleichem ist er entweder lebhaft und geschwätzig, um andern die Zunge zu lösen, um zu verhindern, daß man nicht von Dingen spreche, die er nicht hören mag, oder die er nicht wissen soll, um verschiedene gleichgültige Sachen zu sagen, deren eine die andere einschränkt, oder die sich einander aufheben, oder die in den Gemüthern Furcht und Vertrauen erwecken; um das Nachtheil, das ihm aus einer Eröffnung, die ihm entwischt ist, zuwachsen könnte, durch eine andere, die er dagegen thut, von sich abzuwenden: oder er ist kaltsinnig und stillschweigend, um andere zum Reden zu bringen, um lang zuzuhören, um angehöret zu werden, wenn er selbst spricht, um mit Ansehen und Nachdruck zu sprechen, um Versprechungen, oder Drohungen zu thun, die etwas ausrichten, und erschüttern mögen. Er erkläret sich, und spricht zuerst, um durch Entdeckung der Widersetzlichkeit, der Einwendungen, der

Anschläge,

Anschläge, und der Cabalen fremder Minister, in Ansehung der geschehenen Vorschläge, seine Maasregeln nehmen, und antworten zu können; und bey einer andern Gelegenheit redet er zuletzt, um nicht umsonst zu reden, um kurz zu seyn, um die Sachen, auf die er sich verlassen darf, vollkommen einzusehen, oder in Ansehung seiner Bundesgenossen, um zu erfahren, was er fordern, und was er erhalten kann. Er weiß mit klaren und förmlichen Ausdrücken zu reden, er versteht noch besser, wie man zweydeutig und dunkel sprechen muß, er weiß sich gewisser Wendungen und zweydeutiger Worte zu bedienen, die er bald geltend machen, bald, nachdem es die Gelegenheit, oder sein Vortheil mit sich bringet, schwächen kann. Er verlangt wenig, wenn er nicht viel zustehen will, um wenig zu erhalten, und es desto sicherer zu bekommen. Zuerst fordert er nur kleine Sachen, die man für nichts ansehen soll, und die ihn nicht hindern eine wichtigere Forderung zu thun; hingegen fängt er seine Unterhandlung gewiß mit keinem wichtigen Punkte an, wenn dieser ihn von Erhaltung mehrerer andern ausschließet, die zwar von nicht so großer Wichtigkeit sind, aber zusammengenommen, den erstern überwiegen. Er verlanget zu viel, damit er abschlägige Antwort erhalten möge, aber in der Absicht, der Billigkeit oder des Wohlstandes wegen, gleichfalls das abzuschlagen, was man an ihm begehren könnte, er aber nicht zustehen kann. Alsdenn ist er eben so erfindsam, die Unmäßigkeit der Forderungen zu vergrößern, und seine Ursachen, warum er nichts eingehen kann, begreiflich zu machen, als die Gründe zu schwächen, wegen welcher man ihm das nicht zustellen will, was er inständig verlanget. So geschickt als er ist, aus einem hohen Tone zu reden, und die ge-

ringe

ringe Sachen, wozu er sich verstehen will, andern vergrößert vorzustellen, eben so gut kann er die geringe Anerbiethungen, die man ihm macht, öffentlich verkleinern. Er thut falsche, aber außerordentliche Vorschläge, die Mistrauen erwecken, die den Gegentheil nöthigen das auszuschlagen, was er ohne einigen Vortheil annehmen würde, die ihm indessen die Gelegenheit verschaffen, übertriebene Forderungen zu machen, und die auf diejenige, welche sie ihm abschlagen, alle Schuld werfen können. Er steht mehr zu, als man von ihm verlanget, damit er mehr erhalten möge, als er selbst geben muß. Er läßt sich wegen einer mittelmäßigen Sache lange bitten, flehen und bestürmen, um den andern alle Hoffnung und Gedanken von Erhaltung wichtigerer Punkte zu benehmen; oder wenn er sich bewegen läßt, gar davon abzustehen, so gegeschieht es allezeit mit Bedingungen, wodurch er den Gewinnst und den Vortheil mit denen theilet, welche ihn erhalten. Er nimmt sich bald mittelbar, bald unmittelbar eines Bundesgenossen an, wenn er dabey seinen eigenen Nutzen, und seine Anforderungen auf bessern Fuß setzen kann. Er spricht von nichts, als von Frieden, von Bündnissen, von öffentlicher Ruhe, von gemeinem Nutzen, und in der That ist er nur auf seinen Vortheil bedacht, nämlich auf den Vortheil seines Herrn, oder seiner Republik. Bald vereiniget er einige, die einander zuwider waren, bald trennet er andere, die miteinander verbunden waren. Mächtigen jagt er Furcht ein, Schwächern aber macht er Muth. Zuerst vereiniget er etliche Schwächere gegen einen Mächtigern, um ihm das Gleichgewicht zu halten; sodenn tritt er auf jener ihre Seite, um das Gleichgewicht völlig aufzuheben, und er verkauft ihnen seinen Schutz und sein Bündniß ziemlich theuer. Er

weiß,

weiß, wie man denjenigen, mit welchem man in Unterhandlung steht, Nachtheil verursachen soll, und er kann durch eine geschickte Art, durch verschmitzte und feine Abwege ihnen begreiflich machen, auf welche Vortheile und Ehre sie durch eine gewisse Unschwierigkeit, die weder ihrer Instruction noch den Absichten ihres Herrn zuwider läuft, sich Hoffnung machen können; Er zeiget auch auf seiner Seite, daß er zu erobern ist, er thut ganz unempfindlich in Ansehung seines Glückes; und er locket dadurch dem Gegentheile Vorschläge ab, die ihm die geheimsten Absichten desselben, die verborgenste Entwürfe, und seine letzten Hülfsmittel verrathen, und er macht sich alles zu Nutzen. Wenn ihm manchmal gewisse Punkte, die festgesetzt sind, nachtheilig scheinen, so macht er großen Lärmen, ist es aber das Widerspiel, so lärmt er noch mehr, und bringt die, welche verlieren, dahin, daß sie sich rechtfertigen und vertheidigen. Sein ganzes Betragen wird ihm von dem Hofe vorgeschrieben, alle seine Tritte sind abgemessen, die geringste Vorschläge, die er thun soll, sind ihm vorgezeichnet; und dennoch handelt er in den schwersten Punkten, und in den Artikeln, worüber am meisten gestritten wird, als wenn er von selbst, und aus eigener Bewegung zum Frieden, auf der Stelle nachgäbe. Er untersteht sich nicht der Versammlung zu versprechen, daß sein Herr seinen Vorschlag genehm halten werde. Er läßt ein falsches Gerücht von den Sachen, die ihm aufgetragen sind, ausbreiten, da er indessen mit besondern Vollmachten versehen ist, die er nur, wenn die Sachen aufs äußerste gekommen sind, vorzeiget, oder in dem Augenblicke, wo es ihm schädlich seyn würde, sich derselben nicht zu bedienen. Ueberhaupt trachtet er durch alle seine Anschläge nur nach dem Wirklichen und

Wesent-

Wesentlichen, und er ist allezeit bereit, Kleinigkeiten, und eingebildete Ehrverletzungen dagegen aufzuopfern. Er kann phlegmatisch thun, er waffnet sich mit Standhaftigkeit und Geduld, er ermüdet nicht, er weiß andere müde zu machen, und sie sogar in Furcht zu jagen; Langsamkeit, Aufschub, Vorwürfe, Argwohn, Mistrauen, Schwierigkeiten, Hindernisse, gegen alles ist er vorsichtig und standhaft, und er glaubt, daß bloß die Zeit und die Umstände die Sachen hervorbringen, und die Gemüther dahin leiten, wohin man will. Er geht so weit, daß er sich stellet, als wenn er einen heimlichen Vortheil durch Abbrechung der Unterhandlungen zu erhalten suchte, da er doch die Fortsetzung derselben eifrigst wünschet; hingegen wenn er gemessene Befehle hat, sich alle mögliche Mühe zu Aufhebung derselben zu geben, so dringet er, um zum Zweck zu kommen, auf ihre Fortsetzung und Endigung. Wenn eine große Begebenheit dazwischen kömmt, so thut er entweder stolz, oder er giebt nach, nachdem sie ihm vortheilhaft, oder schädlich ist, und wenn er klug genug ist, sie voraus zu sehen, so dringet er oder verzögert die Sachen, nachdem der Staat, dem er dienet, in Furcht oder in Hoffnung stehen muß, denn nach dessen Bedürfniß richtet er seine Bedingungen ein. Zeit, Ort, Gelegenheit, seine Schwäche oder seine Macht, die Gemüthsbeschaffenheit der Nationen, mit welchen er zu thun hat, das Temperament, und der Character der Personen, mit welchen er in Unterhandlung steht, alles dieses muß ihm Mittel und Wege darbiethen. Alle seine Absichten, Maximen, und politische Streiche haben nur zum Endzweck, von andern nicht betrogen zu werden, und andere zu betrügen.

Der

Der Character der Franzosen erfordert Ernsthaftigkeit bey ihrem Oberherrn.

Es ist manchmal ein Unglück für einen Fürsten, wenn er allzu geheimnißvoll ist, weil es ihm gefährlich scheinet, seine Geheimnisse zu offenbaren. Glücklich ist er, wenn er eine sichere Person antrifft, die ihn dieser Mühe überheben kann.

Nichts fehlet einem Könige, als die Annehmlichkeiten eines Privatlebens; dieser große Verlust kann ihm nur durch die Freundschaft, und durch die Treue seiner Freunde ersetzet werden.

Ein König, der es zu seyn verdienet, findet manchmal sein Vergnügen, sich der Majestät auf einige Zeit zu entäußern, sich von dem Schauplatze zu entfernen, die Maske und die Cothurnen abzulegen, und mit vertrauten Personen eine freundschaftlichere Rolle zu spielen.

Nichts macht einem Fürsten mehr Ehre, als die Bescheidenheit seines Günstlings.

Der Günstling hat kein Gefolg; er läßt sich in nichts ein, er steht in keiner Verknüpfung; er kann zwar von Anverwandten und Creaturen umgeben seyn, aber er läßt sich dadurch in Nichts binden; er macht sich von allem los, er sondert sich ab, und steht gleichsam allein da.

Ich zweifle nicht, daß ein Günstling, wenn er nur einigermassen stark und erhaben denkt, öfters über die Niederträchtigkeiten, Schmeicheleyen, überflüßige Sorgfalt, und unnütze Achtsamkeit, derer, welche ihm nachlaufen, folgen, und sich als niedrige Geschöpfe an ihn hängen, ich zweifle nicht, daß er darüber öfters beschämt und verwirrt werden muß; daß er sich insgeheim durch Lachen und Spöttereyen, wegen einer so großen Dienstbarkeit, Schadens erholet.

Leute,

Leute, die ihr in großen Posten stehet, Ministers, Günstlinge! darf ich es wohl sagen? Verlasset euch nicht auf eure Nachkommen, in Ansehung der Erhaltung eures Gedächtnißes, und der Dauer eures Namens; die Titel vergehen, die Gunst verschwindet, die Ehrenstellen gehen verloren, der Reichthum wird zerstreuet, und die Verdienste arten aus. Es ist wahr, ihr habt Kinder, die eurer würdig sind, ja ich setze noch hinzu, die im Stande sind, euer ganzes Glück zu erhalten, aber wer kann euch soviel von euren Enkeln versprechen? Ihr sollt mir nicht bloß auf mein Wort glauben; betrachtet nur diesesmal gewisse Leute, die ihr sonst niemals des Ansehens würdiget, die ihr verachtet; sie haben Großältern, welchen ihr, so groß als ihr auch seyn möget, nur nachgefolgt seyd. Seyd tugendhaft und menschlich, und wenn ihr mich fraget, was werden wir voraus haben? so werde ich antworten, Menschlichkeit und Tugend. Alsdenn seyd ihr Meister der Zukunft, und unabhängig von der Nachwelt; ihr seyd sicher so lang zu dauern, als die Nachwelt selbst; und wenn man nur noch die Ruinen eurer Schlösser, oder vielleicht den bloßen Platz, auf dem sie gestanden sind, zeigen kann, so werden eure löbliche Handlungen in den Gemüthern der Völker annoch in frischem Andenken seyn, sie werden eure Bildnisse und Medaillen begierig betrachten, sie werden sagen, dieser Mann, dessen Bild ihr sehet, hat mit seinem Herrn beherzt und freymüthig gesprochen, er fürchtete sich mehr ihm zu schaden, als ihm zu misfallen, er erlaubte ihm gütig und wohlthätig zu seyn, von seinen Städten zu sagen, **meine gute Stadt**, und von seinem Volke, **mein Volk**. (*) Jener andere

(*) Dieser Character scheint den Cardinal von Amboise, Minister Ludwig des XII. zu bezeichnen.

dere (*), dessen Abschilderung ihr sehet, und an dem ihr eine ernsthafte, strenge und majestätische Gesichtsmine wahrnehmet, dieser wird von Jahren zu Jahren berühmter; die größten Staatsmänner sehen es nicht ungern, wenn man sie mit ihm vergleichet; sein Hauptendzweck war, durch die Erniedrigung der Großen die Gewalt des Fürsten zu befestigen, und den Völkern Sicherheit zu verschaffen; weder Partheyen, noch Verschwörungen, noch Nachstellungen, noch die Gefahr des Todes, noch seine Schwachheiten waren vermögend ihn davon abzuhalten. Er hat noch Zeit übrig gehabt zu einer Unternehmung den Weg zu bahnen, die einer unserer größten und beßten Könige ausgeführet hat, ich meyne die Ausrottung der Ketzerey (**).

Der gefährlichste und vornehmste Fallstrick, der den Großen durch ihre Rechnungsbediente und den Königen von ihren Ministers gelegt wird, ist die Maxime, die sie ihnen einprägen, sich von Schulden zu befreyen, und zu bereichern. Ein trefflicher Rath! Ein vortheilhafter und nützlicher Anschlag, eine Goldmine, ein Peru, wenigstens für die, welche ihn bisher ihren Herren haben einflößen können.

Glücklicher kann ein Volk nicht seyn, als wenn der Fürst nur solche Leute zu seinen Vertrauten wählet, und zu Ministers machet, die es ihm selbst würde gegeben haben, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte.

Eine

(*) Der Cardinal von Richelieu.

(**) Der Verfasser redet hier die Sprache der Schmeicheley. Allein wir glauben, daß er viel zu menschlich war, als im Ernst so gesprochen zu haben.

Eine Kenntniß, die in die kleinsten Umstände eindringet, oder eine mühsame Aufmerksamkeit auf die geringsten Bedürfnisse des Staats, ist unstrittig ein wesentliches Stück einer guten Regierung; in der That ist sie zwar in den letztern Zeiten von den Königen, oder von ihren Ministern vernachläßiget worden, aber man kann sie bey einem Fürsten, der sie nicht hat, niemals zusehr wünschen, noch bey einem, der sie besitzet, genug hochschätzen. Was trägt es denn viel zu der Wohlfahrt der Völker, und zu der Ruhe ihrer Tage bey, wenn der Fürst die Gränzen seiner Herrschaft noch über die Länder seiner Feinde hinaussetzet, wenn er aus ihren souvrainen Fürstenthümern, Provinzen seines Königreiches macht; wenn er ihnen sowohl in Belagerungen als in Schlachten überlegen ist, und wenn sie so wenig hinter den stärksten Festungswerken, als im flachen Felde sicher sind; wenn die Völkerschaften einander zu Hülfe rufen, und sich miteinander verbinden, um sich gegen ihn zu vertheidigen, und seinen Eroberungen Einhalt zu thun; wenn sie mit ihren Bündnissen nichts ausrichten, wenn er immer weiter schreitet, und immer sieget; wenn ihre letzte Hoffnung zu Wasser wird, weil die Gesundheit des Monarchen wieder vollkommen hergestellt wird, und ihm das Vergnügen verspricht, mit eigenen Augen zu sehen, wie seine Enkeln sein Geschick unterstützen, oder gar erweitern, in das Feld gehen, sich fürchterlicher Festungen bemächtigen, neue Staaten erobern, alte und versuchte Generals commandiren, nicht bloß wegen ihrer Geburt, oder ihres Ranges, sondern wegen ihrer Einsicht und Klugheit; wie sie in die glorwürdige Fußstapfen ihres siegreichen Vaters treten, und seine Gütigkeit, seine Begierde immer mehr zu lernen, seine Billigkeit, seine Wachsamkeit, und seine Unerschrocken-

schrockenheit nachzuahmen suchen? Mit einem Worte, was würde es mich, so, wie dem ganzen Volke helfen, wenn der Fürst glücklich wäre, wenn er durch sich und durch die Seinigen mit Ruhm und Ehre geschmückt würde, wenn mein Vaterland fürchterlich und mächtig wäre, da ich indessen traurig und unruhig in der Unterdrückung oder in der größten Armuth leben müßte? Wenn ich vor den Streifereyen des Feindes sicher, mitten auf den Plätzen oder Strassen einer Stadt dem Stahl des Mörders ausgesetzt wäre, und nicht so sehr fürchten müßte in schreckensvollen Nächten, in dichten Wäldern, als auf den Kreuzplätzen dieser Stadt geplündert oder ermordet zu werden; wenn nicht die Sicherheit, Ordnung und Reinlichkeit den Aufenthalt in den Städten so angenehm machte, und nebst dem Ueberflusse die Annehmlichkeiten des geselligen Lebens dahin brächte; wenn ich als zu schwach und der einzige von meiner Seite, in meinem Vorwerk die beschwerliche Nachbarschaft eines Großen fühlen müßte, und wenn man nicht Vorsehung gethan hätte, mir gegen seine Eingriffe Recht zu verschaffen; wenn ich nicht so viele, so vortreffliche Meister fände, um meine Kinder in Wissenschaften oder in Künsten zu unterrichten, die ihnen dereinst ihren Unterhalt verschaffen können; wenn ich nicht durch den Flor des Handels im Stande wäre, mich in guten Zeug zu kleiden, gesunde Speisen zu essen, und alles wohlfeil zu kaufen; wenn endlich durch die Sorgfalt des Monarchen mit meinem Glücke nicht eben so zufrieden wäre, als er selbst vermöge seiner Tugenden mit dem seinigen seyn muß?

Acht oder zehntausend Menschen sind für einen Fürsten gleichsam eine Münze, womit er einen Platz oder einen Sieg bezahlet; wenn er macht, daß es ihn weni-

ger kostet, wenn er die Menschen schonet, so ist er dem ähnlich, welcher lange handelt, und besser als ein anderer den Werth des Geldes kennet.

Alles geht in einer Monarchie glücklich von statten, wo der Nutzen des Staates und der Vortheil des Fürsten einerley ist.

Einen König den **Vater des Volkes** zu nennen, das heißt nicht sowohl ihm Lobsprüche zu ertheilen, als ihn bey seinem Namen zu nennen, oder eine Erklärung von seinem Amte zu machen.

Der Fürst ist seinen Unterthanen gewisse Pflichten schuldig, und diese hinwiederum ihrem Fürsten, und beyde lassen sich nicht voneinander trennen. Welche unter beyden den meisten Zwang verursachen, und am mühsamsten sind, das will ich nicht entscheiden; man muß auf der einen Seite die genaue Verbindlichkeit zur Ehrerbiethung, zur Beyhülfe, zu Diensten, zum Gehorsam, und zur Unterwürfigkeit erwägen, auf der andern aber die unumgängliche Pflichten der Gütigkeit, der Gerechtigkeit, der Sorgfalt, der Vertheidigung, des Schutzes in Betrachtung ziehen. Sprechen, daß ein Fürst ein Herr über Leben und Tod der Unterthanen sey, das heißt nur soviel, daß die Menschen durch ihre Verbrechen natürlicher Weise den Gesetzen und der Gerechtigkeit, welche dem Fürsten anvertrauet ist, unterworfen werden; aber hinzusetzen, daß er ein unumschränktes Eigenthum über alle Güter seiner Unterthanen habe, ohne die mindeste Achtung haben, Rechenschaft zu geben, oder sich einigem Urtheile unterwerfen zu müssen, das ist die Sprache der Schmeicheley, das ist die Meynung eines Günstlings, der in seiner letzten Stunde widerrufen wird.

Wenn

Wenn ihr manchmal eine zahlreiche Heerde Schafe sehet, welche am Abend eines schönen Tages auf einem Hügel zerstreuet Thymian und Quendel ruhig abweydet, oder auf einer Wiese das kleine und zarte Gras, das der Sense des Mäders entgangen ist, abfrißt; der sorgfältige und aufmerksame Schäfer steht bey seinen Schafen, er verliert sie nicht aus dem Gesichte, er folgt ihnen, er leitet sie, er verändert die Weyde; wenn sie sich zerstreuen, so bringt er sie wieder zusammen; wenn ein begieriger Wolf erscheinet, so hetzt er seinen Hund an, der ihn in die Flucht jaget, er ernähret und schützet sie; die Morgenröthe findet ihn schon auf dem Felde; welches er nur mit dem Untergange der Sonne verläßt; welche Sorgfalt, welche Wachsamkeit! welche Dienstbarkeit! welcher Zustand scheinet euch glückseliger und freyer zu seyn, des Schäfers oder der Schafe? Die Heerde, ist sie für den Schäfer gemacht, oder ist der Schäfer für die Heerde da? Ein ungezwungenes Bildniß der Völker und des Fürsten, der sie beherrsche, wenn es anderst ein gütiger Fürst ist!

Der Pracht und die Verschwendung bey einem Fürsten, das ist der Schäfer mit Gold und Edelsteinen behänget, mit einem goldenen Stabe in der Hand; sein Hund hat ein goldenes Halsband, er führt ihn an einer Schnur von Gold und Seiden. Was hilft alles dieses Gold seiner Heerde, oder was nützt es gegen die Wölfe?

Wie glückselig ist man nicht, wenn man in einem Posten steht, wo man alle Augenblicke Gelegenheit hat, so vielen tausend Menschen Gutes zu thun: Wie gefährlich ist nicht ein Posten, in dem ein Mensch alle Augenblicke besorgen muß, eine Million Menschen unglücklich zu machen!

Wenn

Wenn die Menschen auf der Welt keiner natürlichern, schmeichelhaftern und empfindlichern Freude fähig sind, als sich geliebt zu wissen, und wenn die Könige Menschen sind, können sie wohl jemals das Herz ihrer Völker zu theuer kaufen?

Es giebt wenig allgemeine Gesetze und gewisse Maasregeln gut zu regieren; man folget der Zeit und den Umständen, und das kömmt auf die Klugheit, und Einsicht derer an, welche am Ruder sitzen. Daher ist auch eine vollkommene Regierung das Meisterstück des Verstandes. Vielleicht würde sie gar eine unmögliche Sache seyn, wenn nicht das Volk durch seine Verhärtung in der Abhängigkeit, und Unterthänigkeit die Hälfte des Werkes vollbrächte.

Unter einem Könige, der ein großer Geist ist, haben diejenige, welche die vornehmsten Stellen bekleiden, lauter leichte Pflichten, die man ohne große Mühe erfüllet. Alles kömmt hier aus der Quelle selbst. Das Ansehen, und die Einsicht des Fürsten bahnet ihnen die Wege, überhebet sie der Schwierigkeiten, und machet, daß alles glücklicher von statten geht, als sie hoffen konnten. Sie haben nur den Verdienst eines Werkzeuges.

Wenn es schon genug ist mit der Sorge für eine einzige Familie beladen zu seyn, oder von sich allein Rechenschaft zu geben, welche drückende Last muß nicht ein ganzes Königreich seyn? Kann wohl ein König für seine Bemühungen, durch das Vergnügen, welches die unumschränkte Gewalt, und alle die Demüthigungen der Höflinge zu geben scheinen, bezahlet werden? Ich bedenke die mühsame, zweifelhafte, und gefährliche Wege, die er öfters der öffentlichen Ruhe wegen betreten muß; ich betrachte die äußerste aber nothwendige Mittel, deren er

sich

sich manchmal zu einem guten Endzwecke bedienet; ich weiß, daß er Gott selbst von der Glückseligkeit seines Volkes Rechnung thun muß, daß das Gute und Böse unter seinen Händen ist, und daß ihn nicht alle Unwissenheit entschuldiget; und ich sage zu mir selbst: Sollte ich wohl wünschen zu regieren? Ein Mensch, wenn er nur einigermassen in einem Privatstande glücklich ist, sollte er wohl demselben einer Monarchie wegen entsagen? Ist das nicht viel, wenn der, welcher durch das Erbrecht auf dem Throne sitzet, gelassen erträgt, daß er zum König gebohren ist?

Wie viele Gaben des Himmels werden nicht erfordert, um gut regieren zu können? Eine hohe Geburt, eine ansehnliche und königliche Gestalt, und Gesichtszüge, die die Neugierde der Völker, welche sich drängen, ihren Fürsten zu sehen, befriedigen, und die Hochachtung bey dem Höflinge erhalten können. Ein beständig gleicher Sinn, eine starke Entäußerung anzüglicher Spöttereyen, oder hinlängliche Vernunft, sich dieselben zu verwehren; niemals weder Drohungen ausstoßen, noch Verweise geben, noch dem Zorne Raum lassen, und sich doch Gehorsam verschaffen. Ein lenksames und einschmeichelndes Gemüth, ein offenes und aufrichtiges Herz, dessen innerstes man zu sehen glaubet, und welches also sehr geschickt ist sich Freunde, Creaturen, und Bundsgenossen zu machen; bey allem dem muß man seine Geheimnisse zu bewahren wissen, man muß tief und unergründlich in allen seinen Bewegungsgründen und Entwürfen seyn. Es gehöret dahin Ernsthaftigkeit in Gegenwart der Leute, und Kürze, die mit Richtigkeit und Nachdruck verknüpft ist, sowohl in den Antworten, die man fremden Gesandten ertheilet, als in den Berathschlagungen; eine Art Gnaden auszutheilen, die gleichsam eine zweyte Wohlthat vorstellen kann;

kann; die Wahl der Personen, die man begnadiget; die Unterscheidung der Gemüther, der Eigenschaften, und der Temperamente, in Austheilung der Ehrenstellen, und Bedienungen; die Wahl der Ministers und der Generals. Eine entscheidende, gründliche und tüchtige Beurtheilungskraft in den Geschäfften, wodurch man sogleich die beßte und billigste Parthey zu ergreifen im Stande ist. Ein zur Billigkeit geneigtes Gemüth, dem man sogleich folge, und sogar gegen sich selbst für das Volk, für die Bundesgenossen und für die Feinde spreche; ein glückliches Gedächtniß, das sich sogleich der Bedürfnisse der Unterthanen, ihrer Gesichtsbildung, ihrer Namen, ihrer Bittschriften erinnert. Eine weitläuftige Fähigkeit, welche sich nicht nur auf die auswärtige Angelegenheiten, auf die Handlung, auf die Staatsmaximen, auf die Staatsabsichten, auf die Erweiterung der Gränzen, durch Eroberung neuer Provinzen, und auf ihre Sicherheit, durch eine große Anzahl unüberwindlicher Festungen, erstrecket, sondern welche sich auch auf das innere und gleichsam auf die besondern Umstände eines ganzen Königreiches einschränket, aus demselben, den darinn befindlichen falschen, verdächtigen, und der unumschränkten Herrschaft zuwiderlaufenden Gottesdienst verbannet, grausame und gottlose Gebräuche, wenn sie darinn herrschen, unterdrücket, Gesetze und Gewohnheiten, wenn sie mit Misbräuchen vermischt sind, davon reiniget; den Städten durch Erneuerung einer genauen Polizey mehrere Sicherheit und Bequemlichkeit, und durch prächtige Gebäude mehrern Pracht und Majestät verschaffet. Aergerliche Laster hart bestrafen, durch sein eigenes Ansehen und Beyspiel die Frömmigkeit und die Tugend in Aufnahme bringen; die Kirche, ihre Diener, ihre Rechte, und ihre Freyheit beschützen; seine

Unter-

Unterthanen wie Kinder schonen, sich beständig mit den Gedanken beschäfftigen, wie ihnen Erleichterung verschafft, wie die Auflagen gemindert, und so erhoben werden mögen, daß sie nicht darüber verarmen. Große Talente zum Krieg, wachsam, arbeitsam, unermüdet seyn; zahlreiche Armeen halten, sie in Person anführen; in der Gefahr kaltsinnig seyn, sein Leben für das Wohl des Staates nicht schonen, das Wohl des Staates, und seine Ehre höher als sein Leben achten. Eine unumschränkte Gewalt, die alle Gelegenheit zu Anschlägen, heimlichen Verbindungen und Cabalen abschneidet, die jene unendliche Ungleichheit, welche manchmal zwischen den Großen und den Geringern ist, aufhebet, die sie näher zusammen bringt, und unter welche jene wie diese sich demüthigen. Eine weitläuftige Kenntniß, wodurch der Fürst im Stande ist, alles mit seinen Augen zu sehen, und unmittelbar durch sich selbst alles zu unternehmen; welche macht, daß die Feldherren, unerachtet sie von ihm entfernet sind, dennoch nur seine Nachgeordneten vorstellen, und seine Ministers, bloße Ministers. Eine tiefsinnige Klugheit, welche weiß, wenn man eine Kriegserklärung thun, wie man überwinden, und sich des Sieges bedienen soll; welche weiß Frieden zu schließen, ihn zu brechen, welche manchmal die Feinde zwinget ihn anzunehmen; welche einem großen Ehrgeize Schranken setzet, und weiß, wie weit man seine Eroberungen fortsetzen muß. Mitten unter heimlichen oder öffentlichen Feinden sich zu Spielen, zu Ergötzlichkeiten, zu Schauspielen, die Zeit nehmen; Künste und Wissenschaften in Aufnahme bringen; bewundernswürdige Gebäude aufführen. Mit einem Worte, ein erhabener und starker Geist, der bey den Seinigen Liebe und Ehrfurcht erwecket, Fremden aber sich furchtbar machet, wel-

cher

cher aus einem Hofe, ja sogar aus einem ganzen Königreiche eine einzige Familie errichtet, die unter einem Haupte vollkommen vereint ist, und durch diese Einigkeit und das gute Verständniß der ganzen Welt fürchterlich ist. Alle diese bewundernswürdige Tugenden scheinen mir in dem Begriffe eines Königes zu liegen. Es ist wahr, daß man sie selten in einer Person beysammen antrifft; allzuviele Eigenschaften werden dazu zugleich erfordert; der Verstand, das Herz, das Aeußerliche, die Gemüthsneigung, und es dünket mich, daß ein Monarch, in dessen Person sie beyeinander anzutreffen sind, gar wohl den Namen des Großen verdienet.

Maximen
für den
Prinzen in einsamen Stunden zu überlegen.

Der natürliche Zustand besteht darinnen, daß man die Erde bauet, und von ihren Früchten lebet. Der ruhige Bewohner des Feldes hat nichts weiter nöthig, als sein Glück zu erkennen, und es zu empfinden. Alles wahre Vergnügen ist für den Menschen gemacht; er hat keine Verdrießlichkeiten als solche, welche von der Menschheit unzertrennlich sind; als solche, welche derjenige, welcher sich davon zu befreyen sucht, nur mit andern noch schmerzlichern vertauscht.

Wenn der Mensch aus seiner ersten Einfalt heraus tritt, so wird er so dumm, daß er nicht einmal zu verlangen im Stande ist. Wenn seine Wünsche erhöret würden, so würden

würden sie ihn alle zum Glücke, niemals aber zur Glückseligkeit führen.

Der Landbau ist die einzige nöthige und die nützlichste Beschäfftigung. Nie verursacht sie einen unglücklichen Zustand, als wenn andere durch ihre Gewaltthaten über ihn tyrannisiren, oder diejenigen, welche sich darauf legen, durch ihre Beyspiele verführen. In dem Landbaue besteht die wahre Glückseligkeit eines Landes, die Stärke und Größe eines Volkes, welche ein Volk aus sich selbst ziehet, die von keiner andern Nation abhangen, die niemals zum Angriffe zwingen, um sich selbst erhalten zu können, und die sicherste Mittel zur Vertheidigung an die Hand geben. Wenn es darauf ankömmt, die Macht eines Staates einzusehen, so besucht der schöne Geist die Paläste des Fürsten, seine Seehäfen, seine Truppen, seine Zeughäuser, seine Städte; der wahre Politiker durchgeht die Ländereyen, und besucht die Hütte des Landmanns. Der erste sieht, was man gethan hat, der andere, was man thun könnte.

Bey denjenigen, welche zu befehlen haben, ist es eine gute Maxime, wenn sie die Veränderungen des Standes nicht begünstigen, sondern so viel als sie können, dazu beytragen, daß jeder in dem Seinigen glücklich sey. Vor allen Dingen muß man zu verhindern suchen, daß der glücklichste von allen, nämlich der Baurenstand, in einem freyen Staate niemals aus Begünstigung der andern allzusehr geschwächt werde.

Die Natur scheint in der That die Talente unter den Menschen so ausgetheilet zu haben, daß sie einem jeden seine Stelle anweiset, ohne auf den Stand zu sehen, in welchem sie gebohren worden sind. Allein man muß noch vor den Talenten zwey andere Dinge betrachten, näm-

lich

lich die Sitten, und die Glückseligkeit. Der Mensch ist ein allzuedles Geschöpfe, als daß er andern nur zu einem bloßen Werkzeuge dienen sollte, und man muß ihn nicht bloß zu demjenigen gebrauchen, was für andere nützlich ist, sondern man muß auch betrachten, was ihm selbst nützet. Denn die Menschen sind nicht für die Bedienungen gemacht, sondern die Bedienungen für die Menschen. Man muß bey Austheilung derselben nicht sowohl darauf sehen, zu welchem Amte ein Mensch geschickt ist, sondern, welches sich am besten für jeden schicket, um ihn, so viel es möglich ist, gut und glücklich zu machen. Es ist niemals erlaubt, zum Vortheile anderer, eine menschliche Seele in schlimmere Umstände zu versetzen, oder einen Lasterhaften zum Dienste ehrlicher Leute zu erziehen.

Wenn man seinem Talente folgen will, so muß man es kennen. Es ist keine leichte Sache, die Talente der Menschen wohl zu unterscheiden, und in demjenigen Alter, wo man einen Entschluß fasset, hat man viele Mühe, die Talente der Kinder, wenn man solche auch noch sowohl beobachtet hat, zu erkennen, um wie viel mehr muß solches bey denjenigen geschehen, welche man vernachläßiget hat. Nichts ist zweydeutiger, als die Zeichen einer Neigung, welche man von Kindheit an blicken läßt. Der Nachahmungsgeist hat öfters mehr Theil daran, als das Talent. Sie hangen vielmehr von einer zufälligen Begegnung, als von einer entschiedenen Neigung ab, und auch diese Neigung selbst zeiget nicht allezeit auch die dazu gehörige Geschicklichkeit an.

Die wahre Talente, das wahre Genie, zeigen eine gewisse Einfalt, welche sie weniger unruhig, weniger beweglich, weniger schnell sich zu zeigen, macht, als scheinbare und falsche Talente, welche man für wahr hält, und wel-

che

che nichts, als eine eitle Begierde sich einen Glanz zu erwerben sind, ohne die Mittel zu besitzen, solches bewerkstelligen zu können. Einer hört eine Trommel, und will General seyn, ein anderer sieht bauen, und hält sich für einen Architekt.

Man besitzet Talente, bloß sich zu erheben, niemand besitzet dergleichen, um sich erniedrigen zu können. Sollte dieses wohl die Anwendung der Natur seyn?

Wenn ein jeder seine Talente kennete, und solchen folgen wollte, wie viele würden es thun können? Wie viele würden die ungerechte Hindernisse, welche man ihnen in den Weg legt, übersteigen können? Wie viele würden ihre unwürdige Mitbuhler überwinden können? Derjenige, welcher seine Schwäche fühlet, rufet geheime Streiche und Unterhandlungen zu Hülfe, welche der andere, der sich auf sich selbst verläßt, verachtet.

So viele Anstalten zur Aufnahme der Künste schaden ihnen. Indem man unbedachtsamer Weise die Künstler vermehret, so vermischt man solche, das wahre Verdienst wird unter der Menge erstickt, und die dem Geschicktesten schuldige Ehre fällt gänzlich dem Verschlagensten zu Theil.

Wenn eine Gesellschaft wäre, wo Aemter und Rang genau nach den Talenten und dem persönlichen Verdienste abgemessen würden, so könnte ein jeder nach derjenigen Stelle trachten, welche er am beßten zu versehen im Stande ist; aber man muß sich nach gewissen Regeln richten, und dem Werthe der Talenten entsagen, wenn das schlechteste von allen allein dasjenige ist, welches zum Glücke führt.

Es scheint sogar nicht nützlich zu seyn, daß so viele unterschiedliche Talenten entwickelt werden. Um dieses zu thun, müßte die Zahl derjenigen, welche sie besitzen,

genau

genau nach den Bedürfnissen der Gesellschaft abgemessen seyn, und wenn man nur diejenigen zur Bearbeitung der Erde lassen wollte, welche entweder vorzüglich vor andern ein Talent zum Feldbau besitzen, oder von dieser Arbeit diejenigen wegnähme, welche sich besser zu einer andern schicken, so würden nicht genug Arbeiter übrig bleiben, um das Feld zu bauen, und uns Lebensunterhalt zu verschaffen.

Die Talente der Menschen sind wie die Kräfte der Arzeneyen, welche uns die Natur verschafft, unsere Krankheiten zu heilen, obgleich ihre Absicht nicht ist, daß wir derselben nöthig haben sollen. Es giebt giftige Pflanzen, reißende Thiere, und Talenten, welche uns schädlich sind. Wenn man allezeit ein jedes Ding nach seinen vornehmsten Eigenschaften anwenden wollte, so würde man den Menschen mehr Böses als Gutes erzeigen.

Gute und einfältige Völker haben nicht soviele Talente nöthig. Sie erhalten sich besser durch ihre Einfalt, als die andere durch allen ihren Fleiß. Allein nach Maaße, daß sie verderbt werden, entwickeln sie ihre Talente, gleich als wenn sie zur Zugabe der Tugenden dienen, und die Lasterhaften zwingen sollten, auch zu ihrem eigenen Verdruß nützlich zu werden.

Der größte Theil der Bettler besteht aus Vagabunden, allein man muß die Mühseligkeiten des Lebens ein wenig kennen, wenn man nicht weiß, durch wie vielerley Unglücksfälle ein ehrlicher Mann dieses Schicksal über sich ergehen zu lassen, genöthiget werden kann. Wie kann ich also wissen, ob der Unbekannte, welcher mich um Gotteswillen, um meinen Beystand anflehet, nicht vielleicht eben dieser ehrliche Mann ist, welcher im Begriffe stehet, aus Elend zu Grunde zu gehen, und durch meine abschlägige

schlägige Antwort zur Verzweiflung gebracht werden wird.

Derjenige, welcher sagt: Gott helfe euch, sollte daran gedenken, daß die Gaben Gottes in der Hand des Menschen sind, und daß es keine andere Kornböden in der Welt giebt, als die Magazine der Reichen.

Ist man gleich dem Bettler, welcher eine Gabe fodert, nichts schuldig, so ist man doch wenigstens gegen sich selbst verpflichtet, der Menschheit, oder seinem eigenen Ebenbilde Ehre zu machen, und bey dem Anblicke seines Elendes, sein Herz nicht zu verhärten.

Eine gute Mutter belustiget sich, um ihre Kinder zu belustigen, wie eine Taube, welche in ihrem Magen die Körner verdauet, mit welchen sie ihre Jungen ernähren will.

Die Kunst sich zu vergnügen, bestehet vornämlich in der Kunst der Enthaltung. Nicht in der mühsamen und schmerzlichen Enthaltung, welche die Natur beleidiget, und deren Urheber den unsinnigen Gebrauch derselben verachtet, sondern in der kurzen und gemäßigten Enthaltung, welche der Vernunft ihre Herrschaft erhält; und indem sie das Vergnügen würzet, dem Eckel und Misbrauch vorbauet.

Alles, was bloß für die Sinnen, und nicht nothwendig für unser Leben ist, verändert seine Beschaffenheit sogleich, sobald es zur Gewohnheit wird. Es höret auf ein Vergnügen zu seyn, wenn es zur Nothwendigkeit wird. Es ist zu gleicher Zeit eine Kette, welche man sich anlegt, und ein Vergnügen, dessen man sich beraubt. Seinen Begierden allezeit vorkommen, ist nicht die Kunst sie zu befriedigen, sondern sie auszulöschen.

Das

Das beßte Mittel, auch den geringsten Dingen einen Werth beyzulegen, bestehet darinnen, daß man sich solche zwanzigmal versagt, ehe man ihrer einmal genießet. Auf diese Art erhält eine aufrichtige Seele ihre erste Kraft; ihr Geschmack wird nicht abgenutzt, sie hat niemals nöthig, ihn durch Ausschweifungen wieder zu beleben, und öfters schmecket sie mit Entzücken ein kindisches Vergnügen, welches jedem andern abgeschmackt vorkommen würde.

Auf eben diesem Wege gelangt man zu einem noch edlern Ziele; man bleibt Meister über sich selbst, man gewöhnet seine Leidenschaften zum Gehorsam, und lenket seine Begierden nach der Vorschrift. Dieß ist ein neues Mittel glücklich zu werden, denn nur desjenigen genießet man ohne Unruhe, was man ohne Verdruß verlieren kann; und wenn die wahre Glückseligkeit dem Weisen zugehöret, so geschiehet solches deswegen, weil er unter allen Sterblichen derjenige ist, dem das Glück am wenigsten nehmen kann.

Das Leben ist kurz; dieß ist eine Ursache sich dessen bis ans Ende zu gebrauchen, und seine Dauer nach der Kunst auszutheilen, um sich solches so gut als möglich zu Nutze zu machen. Wenn ein einziger Tag, an dem wir gesättiget sind, uns ein ganzes Jahr vom Genuße raubet, so ist es eine sehr schlimme Philosophie, allezeit zu gehen, wohin uns die Begierden rufen, ohne zu betrachten, ob wir nicht eher das Ende unserer Kräfte, als das Ziel unseres Lebens erreichen werden, und ob unser erschöpftes Herz nicht noch vor uns sterben werde.

Die gemeine Epikurer verlieren alle Gelegenheiten, weil sie keine einzige verlieren wollen; allezeit, auch im Schooße des Vergnügens verdrießlich, sind sie nicht im

Stande,

Stande, eines zu finden. Sie verschwenden die Zeit, welche sie nach ihren Gedanken zu rath halten wollen, und richten sich, wie die Geizigen, zu Grunde, weil sie nicht zu gelegener Zeit etwas aufzuopfern wissen.

Der Ueberdruß, beständig nach seiner Bequemlichkeit leben zu können, wird endlich der schlimmste von allen. Die Kunst, die Ergötzlichkeiten zu würzen, bestehet darinnen, daß man sparsam damit ist.

Das weibliche Geschlecht besitzt von Natur die Gabe, die Begriffe und Meynungen des männlichen zuweilen zu verändern, wozu weiter nichts nöthig ist, als eine andere Kleidung, ein Kopfputz von einer andern Gestalt, ein Rock von einer andern Farbe, und die Herrschaft des Geschmacks über die Herzen auszuüben, indem man aus Nichts Etwas macht.

Der Pracht bestehet nicht sowohl in der Kostbarkeit gewisser Dinge, als vielmehr in einer schönen Ordnung des Ganzen, welche die Uebereinstimmung der Theile, und die Einförmigkeit des Vorsatzes desjenigen, der sie gemacht hat, anzeiget. Oder, wenn man lieber will, der wahre Pracht ist die im Großen fühlbar gemachte Ordnung. Daher kömmt es, daß unter allen prächtigen Schauspielen, das Schauspiel der Natur am prächtigsten ist.

Den äußerlichen Glanz und die Verschwendung zu verachten, hat man weniger Mäßigung, als Geschmack nöthig. Die Uebereinstimmung und Ordnung gefällt allen Augen. Das Bild der Wohlfahrt und der Glückseligkeit, rühret ein darnach begieriges Herz; aber was kann eine eitle Zurüstung, welche sich weder auf Ordnung, noch Glückseligkeit beziehet, und zu ihrem Gegenstande nichts hat, als daß sie in die Augen fallen soll, in dem Ver-

stande der Zuschauer für vortheilhafte Begriffe von demjenigen, der sie auskramet, erwecken? Den Begriff von seinem Geschmacke? Zeigt sich der Geschmack nicht hundertmal besser in einfachen Dingen, als in denjenigen, welche von Kostbarkeiten verdeckt sind? Den Begriff von seiner Bequemlichkeit? Giebt es etwas unbequemeres, als den Hochmuth? Den Begriff von seiner Größe? Gerade das Gegentheil.

Der, welcher einen hohen Thurn bauen wollte, that wohl daran, daß er sich vorsetzte, solchen bis an den Himmel aufzuführen; sonst hätte er immer bauen mögen, jeder Punkt, wo er aufgehört hätte, würde nur dazu gedient haben, auch in der Ferne einen Beweis von seiner Ohnmacht abzulegen. O kleiner und eitler Mensch! zeige mir deine Macht, so will ich dir dein Elend zeigen.

Einem vernünftigen Mann würde es unmöglich seyn, eine ganze Stunde lang den Palast eines Fürsten, und den Uebermuth, der in demselben herrschet, zu betrachten, ohne in eine Melankolie zu verfallen, und das Schicksal der Menschen zu beweinen. Hingegen stellet eine Ordnung der Dinge, wo nichts einer angenommenen Meynung überlassen ist, wo alles einen wirklichen Nutzen bringt, und die sich auf die Nothwendigkeiten der Natur einschränkt, nicht allein ein durch die Vernunft gebilligtes Schauspiel dar; sondern sie vergnügt auch sowohl die Augen als das Herz, weil sich der Mensch in derselben nur unter lauter angenehmen Beziehungen erblickt, als wenn er für sich selbst genug wäre, weil sich nirgends ein Bild seiner Schwachheiten zeigt, und weil dieses lachende Gemälde, nie einen niederschlagenden Gedanken erreget.

Die Wirkung eines jeden Dinges in dem Plane einer Oekonomie, entstehet nicht sowohl aus der Beschaffenheit dessel-

desselben, als von dem Gebrauche, welchen man davon macht, und von seiner Uebereinstimmung mit den übrigen; so daß man aus Theilen von geringem Werthe, ein kostbares Ganzes zusammen setzen kann. Es gefällt dem Geschmacke, wenn er etwas neues schaffen, und den Werth der Dinge allein bestimmen kann. So sehr das Gesetz der Mode unbeständig und schädlich ist, so sparsam und dauerhaft ist das seinige. Was der gute Geschmack einmal billiget, ist allezeit gut; ist es gleich selten nach der Mode, so ist es hingegen auch niemals lächerlich; und in seiner sittsamen Einfalt ziehet es unveränderliche und sichere Regeln aus der Uebereinkunft der Dinge, welche fortdauern, wenn die Moden nicht mehr sind.

Der Ueberfluß dessen, was allein nothwendig ist, kann niemals in einen Misbrauch ausarten, weil das Nothwendige seine natürliche Maaße hat, und wirkliche Nothwendigkeiten niemals ihre Gränzen überschreiten können. Mann kann machen, daß ein Kleid soviel kostet, als zwanzig andere; und man kann bey einer Mahlzeit die Einkünfte eines ganzen Jahres verschwenden, aber man kahn nicht zu gleicher Zeit zwey Kleider tragen, oder zweymal in einem Tage zu Mittag speisen. Auf diese Art ist die gemeine Meynung ohne Gränzen, da uns hingegen die Natur von allen Seiten Schranken setzt; und derjenige, welcher in einem mittlern Stande sich auf dasjenige einschränkt, was zu seinem Wohlseyn dienet, lauft keine Gefahr, zu Grunde zu gehen.

Anfangs kostet es Mühe, zu begreifen, wie man einen Genuß von demjenigen haben könne, was man ersparet; und man muß Zeit haben einzusehen, daß die sumptuarische Gesetze Bequemlichkeit und Vergnügen verschaffen.

Wenn man darüber nachdenkt, so vermehret sich das Vergnügen, weil man siehet, daß die Quelle derselben unerschöpflich ist; und die Kunst des Glücks, des Lebens zu genießen, auch dazu dienet, es zu verlängern. Wie sollte man eines Zustandes müde werden können, der auf das genaueste mit der Natur übereinstimmt? Wie sollte man sein Erbgut verlieren können, wenn man solches täglich verbessert? Wie sollte man sein Glück zu Grunde richten können, wenn man bloß seine Einkünfte verzehret? Wenn man jedes Jahr für das künftige gesichert ist, wer kann die Ruhe des gegenwärtigen stören? Die Frucht der vergangenen Arbeit unterstützt den gegenwärtigen Ueberfluß, und der Nutzen der gegenwärtigen Arbeit verkündiget den künftigen. Man genießt zu gleicher Zeit dasjenige, das man ausgiebt, und dasjenige, das man sammelt; und verschiedene Zeitbegriffe vereinigen sich, um die Sicherheit des gegenwärtigen zu bekräftigen.

Wenn die Einkünfte und das Amt, beständig durch die Beschaffenheit der Dinge aufgewogen werden, so kann das Gleichgewicht nicht gebrochen werden, und es ist unmöglich, in Unordnung zu gerathen.

Wenn uns die Fortdauer unseres Zustandes gefällt, so ist es ein sicheres Zeichen, daß wir in demselben glücklich sind. Ein jeder, der sich in dieser Situation befindet, ist mit dem überlebten Tage vergnügt, und verlangt keine andere für den morgenden Tag. Jeden Morgen flehet er den Himmel um einen solchen Tag an, wie der vergangene gewesen war. Er verrichtet immer die nämlichen Geschäffte, weil sie gut sind, und weil er nichts bessers zu thun findet. Dieß heißt ohne Zweifel aller Glückseligkeit genießen, welcher die Menschen fähig sind.

Anstatt

Anstatt eines Haufes von Müßiggängern, welchen man eine gute Gesellschaft nennet, wäre es besser, gewisse Personen zu versammeln, welche das Herz an irgend einem vortheilhaften Orte interessiren, und einige lächerliche Dinge, welche sie an sich haben, durch tausend Tugenden wieder ersetzen.

Für erhabene Seelen hat auch der Umgang mit Bauern etwas reizendes. Man findet bey der ländlichen Einfalt viel ausgezeichnetere Karaktere, viele mehrere durch sich selbst denkende Menschen, als unter der einförmigen Maske der Bewohner der Städte; wo ein jeder sich so zeiget, wie andere sind, und nicht, wie er an sich selbst beschaffen ist. Man findet ebenfalls unter den Landleuten Herzen, welche bey den geringsten Schmeicheleyen empfindlich sind; und sich glücklich schätzen, wenn man einigen Antheil an ihrem Glücke nimmt. Weder ihr Herz, noch ihr Verstand, sind durch Kunst zugestutzt; sie sind nicht unterrichtet worden sich nach unsern Muster zu bilden, und man darf nicht besorgen, bey ihnen den Menschen nach dem Menschen, anstatt den Menschen nach der Natur zu finden.

Drey

Drey merkwürdige Kapitel für den Prinzen.

1.

Von den Kundschaftern in der Monarchie.

Muß eine Monarchie wohl Ausspäher haben? Tugendhafte Fürsten brauchen selbige ordentlicher Weise nicht. Wenn ein Mensch den Gesetzen treu ist, so hat er dasjenige erfüllt, was er dem Fürsten schuldig ist. Seine Wohnung wenigstens muß ihm eine Freystatt, und seine übrige Aufführung in Sicherheit bleiben, das Auskundschaften würde vielleicht noch erträglicher seyn, wenn es von ehrbaren Leuten könnte ausgeübt werden: es läßt sich aber leicht von der nothwendigen Ehrlosigkeit der Person auf die Schändlichkeit der Sache schließen. Ein Fürst muß mit seinen Unterthanen aufrichtig, ungezwungen, vertraulich umgehen. Derjenige, welcher in so großer Unruh, Verdacht, und Furcht ist, gleicht einem Schauspieler, der auf den Schauplatz getretten, und in seiner Rolle, die er spielen soll, irre geworden ist. Wenn er sieht, daß überhaupt die Gesetze in ihrer Stärke sind, und daß sie in Ehren gehalten werden, so kann er sich sicher schätzen. Das allgemeine Verhalten versichert ihm wegen des Verhaltens aller einzeln Personen.

Er fürchte nur nichts, so sey er gewiß, daß man ihn mehr zu lieben geneigt seyn wird, als er glauben sollte.

Und

Und warum sollte man ihn nicht lieben? er ist ja die Quelle fast von alle dem Guten, welches geschieht, und alle Bestrafungen geschehen gleichsam auf Verantwortung der Gesetze. Er zeigt sich dem Volke niemals, als mit einem heitern Gesichte; sein Ruhm selbsten theilet sich uns mit, und seine Macht schützt uns. Eine Probe, daß man ihn liebet, ist, weil man soviel Vertrauen in ihn setzt, und sich allezeit einbildet, wenn ein Staatsbedienter etwas abschlägt, der Fürst würde es bewilliget haben. Auch in den öffentlichen Trübseligkeiten mißt man die Schuld seiner Person gar nicht bey; man beklagt sich darüber, daß er nichts davon weiß, oder daß er von verderbten Leuten eingenommen ist: **Wenn es der Fürst wüßte**, sprechen die Unterthanen. Diese Reden sind eine Art von Anrufung, und eine Probe des Vertrauens, das man zu ihm hat.

2.

Von den Briefen ohne Namen ihres Verfassers.

Die Tartarn sind gehalten, ihren Namen auf ihre Pfeile zu setzen, damit man die Hand erkennet, woraus sie kommen. Als Philipp von Macedonien bey der Belagerung einer Stadt verwundet worden, so fand man auf dem Wurfspieße die Worte: **Aster hat diesen tödlichen Streich dem Philippus beygebracht.** Wenn diejenigen Leute, welche jemanden anklagen, solches in Absicht auf das gemeine Beste thäten, so würden sie ihre Anklage wider selbigen nicht vor dem Fürsten anbringen, welcher leicht einzunehmen ist, sondern vor den Obrigkeiten, welche Regeln haben, die nur den Verleumdern fürchter-

fürchterlich sind. Wenn sie die Gesetze nicht zwischen sich und dem Beklagten lassen wollen, so ist es eine Probe, daß sie Ursache haben, sich vor selbigen zu fürchten: und die geringste Strafe, die man ihnen auferlegen kann, ist, daß man ihnen gar nicht glaubt. Nur in den Fällen verdient eine solche Anklage Aufmerksamkeit, wo die Langsamkeit des gewöhnlichen gerichtlichen Verfahrens nicht statt findet, und wo es auf die Wohlfahrt des Fürsten ankömmt. Hier kann man glauben, daß derjenige, welcher jemanden anklagt, sich selbst Gewalt gethan habe, um seine Zunge zu lösen, und sie reden zu lassen. Allein in andern Fällen muß man mit dem Kaiser Constans sagen: Wir können keinen Verdacht auf denjenigen haben, wider den sich kein Ankläger zeigt, weil es ihm doch nicht würde an einem Feinde gefehlt haben.

* * *

Von den Verhältnissen, welche die Auflage der Steuern, und die Größe der öffentlichen Einkünfte mit der Freyheit haben.

3.

Von den Einkünften des Staats.

Die Einkünfte des Staats sind ein Theil, welchen jeder Bürger von seinem Vermögen giebt, um den andern Theil desselben in Sicherheit zu haben, und ihn in Friede und Ruhe zu genießen.

Um diese Einkünfte wohl zu bestimmen, muß man sowohl auf dasjenige sehen, was der Staat zu seiner Nothdurft braucht, als auf das, was der Bürger zu seiner nothwendigen Unterhaltung haben muß. Man muß den Unter-

Unterthanen ihre wirklichen Bedürfnisse nicht entziehen, um dem Staate eingebildete Bedürfnisse zu verschaffen.

Die eingebildeten Bedürfnisse sind solche, welche den Leidenschaften und Schwachheiten derjenigen, welche regieren, die Reizung eines ausserordentlichen Anschlags, die eitle Ruhmsucht und eine gewisse Ohnmacht des Geistes bey ausschweifenden Einfällen erfordern. Oefters haben diejenigen, welche unter dem Fürsten mit einem unruhigen Geiste am Staatsruder sassen, die Bedürfnisse ihrer niederträchtigen Seelen für Bedürfnisse des Staates gehalten.

Nichts erfordert mehr Weisheit und Klugheit als denjenigen Theil zu bestimmen, welchen man den Unterthanen nehmen, und welchen man ihnen lassen soll.

Man muß die öffentlichen Einkünfte nicht nach demjenigen abmessen, was das Volk geben kann, sondern nach dem, was es zu geben schuldig ist: und wenn man sie nach demjenigen abmißt, was es geben kann, so muß es wenigstens das seyn, was es allezeit geben kann.

* * *

Eine Frage an den Prinzen, die er täglich überlegen soll.

4.

Welches ist dem Fürsten und dem Volke dienlicher: Wenn man die Abgaben des Landes verpachtet, oder wenn sie die Verwaltung selbst darüber haben.

Ein Fürst oder ein Volk, welche die Einkünfte nicht verpachten, sondern selbst verwalten, handeln als ein gu-

ter

ter Hausvater, welcher mit gehöriger Sorgfalt und Ordnung seine Einkünfte selbsten zieht.

Wenn der Fürst die Einkünfte seines Landes nicht verpachtet hat, so kann er die Unterthanen zu Erlegung der Steuern antreiben, oder kann ihnen Nachsicht darinnen geben: nachdem es sein Bedürfniß, oder die Bedürfnisse der Unterthanen erfordern. Wenn er die Einkünfte selbsten zieht, so erspart er dem Staate den unermeßlichen Profit, welchen die Pachter ziehen, die ihn auf unzählige Arten erschöpfen. Wenn er die Einkünfte selbsten verwaltet, so verschont er das Volk mit einem Anblicke, welcher demselben soviel Schmerzen verursacht, mit dem Anblicke solcher Leute, die aus elenden Umständen plötzlich zu großen Reichthum gelangen. Wenn er die Einkünfte für sich behält, so geht das Geld, welches die Unterthanen entrichten, durch wenig Hände; es langt unmittelbar an den Fürsten, und kömmt folglich weit geschwinder wieder an die Unterthanen. Wenn der Fürst seine Einkünfte nicht verpachtet, so verschont er die Unterthanen mit einer unzähligen Menge schlimmer Gesetze, welche der unverschämte Geiz der Pachter von ihm verlangt, der stets einen gegenwärtigen Vortheil von Verordnungen zeigt, deren künftige Wirkungen Elend seyn werden.

Da derjenige, welcher Geld hat, allezeit Herr über den andern ist, so macht sich der Pachter über den Fürsten selbst zum Despoten. Er ist zwar nicht Gesetzgeber: aber er nöthigt den Fürsten, Gesetze zu geben.

Montesquieu.

Von

Von den Gesetzen.

Ungerechte Könige erregten das Verlangen nach gerechten Gesetzen. Die Gesetze bleiben beständig für jedermann einerley, sie sind weder der Verführung noch dem Eigensinn unterworfen.

Kluge und tugendhafte Könige opferten bisweilen einen Theil ihrer Macht dem allgemeinen Besten auf, feßelten sich selbst mit den Banden der Billigkeit, und wurden Gesetzgeber.

Vorhero ehe noch ein bestimmtes Gesetz vorhanden war, war derjenige, welcher einen andern ums Leben brachte, ein des Todes würdiger Böſewicht, das Natur-Gesetz verurtheilte ihn, weil es ihm verbote niemand seines Gleichens am Leben anzugreifen, da er selbst wollte, daß man das seinige schonen sollte.

Ehe noch die Gesellschaft gebildet war, ehe man wegen des Eigenthums, welches die vereinigte Gesellschaft nothwendig machte, übereingekommen war, begieng derjenige, welcher sich von der Frucht des ersten besten Baums, den er antraf, nährete, keinen Fehler, sondern befriedigte nur bloß die Bedürfniß der Natur.

Nachdem aber die Gesellschaft einmal errichtet ist, und selbige als eine nothwendige Folge ihrer Verfaßung allen ihren Mitgliedern ihre eigenen Besitzungen anweisen mußte, so ist derjenige, welcher sich an dergleichen Eigenthum eines andern vergreifet, sträflich. Er verdienet auf eine solche Art gestrafet zu werden, wie es die Gesellschaft

am

am beßten befindet, um die Ordnung als ihren wesentlichsten Theil zu unterhalten, und zu behaupten.

Die Gesetze der Zuträglichkeit, sonst die bürgerlichen Gesetze genannt, sind solche Verordnungen, welche die Regierung ergehen läßt, und darinnen den Bürgern vorschreibet, was sie thun, und verbietet, was sie unterlassen sollen.

Es ist nicht nöthig, daß ein Gesetz um seine völlige Kraft zu erhalten, von allen Bürgern gebilliget und gut gesprochen werde. Es ist schon genug, wenn solches von denjenigen Personen abgeschloßen worden, an welchen das Volk das Recht der gesetzgebenden Gewalt erkennet.

Wenn ein Gesetz dem allgemeinen Wohl nützlich ist, so ist es gut, und sollten auch einige Privat-Personen dadurch beleidiget werden, wenn anders das Gute, so das Gesetz zuwege bringen solle, nicht anders als durch diese besondere Verletzung bewerkstelliget werden kann.

Das wäre ein verdammungswürdiges Gesetz, welches einige einzelne Personen verletzete, und doch der Gesellschaft keinen Nutzen verschaffete.

Was sollte man aber von einem Gesetzgeber sagen, welcher den ganzen gesellschaftlichen Körper beleidigte bloß aus der Ursache, um dadurch einigen Mitgliedern einen Vortheil zu verschaffen? Würde er nicht einem Menschen gleichen, der mit dem Grund seines Hauses sein Dach auszieren wollte?

Wenn sich aber die Regierung betrüget, so kann sie öfters erst nach einer langen Erfahrung diesen Betrug merken.

Ein Gesetz, welches zwar der allgemein vereinigten Gesellschaft vortheilhaft ist, wobey aber doch irgend eine einzelne Person leiden muß, wird jederzeit von dieser einzelnen

zelnen Person und ihren Anhängern verdammet, ob es ihr schon selbst auch zugleich eben deswegen nützlich seyn muß, weil es dem ganzen Staatskörper nützlich ist.

Wer sich in seinen Begierden durch ein Gesetz eingeschränket befindet, beklaget sich über dieses Gesetz. Er würde sich aber noch weit mehr beklagen, wenn man den ausgelassenen Begierden seiner Mitbürger freyen Lauf ließe.

Ein Gesetz, welches eine nothwendige Verbeßerung anbefiehlt, wird von demjenigen niemals gebilliget werden, deßen Wohlstand durch diese Verbesserung leidet.

Welches Gesetz nicht von der Gerechtigkeit angegeben ist, und nicht auf den Vortheil der ganzen Gesellschaft abzielet, sondern nur von der Macht vorgeschrieben ist, das ist kein wahres Gesetz, sondern nur eine eigensinnige oder tyrannische Handlung.

Ihr Bürger! wenn die Gesellschaft, in welcher ihr lebet, sich lange Zeit mit einer gewissen gesetzgebenden Form aufrecht erhalten hat, so glaubet sicher, daß diese Form euch zuträglich ist. Verachtet ja deswegen euer Vaterland nicht, weil ihr die gesetzliche Verfassung desselben tadeln höret, und tiefsinnige Träumer eine Veränderung derselben anrathen.

Die Zeit einer Reformation ist ein äußerst critischer und bedenklicher Zeitpunkt, und eine jede Crisis oder Bedenklichkeit, von welcher der Ausschlag abhängt, ist gefährlich, weil man nicht weiß, wie der Ausschlag ausfällt. Durch eine Veränderung der Regierung leidet der Staatskörper, anstatt daß man seine Stärke vermehren will, laufet man Gefahr ihm den letzten Stoß zu geben. Ein jedes altes Gesetz ist heilig; man darf solches nicht anders als mit zitternder Hand berühren. Es kann mangelhaft

gelhaft, und doch zugleich der Verfaßung des Körpers, der solches angenommen hat, gemäß seyn.

Ein gesunder Mensch muß sich an seine gewöhnliche Lebensordnung halten, und eine blühende Gesellschaft muß ihre Gesetze immer beybehalten. Nur in Krankheiten gebraucht man Hülfsmittel, weil ein jedes Hülfsmittel ein Uebel ist.

Wir wollen uns einen Baumeister vorstellen, der mit der Bauart von Paris oder London nicht zufrieden wäre, und den Vorschlag machte, diese Städte niederzureißen. Hier haben wir den richtigsten Begriff von einer Menge von Schriften, worinnen die Verbeßerung der Gesellschaft abgehandelt wird. Und was das allerschlimmste ist, so suchen die mehresten dieser Schriftsteller Paläste niederzureißen, um an deren Stelle Strohhütten zu erbauen.

Sie sollen einmal hören, was Montagne an sie geschrieben zu haben scheinet. Vielleicht werden sie ihn für nichts weiters als einen mit kleinen Vorurtheilen eingenommenen Menschen ansehen.

Nichts ist leichter, sagt er, als eine Polizey der Unvollkommenheit beschuldigen, da alle menschliche Dinge voller Unvollkommenheit sind. Noch viel leichter kann man einem Volk eine Verachtung wider ihre alten herkommlichen Gebräuche und Gewohnheiten einflößen. . . . Allein einen bessern Zustand an die Stelle dessen, den man zu Grunde gerichtet hat, herzustellen, dieses ist der Punkt, wobey die mehresten, so es unternommen haben, gescheitert sind. . . . Ich folge gerne und willig dem allgemeinen Weltlauf und der öffentlichen Ordnung. Glücklich ist das Volk, welches das, was man ihm befiehlt, besser als seine Gebiether befolget, ohne sich um die Ur-

sachen

sachen zu bekümmern, und sich ohne Widerstand so lange fortwalzen läßt, bis es zu dem Himmel zugerollet wird.

Weiser Montagne, jetzt weiß man viel mehr, als dir bekannt gewesen. Einige verlangen nichts als eitel Landleute zum Ackerbau zu haben; andere wollen den Feldbau gar verbieten, weil das Pflügen auf dem Feld der Anfang des menschlichen Verderbens gewesen; wiederum andere geben den Rath die Bevölkerung zu schwächen, um den Feinden mit bessern Nachdruck widerstehen zu können. Glücklicher Montagne, warum hat man deine Unwissenheit nicht beybehalten?

Vom Ton der Natur.

Eine Vorlesung für den Prinzen auf einem Spatziergang.

Vergnügen ist der allgemeine Ton der Natur. Freude ist der letzte Wunsch aller empfindenden Wesen: sie ist dem Menschen, was Luft und Sonnenschein den Pflanzen ist. Durch süßes Lächeln kündigt sie die ersten Entwicklungen der Menschheit im Säugling an, und ihr Abschied ist der Vorbote der Auflösung unsers Wesens. Liebe und gegenseitiges Wohlwollen sind ihre reichesten und lautersten Quellen, Unschuld des Herzens und der Sitten die sanften Ufer, in welchen sie dahin fließen. Diese Aehnlichkeit der Grundzüge, die die Gottheit über jede Zone des Himmels verbreitet; dieser allgemeine Ton der Natur, den sie bey allen Nationen vom Anfang der Zeiten unverändert erhalten hat, ist der unleugbarste Beweis

weis des Unendlichgütigen, der jedes Fäserchen des wundervollen Gewebes unsers Gehirns und Herzens, unsers ganzen Wesens zu Werkzeugen des Vergnügens gemacht; das uns die Natur aus Himmel und Erde, und allen Elementen, aus allen ihren Modifikationen darbiethet. So wie sich alles Böse, das wider das reine Gesetz der Natur ist, in Schmerz auflöset, so löset sich alles Gute in Vergnügen auf. Dieß ist die große Harmonie der Natur, in welcher sogar der Schmerz vom Uebel entfernt, in welcher es zum Vergnügen vorbereitet und schärft, in welcher er das ist, was der Schatten in einer schönen sonnichten Landschaft, oder was die Dissonanz in einer Symphonie. So sagt Cyrus im ersten Buche des Xenophon, so sagt Xenophon nach dem Socrates, so sagt Psammis nach dem Xenophon: „Die Versüßung der Natur entspringt aus der Arbeit. Ohne Arbeit ist keine Gesundheit der Seele noch des Leibes, ohne diese keine Glückseligkeit möglich.“ Die Natur belohnt uns für den Gehorsam, den wir ihr erweisen, mit dem Genuß ihrer größten Gaben. Sie führt uns von der Arbeit zum Vergnügen, sie leitet uns vom Vergnügen zur Ruhe, sie bereitet aus der Ruhe wieder unsern Geschmack zur Arbeit. Die Arbeit selbst, die unserm Vermögen angemessen und nicht die Auflage der Tyranney, sondern das Beförderungsmittel des freyen Wohlstandes ist, verbreitet über unser ganzes Wesen eine Art von sanfter Wohllust, die unser Vermögen, unsere Kräfte, unsere Empfindungen, und jedes damit verbundene Vergnügen bis an die Gränze des Lebens vermehret.

Den Ton der Natur nicht hören, nicht kennen, heißt sein eigen Herz nicht kennen wollen, sein Glück mißkennen, und gegen jede Stimme des Vergnügens taub und

fühllos

fühllos seyn. So oft uns die Natur mit den seligsten ihrer Empfindungen erfreut; so oft die tausendartigen Sympathien der Liebe in unser Herz übergehen, und sollte es ein Herz, ein einziges Herz auf dem Erdboden geben, in welches sie nicht übergangen wären? so oft ruft sie uns laut und unwiderstehlich zu Freude und Vergnügen auf. Kein Redner hat ihre Sprache eindringender, kein Dichter hat sie rührender gesungen, kein Zeuxis treffender und reizvoller geschildert, als ihre leise Stimme in jedem Herzen des Fühlenden, in jedem Auge der Unschuld mit allmächtigen Tone spricht: „Breite deine Liebe über die ganze Natur aus, liebe alles, was ihr allgemeinstes Geschenk, das Daseyn mit dir theilet! Liebe jeden, in welchem du die ehrwürdigen Kennzeichen der Menschheit erblickest, sollten es auch nur ihre Ruinen seyn! Freue dich mit jedem, der sich freuet; trockne die Thränen der Reue von den Wangen der bestraften Thorheit, und küße aus den Augen der Unschuld die Thränen des Mitleidens mit sich selbst! Vervielfache dein Wesen, und gewöhne dich, in jedem Menschen das Bild deiner eigenen Natur, und in jedem guten Menschen dein andres Selbst zu lieben. Empfinde, so oft du kannst, das reinste und größte aller Vergnügen auf Erden und im Himmel, das Vergnügen, andre glücklich zu machen!"

Dieses ist der Becher des Vergnügens, wovon etliche Tropfen genug sind, uns aller Mühseligkeiten des Lebens vergessen zu machen. Sie leitet uns nie fehl, die süße Stimme der Natur: nur unsere Gierigkeit im Geniessen, unsere Unachtsamkeit auf ihre Warnungen, unsere Ungeduld leitet uns von der Bahn des Vergnügens ab. Denn ist sie es nicht, die Natur, die uns von einem Grade der Entwickelung zum andern fortführt, die durch die Bedürf-

 nisse

nisse unsre Einbildungskraft, und durch die Einbildungskraft unsre Leidenschaften ins Spiel setzt, die die vermehrte Geselligkeit, das verfeinerte Gefühl, die Erhöhung unsrer empfindenden und thätigen Kräfte hervorbringt, wodurch der Kreis unsrer Vergnügungen erweitert, und die Fähigkeit, unsres Daseyn froh zu werden, mit unsern Begierden zugleich vermehrt wird? Da wo die Stimme der Natur nicht mehr gehört wird, wo ihr Ton von dem Ton des Despotismus überstimmt wird, da hört die Freude und jedes Vergnügen auf: da macht eine allgemeine Muthlosigkeit alle Triebräder der Vervollkommung stille stehen. Das Genie wird im Keime erstickt, der Fleiß abgeschreckt, und die Stelle der Leidenschaften, durch deren beseelenden Hauch die Natur den Menschen entwickelt und zum Werkzeug ihrer großen Absichten macht, nimmt fressender Gram und betäubende Verzweiflung ein; da geht alles Gefühl der Würdigkeit der Natur, des Edlen, des Schönen, alles Bewußtseyn der angebohrnen Rechte verloren. Die Spanier rühmen sich, daß die Sonne in ihren Reichen niemals auf und untergehe, sie sollten vielmehr sagen, daß die Sonne niemals über ihre Verbrechen untergehe. Sie haben die Stimme der Natur in allen Schlachtopfern ihrer Grausamkeit und ihres Stolzes, bis auf die Möglichkeit, wieder aufzuleben, erstickt. Sie lassen in den glücklichen Gefilden des mexikanischen Ueberflußes, in den blühendsten Auen des unerschöpflichen Siciliens, in Ländern, über welche die Natur ihr ganzes Füllhorn ausgegossen hat, die traurigen Zeugen ihrer Unmenschlichkeit verhungern, in eben dem Lande verhungern, wo sonst lucullische Verschwendung und der äußerste Grad der Ueppigkeit herrschte.

Heilige

Heilige Freyheit! deine Segnungen allein sind Segnungen der Seele! Unser Theil sey noch so geringe, mit dir ist es das Loos des Vergnügens; ohne dich werden die reichsten Gaben der Natur zum Fluche. Ruhe und Traurigkeit komme über die, die sie dazu gemacht haben; die freye Menschen wie einen Haufen Maschinen behandeln, die so, wie die übrigen Thiere, von der Natur hervorgetrieben werden, für sie zu arbeiten, die keinen Anspruch an Ruhe, Gemächlichkeit, und Vergnügen zu machen haben!

Welcher Gegensatz zwischen Sicilien, die ehemals die Kornkammer des ganzen römischen Reichs war, und zwischen der Schweiz, die mehr ein Auswuchs von Europa als ein bewohnbarer Aufenthalt zu seyn scheint!

In dem sicilianischen Enna, wo sonst alle Zaubereyen der verschwenderischen Natur vereinigt waren, wo noch der Reichthum ihrer offenen und verborgnen Schätze unerschöpflich ist; in eben diesen malerischen Dichtergegenden seufzen die unglücklichsten, elendesten, und ärmsten Sklaven; in eben dem Lande bewaffnet die äußerste Armuth die Hand der Verzweiflung mit dem Dolch der Wuth; und in dem ewigen Eis der bergichten Schweiz, wo die Natur alle ihre Kälte ausgegossen hat; in dem, von ihr vergessenen Lande, das voller Seen, Moräste und Wälder ist, das mit ungeheuren Felsen und ewigen Eisbergen umgeben ist, da hat sie die glücklichen Einwohner mit den unersteiglichen Bollwerken der Freyheit umgeben.

Bloß die Freyheit wirket diese Wunder. Unter ihren schöpfrischen Händen werden die rauhesten Felsen zu fruchtreichen Weyden, die ödesten Wälder zu schönen ebenen Gefilden, die Seen und Flüsse zu Quellen des Vergnügens, und die unwirthbarsten Haiden zu segenvollen Erndte-

 felder.

feldern. Doch was bedarf die Mäßigkeit der freyen Kinder der Natur, des Reichthums und des Ueberflußes? In ihren sorglosen Hütten herrscht die Zufriedenheit und die Tochter der Natur, die Freyheit, schon längst aus gesitteten Ländern verbannt. Der fröhliche Fleiß ersetzt ihre leichten Bedürfnisse, und die rosenfarbige Gesundheit sitzt im Arme der Unschuld am kleinen ländlichen Tisch, und haucht Fröhlichkeit in jedes Herz.

Den Ton der Natur verlassen, führet auf jedem Abwege zum Verderben: im Physischen zu Krankheit und Schmerz, im Politischen zur Sklaverey, und im Moralischen zum Unsinn. Die Vernunft kennt keine größere Wahrheiten, als die von Gott, der Quelle der Vernunft und der Wahrheit ableiten. Von ihm fließt das Licht über alle Theile der Wissenschaften, die wir zu erkennen fähig sind. Von ihm kömmt alles Gute, welches nur das in Handlung gebrachte Wahre ist. Wer ihn mißkennt, verliert zugleich die Richtschnur des Guten und Wahren. Beyde sind Gegenstände der Philosophie, und können nur von dem gesagt werden, der bis zur Quelle des Ewiggüten und Wahren hinaufzusteigen, und daraus zu schöpfen fähig ist.

Wie konnte ein Mann, der in den traurigen Finsternissen der Epikuräer keinen Sonnenstrahl der Wahrheit sahe, sein stolzes Gewebe von Dialektick, das System der Natur nennen? Wie konnte er es wagen, die ersten Gründe aller Kenntnisse wegzunehmen, und ein Luftgebäude aufzuführen, das weder Grund noch Stützen, weder Licht noch Schein, weder Wahrheit noch Nutzen hat? Wäre auch kein Retter der so oft verkannten Wahrheit, wäre auch kein Boudier de Villemaire aufgestanden, der das mirabeauische Schandsystem zerstört hätte, nie würde das

Auge

Auge der Wahrheit und der Natur allen Auswüchsen der vermessenen Aberweisheit, weder voltairischen noch helvetischen Irrlichtern gefolgt seyn. Keiner hatte den Ton der Natur.

Sobald wir den Ton der Natur verfehlen, denn kehrt unsere geblendete Vernunft in eine Mirabeauische Welt zurück, wo sie ungestraft ihr Daseyn in nichts auflösen kann, wo sie des elenden Trostes der Bösen genießet, überall Mitgenossen ihres Elendes zu sehen. Wie viel wissen wir nicht, wie froh können wir alles übrigen entbehren, wenn wir gelernt haben glücklich zu seyn! Und wie leicht hat die Natur jedem ihrer Kinder diese Kenntnisse gemacht! Jede harmonische Bewegung unsers Körpers, jede sanfte Empfindung der Freude, der Liebe, der zärtlichen Sympathie verschönert uns; jede allzu heftige oder unordentliche Bewegung, jede ungestüme Leidenschaft, jede neidische und übelthätige Gesinnung verzerrt unsre Gesichtszüge, vergiftet unsern Blick und würdigt die schöne menschliche Gestalt zur sichtbaren Aehnlichkeit mit irgend einer Art von Vieh herab. So lange Güte des Herzens und Fröhlichkeit der Ton unsers Ausdrucks und die Seele unsrer Handlungen bleiben, sind wir immer glücklich. Freude, Liebe und Unschuld stimmen den Menschen in Harmonie mit sich selbst und mit der ganzen Natur, die das Ohr an kunstlose aber seelvolle Melodien gewöhnen, aus welchen schöne Gefühle athmen, die das Herz in sanfte Bebungen setzen, oder die einschlummernde Seele in süße Träume wiegen.

Der höchste Grad des Vergnügens, dessen der Mensch fähig ist, sagt der Philosoph Tlantlaquacapatli, ist mit den Empfindungen unaufhörlich verbunden, welche den großen Endzweck unsres Daseyns befördern. „Glaube ich am

am Ende einer feurigen Bestrebung meines Geistes durch die krummen Irrgänge der Einbildung eine schon lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben, oder unterhalte ich mich mit Anschauung eines tugendhaften Charakters; oder mein besseres Selbst hat einen Sieg über das unedlere erhalten, oder ich habe dem süßen Zug der Menschlichkeit gefolgt, und mit sanfter mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewischt, die Freude ins bleiche Angesicht des Bekümmerten zurückgerufen. In allen diesen und ähnlichen Fällen fühle ich in dem entscheidenden Augenblick diese göttliche Flamme sich mit einer unaussprechlichen geistigen Wohllust durch mein ganzes Wesen ergießen. Habe ich nicht, o Montezumba! den Becher der Freude rein ausgetrunken, und den letzten Tropfen von meinem Nagel abgeschlürft? Aber ich behaupte dir und schwöre, daß die Wohllust, eine gute That zu thun, die größte aller Wohllüste auf Erden ist. — Prinz! eure Unterthanen sind Menschen, keine Sklaven. —

Vom Gefallenden.

> Der Stolz des Prinzen sey —
> Durch Tugend zu gefallen.

Der Wunsch zu gefallen ist allen Ständen gemäß; denn er kann nur solche Mittel brauchen, die die Vernunft billigt, und die dem Herzen Ehre machen. Die Coquetterie, die allezeit aus einem Mangel an Einsichten, Zerstreuung, angenommenes Wesen, Mangel des Wohl-

standes,

standes, an die Stelle der einfachen allezeit gefallenden Natur setzen will, verunstaltet mehr, als sie Beyfall erhält. Sobald der erste Morgenglanz, der alles erborgte in ein angenehmes Licht setzt, vorüber ist, so ist die Eitelkeit der einzige Trieb aller Handlungen, die von schmeichelnden Träumen kurze Zeit erhalten, und stets vom Gelächter und Verachtung bekleidet werden.

Wenn hingegen die Vernunft unserm Wunsch unserm Trieb zu gefallen die Richtung giebt, wie viel Mittel giebt er uns denn, uns liebenswürdig zu machen; wie beseelt er denn jedes glückliche Talent; in welches angenehme Licht setzt er denn jeden Zug unsers Charakters; wie verschönert er jede Bildung der Natur, die Erziehung und guter Ton verfeinert haben! Wenn in unsrer Rede und in unsrer Handlung, in unserm Ausdruck und Minen eine vollkommene Uebereinstimmung ist, so giebt dieß eine allgemein gefallende Idee. Man nimmt dieses bey keiner Gelegenheit leichter wahr, als auf dem Theater. Man unterscheidet durch nichts so leicht den feinen geübten und aufgeklärten Weltmann von dem, der es nur zu seyn glaubt. Man sieht oft Personen, bey denen bloß die Stellung, die Mine, der Blick, der Ton, den unbedeutendsten Unterhaltungen so viel Interessantes giebt, daß man ihnen unmöglich die Aufmerksamkeit entziehen kann; daß man sogar Witz, Gelehrsamkeit und Scharfsinn voraussetzt. Es ist an dem, daß dieser erste Eindruck bald verlöscht, wenn der innere Werth der Seele fehlt: aber das Verlangen und die Bemühungen zu gefallen, die sich in der Achtung, in der Aufmerksamkeit, in der allgemeinen Höflichkeit äußern, sind allezeit liebenswürdig, und überall gefallend.

Es

Es giebt Personen, die eine Anlage haben, alles, was unsern Vorstellungen schmeichelt, in ein reizendes Licht zu setzen; alles, was die Empfindlichkeit des Herzens rühren, oder den Werth eines Vergnügens erhöhen kann, bald auszufinden, die in allen ihren Minen und Worten ausgedrückt ist; die Freude, die sie auf jeden in der Gesellschaft verbreiten, scheinet ein Schatz zu seyn, der zum Vergnügen allen Theilnehmenden bestimmt ist. Sobald aber ähnliche Charaktere nicht von dem Wunsch zu gefallen, sondern bloß von dem, zu glänzen, angetrieben werden, so hören sie auf, interessant, gefallend, und liebenswürdig zu seyn.

Es giebt eine Periode in unserm Leben, wo wir fast allezeit gefallen, aber sie ist die kürzeste aller unsrer Illusionen. Wenn wir zum erstenmal auf das weite Theater der großen Welt treten, es sey, daß wir aus Schulen oder Klöstern, oder aus der Einsamkeit der Privaterziehung kommen, so ist alles unsern Augen neu, alles reizt die Empfindlichkeit unsres Herzens, alles giebt uns den Ton der Naivität. Der erste Zauber der Sinne, der erste Eindruck des Ungesehenen, die erste Entzückung des Ungefühlten, der erste Roman, der bey seinem Ausgange das Herz aus dem Lande der Ideen, in dem wir waren, in das Alltägliche zurücksetzt; die erste Täuschung unsrer brennenden Imagination scheinet sich in allen, die mit uns verbunden sind, zu erneuern: wir gefallen, ohne es zu wissen, wir werden nicht bewundert, aber bedauert und geliebt. Die Situation, in welcher wir denn stehen, der erste Erfolg unsres Auftritts, die Verbindungen, in denen wir alsdenn sind, entscheiden oft auf das ganze Leben die Mine unsres Charakters, die Biegsamkeit oder Unbiegsamkeit

samkeit unsrer Seele, die Geselligkeit oder die Ungeselligkeit, das Einnehmende oder Beleidigende.

Ist der Erfolg unsres ersten Auftritts glänzend, so ist der Neid unzertrennlicher von uns, als unser Schatten. Nur der Wunsch zu gefallen, kann uns denn bescheiden im Glück, warnend vor das unmäßige Zutrauen, achtsam auf den Vorzug, den wir verbergen müssen, und zuvorkommend gegen Geringere machen. Die Ehrenstellen, die uns keinen wesentlichen Vorzug geben, wenn sie von unsren Ahnen, vom Vermögen, von gewissen Verbindungen u. d. gl. abhängen, scheinen uns gleichwohl durch die Unterdrückung des Stolzes und durch die Bemühung, auch denn noch zu gefallen, wenn wir es nicht mehr brauchen, einen eigenthümlichen Vorzug zu geben.

Die Achtung gegen diejenigen, über welche uns Wohlthaten oder Dienstleistungen eine Superiorität gegeben haben, ist denn eine der nothwendigsten Pflichten, die uns der Wunsch zu gefallen empfehlen kann. Ohne sie ist die Unerkenntlichkeit und oft der Ausbruch der Feindschaft, die Folge unsrer fruchtlosen Großmuth. Es ist leicht, unsre Unachtsamkeit, unsere Vertraulichkeit für eine Aeußerung des Stolzes oder des Uebergewichts, das wir uns gleichsam selbst bezahlend zu geben scheinen, anzusehen. Sollte es uns nicht zum Vorwurf gereichen, das Vergnügen, das wir in einem, den wir glücklich gemacht haben, aufkeimen sahen, durch unsre Gleichgültigkeit wieder auszutilgen? Der Wunsch zu gefallen, auch denn, wenn wir unsern Zweck erreicht haben, erwirbt uns allgemeine Achtung, Beyfall von Fremden, Liebe von Freunden und Ehrfurcht selbst von Feinden.

Eine noch wesentlichere Eigenschaft, uns allgemein gefällig zu machen, ist die Nachsicht gegen Fehler, die Dul-

dung

dung kleiner Schwachheiten, die Vorsicht bey nachtheiligen Urtheilen, die Entschuldigung, wenn es auf unsre Meynung ankömmt. Diese Mäßigung ist eine Eigenschaft, die eben so liebenswürdig als selten ist; sie zeigt von eben so viel Klugheit als Güte des Herzens. Die Zeit vernichtet gemeiniglich die lieblosen Urtheile, die Spöttereyen der Witzlinge, und den Tadel der Boshaften, und denn ist das beredtere Schweigen, oder die Entschuldigung eine Ursache mehr, die uns gefallend machen kann.

Nachläßigkeiten sind am leichtesten fähig, Misfallen zu erwecken. Gleichgültigkeit ist das kränkendste, was einem Mann von Verdiensten im Unglück begegnen kann; wie erfreuend ist es ihm gegentheils, nichts von der Achtung edelgesinnter Personen verloren zu haben! wir entschädigen den Gefühlvollen bloß dadurch vor alles, was ihm das Glück entzog. Wir empfinden ein eignes Vergnügen in dem, das wir ihm verschaffen. In so fern ist die Gesellschaft der wahre Balsam des Lebens.

Es giebt Personen, die mit einem gewissen, unwiderstehlichen Hange zum Stolz in die Welt treten, oder die sich darum nicht davon losmachen, weil sie keine Ursache wichtig genug finden, ihn abzulegen. Der Wunsch zu gefallen, den ihnen denn die Zärtlichkeit abnöthigt, giebt sie denn der Gesellschaft wieder; eine Demüthigung, die sie nicht erwarteten, macht ihren Charakter oft allein biegsam und gefallend.

Bey gewissen Personen scheint der Wunsch zu gefallen ihrer Seele allein das Leben zu geben. Sie sind zu der Zeit, da sie sich das Lob der Gesellschaft erwerben wollen, so blendend, so einnehmend, so feurig, so witzig und liebenswürdig, daß man ihnen gern zu der Zeit, wenn

sie

sie sich nicht zu gefallen bemühen, zwo Seelen zuschreiben möchte. Nichts ist für die Freundschaft schädlicher, als ein solcher Charakter. Ihre Unähnlichkeit mit sich selbst kann durch nichts gehoben werden, als wenn man ihnen den Wunsch, gefallen zu wollen, lebhaft zu machen weiß. Nur die Neuheit der Gegenstände, nur die Begierde, einen Nebenbuhler zu verdunkeln, kann ihrer Seele wieder die Energie, das Feuer der Imagination, das Spiel des Witzes, die Lebhaftigkeit der Ideen geben.

Unter den Annehmlichkeiten des Umgangs ist die Aufmerksamkeit, mit welcher wir zuhören, ein vorzüglich gefallender Reiz der Gesellschaft. Er unterscheidet jeden Grad der Lebhaftigkeit, und giebt ohne eine fade Bewunderung, oder Beyfall für jeden, jedem Verdienste seine Achtung, und jeder Erhöhung schöner Gedanken ein zurückstrahlendes Licht. Ohne weiser scheinen zu wollen, ohne die Gedanken errathen und das beantworten zu wollen, was noch nicht gesagt ist; ohne zu unterbrechen, und witziger in der Antwort zu seyn, giebt uns die bloße Aufmerksamkeit, frey von diesen Fehlern des Umgangs, das Vorrecht zu gefallen, ohne zu reden. Der Wunsch zu gefallen, heilt oft die größten Fehler im Umgange, die Gleichgültigkeit und die Zerstreuung der Gedanken.

Die Gefälligkeit und Herablassung im Umgange hat überall gleiche Annehmlichkeiten, es sey, daß wir unsre Biegsamkeit zu jedem Charakter, oder die Theilnehmung an jedem aus der Gesellschaft, die Aufsuchung alles dessen, was intereßiren kann, oder die Verbergung unsrer eigenen Vorzüge, die Verschwiegenheit über das, was uns nur selbst angeht, die Enthaltung glänzen zu wollen, oder den Widerspruch zu unterdrücken, zu zeigen uns bemühen. Die Vermeidung dieser Fehler, die so oft in

allen Gesellschaften herrschen, machet allein einen sehr gefallenden Vorzug bey Personen von gutem Ton. Die Vertraulichkeit, so wie die Entdeckung besondrer Meynungen, sollte bloß auf den Umgang philosophischer Freundschaften eingeschränkt bleiben.

Die Feinheit der Empfindung verliert sich durch den Beyfall der Gesellschaft oft soweit, daß wir nicht bemerken, daß der Ton, den wir allein angeben, ohne andern sich zu zeigen Gelegenheit zu geben, nothwendig misfallen muß: deswegen, sagt Montagne, sind die großen Redner, deren Gedächtniß unerschöpflich ist, meistens in Gesellschaften überlästig. La Bruyere schränket die Annehmlichkeiten des Umgangs auf das Spiel des Witzes und auf den glücklichen Gebrauch des Gedächtnißes ein. Die methodischen Köpfe sind meistens in guten Gesellschaften ungern gesehen, denn sie können keinen Gegenstand verlassen, ohne ihn ganz durchdacht und von allen seinen Seiten besehen zu haben. Auch gefallen Leute von mäßigen Kenntnissen mehr als Gelehrte in Gesellschaften.

Einer der besondersten Vorzüge des Umgangs ist auch dieser, daß er die Langeweile auf die angenehmste Art ausfüllt, und jeder, der sie in seiner Gesellschaft zu überwinden weiß, wo sie sich einmal eingedrungen hat, ist sicher zu gefallen. Die Gelehrten verstehen sich am wenigsten darauf. Sie bringen sie oft selbst mit sich, und nur Leute von gutem Ton, von langer Uebung im Umgang, von feinerm Gefühl, verstehen die Kunst, in der Erfindung, in der Zusammenhaltung verschiedener Charaktere, in der Vergleichung, Absonderung, Verschmelzung, in dem Uebergang und Verbindung der verschiedensten Ideen das Vergnügen der Gesellschaft und das allgemein

gemein Gefallende in jeder Situation und zu jeder Zeit zu verschaffen.

Diese Kenntnisse erlangt man nur in der großen Welt, und nichts kann dazu dienlicher seyn, als eine genaue Untersuchung der allgemein beliebten Charaktere. Eine unsrer liebenswürdigsten Zeitgenossinnen malt ihren Charakter und ihr Bild in ihren allgemein beliebten Werken, wie wir ihn hier abzeichnen. Meine Gesichtsbildung trägt den Ausdruck der Aufrichtigkeit meines Herzens; meine Handlungen haben sie noch nie widerlegt. Rede ich mit einer Person, die ich liebe, so bin ich lebhaft, und lustig, kalt gegen Fremde, und hart gegen die, die ich verachte; ich habe mit Unbekannten nichts zu reden, und ich scheine blödsinnig, sobald ich mich ennuiire. Ein einförmiges Leben verschafft mir eine beständige Gesundheit, die weder Verdruß noch eine traurige und lange Unterwürfigkeit hat zerstören können. Mein Humor ist sehr ungleich, er hängt von der Stellung meiner Seele ab: alle meine Empfindungen bilden sich auf meinem Gesicht ab. Bey dem ersten Anblick liest man in meinen Augen, ob die Lustigkeit oder der Ernst meine Unterhaltung beseelen wird. Ich habe einige, aber wenige Freunde; wenn es möglich wäre viel zu haben, so würde ich gleichwohl nur wenige lieben können. Der Witz entzückt mich, ohne mich zu verführen, die Güte des Herzens reizt, gefällt und fesselt mich stets. Ich halte mich mit dem Geschmack an Mäßigkeit für reich genug, denn ich habe nicht die gränzenlose Begierde, und folglich auch nicht die Bedürfnisse des Reichen.

S. Oeuvres de M. Riccoboni.

Vom

Vom moralischen Großen.

Die Geschichte ist es, die uns den Ursprung alles Großen und Vollkommenen lehret. Sie bildet den Verstand zu Beurtheilung der wahren und der Scheingröße: sie giebt dem Herzen durch ihr Licht die Fähigkeit, das Große zu empfinden. Sie führt die großen Männer aller Jahrhunderte vor unsre Augen, sie zeigt uns alles Edle und Erhabne, das in ihnen den Glanz der Nationen bestimmte, sie begeistert uns mit dem Enthusiasmus der Tugend. Sie stellt uns mitten unter die Trophäen aller großer Seelen. Wir hören sie reden, wir sehen sie handeln, wir genießen ihren Umgang, wir reisen, wir leben, wir streiten und siegen mit ihnen. Wir verehren und bewundern sie. Ihre Gesinnungen gehen in unsre Seele über, ihre Denkungsart wird die unsrige.

Wenn wir in die königlichen Gallerien der Homere, der Polybe, der Xenophons, der Plutarche, der Livius, der Fenelon, Marmontels und Schrökhs treten, müssen wir nicht mit Thränen im Auge wie Cäsar vor der Statue des Alexanders ausrufen: Wie groß waret ihr! In meinem Alter hattet ihr schon die halbe Welt besiegt, und ich habe noch nichts zu meinem Ruhme gethan! Ewig wird Peter der erste den Namen des Großen verdienen: Großer Mann! sagte er, da er die Statue des Richelieu sah und umarmte, wärest du noch am Leben, die Hälfte meines Reichs gäbe ich dir, damit du mich lehrtest, die andre zu regieren! Rochefaucault behauptet mit Recht, daß Handlungen, die für groß angesehen werden, mehr

die

die Wirkungen der Leidenschaften, als die Folgen großer Absichten sind.

Es ist gewiß, daß die Welt weit mehr große Männer haben würde, wenn der Name der Großen nicht so oft Tyrannen, Erobern, Ruhmsüchtigen, Verwegenen, bloßen Kindern des Glücks gegeben, und hingegen so oft den Erfindern, den Lehrern, den Martyrern der stillen Tugend und des bescheidenen Verdienstes wäre entzogen worden. Nur das Wichtige, das Allgemeinnützliche, nur das, was die Aufklärung und Ausbildnng vieler Menschen betrifft, was sie weiser, tugendhafter und glücklicher macht, was zu ihrer Ruhe und Sicherheit gehört, nur das ist der Gegenstand des großen Mannes.

Groß ist der Mann, den die Natur mit außerordentlichen Fähigkeiten, mit einem Geiste, der mit einer reichen Vorstellungskraft, mit einem glücklichen Gedächtniß die Allgemeinheit nützlicher Kenntnisse umfasset, auf die Welt bringt, den sie in einem hohen Grade die Geschwindigkeit des Begriffs, eine Lebhaftigkeit und Begierde, sich zu unterrichten, einen Schwung gegeben hat, der sich über die Gränzen der erlangten Kenntnisse aufhebet, den sie zeitig mit allen Schätzen aller Wissenschaften, aller Jahrhunderte, aller Nationen bereichert, dessen Herz in einer so allgemeinen Sympathie, mit allem was gut ist, mit allen Tugenden stehet, als es frey von Leidenschaften und allen Hindernissen der Vollkommenheit zu seyn strebet. Groß ist der Mann, der bloß tugendhafte Gesinnungen für das Beste vieler Menschen, für das Wohl der ganzen Welt hat, der diese Gesinnungen aus freyen Entschliessungen, aus reinen Bewegungsgründen, in einem hohen Grade der Ueberzeugung und des Eifers hat; sie nur durch Anwendung edler Mittel äußert; sie unter al-

len

len Umständen und Hindernissen unbeweglich erhält; den Verlust seiner eigenen Güter, die Gefahren der Verfolgung, die Widerwärtigkeiten, die der Tugend unausbleiblich bevorstehen, den Tod selbst verachtet, und alles dieses standhaft erträgt; der bey einer lebhaften Empfindlichkeit jede Aufwallung des Zorns erstickt; der sich ohne Ruhmsucht bloß zum Wohlthun und zur Großmuth anfeuert. Kein Gedanke, kein Schein der Beleidigung, sondern unwandelbare Bereitwilligkeit, Fehler der Uebereilung zu verbessern, und den ersten Schritt zur Aussöhnung zu thun; wohlthätiges Bezeigen, auch gegen die bittersten Feinde, keine Begierde nach dem Eigenthum andrer, auch wo es durch scheinbare Rechte zu erlangen wäre, sondern ein feuriger Wille jeden in dem Besitz des Seinigen zu befestigen, und ihn mit Blut und Leben zu beschützen; keine Nachsicht gegen ungerechte Angriffe, sondern abrathen und muthiger Widerstand; keine Kaltsinnigkeit gegen empfangene Dienstleistungen, sondern lebhafter Eifer zur Vergeltung, Treue, Eifer, Liebe, Freundschaft, allgemeines Wohlwollen; dieß sind die Grundzüge einer großen Seele.

Groß ist der Mann, der auf der glänzenden Stuffe des Glückthrons, vielen Menschen ihre Sicherheit zu erhalten, oder wieder herzustellen fähig ist; der, um sie und ihre Nachkommen in dem Besitz des Friedens zu befestigen, seine Bequemlichkeit aufopfert, gern seine Ergötzungen und Ruhe verliert; gern sein ganzes Vermögen daran wendet, um einem ganzen Lande weise Gesetze und Einrichtungen zu geben, um vielen Armen Erhaltung, vielen Kranken Erquickung, vielen Vertriebenen Aufenthalt, vielen Unmündigen Erziehung, vielen Unwissenden Unterricht, vielen Tugend und Glück zu verschaffen; groß ist

ist der Mann, dem unter dem Schweiß so edler Geschäffte sein langes Leben allmählig verschwindet.

Das Adlerauge eines großen Geistes fasset mit einem Blick, was den Alltagsgesichtern aus Schwäche oder Mangel der Beurtheilungskraft unübersehlich ist. Die Ausdehnung und die Klarheit seiner Begriffe, der unermüdliche Fleiß, die Leichtigkeit und Geschwindigkeit, vieles auf einmal zu fassen, und zu behalten; die frühzeitigen Reife der Talente, die Fertigkeit des Geistes, das Anhalten in der Aufmerksamkeit und Ueberlegung, die richtige und geschwinde Beurtheilungskraft, die Fertigkeit derselben, durch ihren vielfältigen Gebrauch, die Wichtigkeit seiner Beschäfftigungen, die Erfindsamkeit, die mit der Originalität das Erbtheil der Natur und des Glücks ist, die Gegenwart des Geistes, die sich in der Unerschrockenheit und Fruchtlosigkeit äußert, die in den dringendsten Gefahren alle Fälle in einer unveränderlichen Klarheit übersieht, diese Eigenschaft, die bey einem Conde in einem so außerordentlichen Grade hervorleuchtete, dieses Gepräge starker Seelen, das weder Kunst noch Beyspiel, bloß die Natur geben kann; diese Hochheit der Seele, wodurch sie sich über die Kräfte der menschlichen Natur zu erheben scheint, die sich bey den fürchterlichsten Zufällen, fruchtlos, ruhig, entschlossen, mit einer eben so richtigen innerlichen Fassung als äußerlichen Kaltblütigkeit zu verhalten, und alle Mittel zu den besten Zwecken anzuwenden weiß; — dieß sind die Originalzüge aus dem Charakter großer Seelen.

Alle Zeiten, alle Länder, alle Stände haben Sterne dieser ersten Größe aufzuweisen. Die Natur ist zu keiner Zeit sparsamer oder reicher gewesen. Nur die Ermunterungen haben oft gefehlt; die Gelegenheiten zur Entwi-

 ckelung

ckelung großer Talente, die Hervorziehung verborgener unterdrückter Verdienste haben gemangelt, die Genies nie. Die Stellen im Staate haben nie an Licurgen und Richelieus, an Alberonis und Sullys, an Colberts und Cromwells; die Rednerstühle nie an Demosthenen und Isocraten, an Ciceronen und Flechiers, an Bossuets und Beaurais; die Armeen nie an Aemilen und Turennen, an Scipionen und Regulus; aber die ersten Stellen, die nicht von der Wahl der Besten abhiengen, haben immer an Regenten, wie Mark Aurel, Titus und Trajan, wie Heinrich der vierte und Peter der erste; an Anführern wie Cäsar, Victor Amadeus und Stanislaus gemangelt. Die Welt hat zehn Alexanders und Carls gegen einen Cäsar, zehn Zerstörer gegen einen Stifter eines Reichs gehabt. Sollte es Wunder seyn, wenn bey despotischen Regierungen, bey den Vorurtheilen des Aberglaubens, wo die Gallilàis verfolgt wurden, so selten große Geister empor steigen konnten? Allezeit sind in freyen Republiquen die Genies hervorgezogen worden; allezeit hatten die Athenienser, die Römer, die Engländer, die Schweizer die größten Belohnungen, und die meisten Ermunterungen für große Genies.

In keinem, als in dem Stande der Monarchen erscheint die Seele leichter in ihrem wahren Lichte. Alles verblendet alsdenn kleine Seelen, alles bezaubert sie, und übergiebt sie einem unaufhörlichen Taumel. Sie werden von dem Rauch der Schmeicheley und der Eigenliebe trunken, sie scheinen sich selbst groß. Sie setzen alle Zufälligkeiten des Glücks auf ihre Rechnung; was andre für sie gethan haben, glauben sie selbst gethan zu haben. Ihre ganze Seele schwimmt gleichsam in einem Meere von Vollkommenheiten; ihr Herz wird von Uebermuth, von

von Stolz, von Verachtung, oft von Härte und Ungerechtigkeit beherrscht. Sie haben das gewöhnliche Loos kleiner Seelen im Glück. Nicht das, sagt Longin, kann groß seyn, dessen Verachtung etwas großes ist. Bey dem Gebrauche und bey der Verachtung des Reichthums, der Macht und der Herrschaft erkennt man erst den großen Mann. Cato war schon in seiner Jugend unüberwindlich gegen die Reizungen des Reichthums; Fabricius schlug ihn von der Hand eines Königs aus, und ertrug standhaft die Armuth; Plinius verwendete ihn zu lauter Werken der Wohlthätigkeit. Numa übernahm nur gezwungen die Herrschaft, und verwaltete sie mit Weisheit: Cincinat legte sie mit Freude nieder, ob sie ihm gleich Hochachtung und Bewunderung erworben hatte. Carl der fünfte und Christina von Schweden begaben sich freywillig der Regierung, in welcher sie alle Hochheit des Ruhms und des Glücks erreicht hatten.

Timoleon erhielt nicht den Namen des Großen, ob er gleich einem ganzen Volke Ruhe, Ordnung und Wohlstand gab. Hiero, der das halbe glückliche Sicilien beherrschte, der der Vater seiner Unterthanen und der Lehrer der Nachkommen war, der dem Handel Ordnung und Sicherheit verschaffte, der den Ackerbau und den Frieden des Staates mehr als die glänzenden Eroberungen liebte, die er sich leicht in Afrika hätte verschaffen können; der seine Reichthümer nicht in Pracht und Wohllust verschwendete, sondern sie zur Hülfe der unglücklichen Rhodier, die durch Erdbeben waren verwüstet worden, anwendete, der der römischen Armee Lebensmittel und Kleider bloß aus Großmuth schenkte, ward nie der Große genannt.

Wenn die Leidenschaften die Triebräder bey allen großen Handlungen, die den Verstand beseelen, und das Herz zu kühnen Unternehmungen anfeuern; wenn sie die Winde, die die Inactivität der Natur in Bewegung setzen, genannt zu werden verdienen, so ist gewiß der Nachruhm die einzige Leidenschaft, für welche große Seelen empfindlich sind. Der Nachruhm des Decius ward gleichsam aus eben dem Athem gebohren, mit welchem er sein Leben endigte. Das feyerliche Gericht, das ehemals in Aegypten bey dem See Möris gehalten wurde, wo nie eine Grabstätte bewilliget wurde, ehe vor dem versammelten Volke das Gericht der Vierziger darüber entschieden hatte, war eine der größten Aufmunterung zu rühmlichen Thaten. Und wenn die Erwartung des Nachruhms zu wichtigen Unternehmungen ermuntert, wenn sie zur Tugend beleben hilft, wenn sie Mühe und Gefahren überwindet, wenn sie die Erquickung und Aufmunterung des Lebens ist, wenn sie schon ein gegenwärtiger Genuß der Zukunft ist, sollte sie denn nicht von entschiedenem Werthe seyn? Immer wird das Nützliche, das Erhabene, das Vortreffliche den stillen Wunsch, den Beyfall der Guten, den Dank der Natur und das Lob der Welt und Nachwelt zu erlangen in jedem erhabenen Herzen begleiten. Immer wird der leuchtende Strahl aus dem Tempel der Unsterblichkeit die über dem vermoderten Staube großer Namen wandelnde Nachwelt mit dem edlen Feuer des Nachruhms zu schönen Thaten befeuren und erwärmen.

Wie

Wie die Prinzen erzogen werden.

Prinz! ich lese euch dieses Kapitel darum vor, damit ihr sehet, daß ich es redlicher mit euch meyne als eure Höflinge.

Eine der wichtigsten Ursachen des Verderbens in der Monarchie ist ohne Zweifel die schlechte Erziehung der Prinzen. Fast allenthalben läßt man sie in einer rechten Trunkenheit von ihrer Hochheit aufwachsen. Alles schmeichelt ihnen, und schmiegt sich vor sie; da man ihnen doch, wenn man sie vernünftig erziehen wollte, kaum sollte wissen lassen, wer sie wären. Die Folgen hiervon vor die armen Völker sind sehr traurig. Erstlich lernen die Prinzen nichts. Karneades beym Plutarch sagt: „Die einzige Sache, welche die Kinder großer Herren vollkommen lernen, ist, mit Pferden wohl umzugehen; denn bey allen andern Uebungen schmiegt sich jeder vor ihnen, und giebt ihnen gewonnen; allein ein Pferd ist kein Schmeichler, oder gefälliger Hofmann, und wirft den königlichen Prinzen so gut herunter als den Sohn eines Lastträgers.“ Alles, was sie lernen, das sind Sprachen, weil man ihnen weiß machet, daß sie dieselben unumgänglich nöthig haben, um mit fremden Abgesandten zu reden; und nichts hat in der That ein König weniger nöthig, als Sprachen. Carl der zwölfte, der kein französisch lernen wollte, hatte vollkommen Recht, wenn er sagte, er verlangte, daß ein französischer Abgesandter, der nach Schweden käme, schwedisch sprechen könnte, so wie er allemal einen

nach

nach Frankreich schicken würde, der französisch redete. So erfordert es auch die Natur der Sache, und es ist eine unanständige Erniedrigung fast aller europäischen Höfe, daß sie alle Unterhandlungen in französischer Sprache pflegen. Sachen, Sachen sind es, die ein königlicher Prinz erlernen muß. Ich halte es vor die allerlächerlichste Sache, daß sich jemand heraus nehmen will, Völker zu regieren, der die Natur und das Wesen der Dinge nicht versteht, der keine Grundsätze von den Angelegenheiten und Geschäfften hat, denen er vorstehen soll, und der keine Kenntniß von den anzuwendenden Mitteln besitzet. Ein ungelehrter Fürst, ein ungelehrter Minister, das ist ein viel lächerlicheres Ding, als ein gebohrner Edelmann, der ein gebohrner Rath seines Vaterlandes seyn soll, er mag ein Dummkopf seyn, er mag seines Vaters Sohn seyn oder nicht, worüber Schwift seinen Horway so aus vollem Halse lachen läßt. Der gewöhnlichste Erfolg, wenn ein Fürst ungelehrt ist, ist dieser, daß sich die Monarchen sehr wenig um die innern Angelegenheiten ihres Reichs bekümmern, die doch in einer weisen Regierung allemal das Hauptwerk ausmachen sollen, und sich dagegen desto mehr der auswärtigen Geschäffte annehmen. Allein weil auch hierzu eine große Erkenntniß, richtige Grundsätze und eine vollkommene Kenntniß sowohl ihres eigenen Reichs, als der übrigen europäischen Staaten erfordert wird, wenn diese Geschäffte mit Weisheit und zur wahren Wohlfahrt ihres Reichs geführet werden sollen, Wissenschaften, die sie gleichwohl nicht besitzen; so verfallen sie auf sogenannte Staatsstreiche, politische Betrügereyen und Cabalen, und andre dergleichen elende kleine Künste, die allemal ihnen, und ihren Staaten am meisten verderblich sind. Hierinn suchen sie die Weisheit zu

herrschen,

herrschen, und nichts ist elender und thörichter als dieses, weil daraus niemals etwas anders entstehet, als eine allgemeine Zerrüttung und Verwüstung, und das Verderben ihrer eignen Staaten und Reiche, so wie uns Deutschland heutiges Tages das traurige Bild davon vor Augen stellet. Es ist eine allgemeine Anmerkung, die man mit tausend Beyspielen bestättigen kann; daß, je ungelehrter und unwissender die Regenten und die Minister sind, desto mehr Händel und Unruhen fangen sie an; und die Sache ist ganz natürlich; denn wenn sie eine gründliche Einsicht und Erkenntniß hätten, so könnten sie nur auf wahre, wesentliche, wirksame und dauerhafte Mittel zur Glückseligkeit der Staaten verfallen. Da sie aber diese Einsicht nicht haben, und doch ihre Staatsklugheit wirken lassen wollen; so sind nur diese kleine, elenden, spitzfindigen Künsteleyen in ihrer Gewalt, die wenig wahre Weisheit und Erkenntniß erfordern. Die zweyte traurige Folge vor die monarchischen Völker aus der schlechten Erziehung der Prinzen ist, daß, da sie mit nichts als Gedanken von ihrer Hochheit erfüllt sind, sie dereinst als Regenten glauben, daß sie alles ihrer Hochheit, ihrer Ehre und ihrem Ansehen aufopfern müssen. Da entstehen denn solche schöne Grundsätze, daß man vorhin erzähltermaßen mit Ludewig dem vierzehnten lieber seine Unterthanen der äußersten Gefahr aussetzen, als eine vermeynte Drohung leiden will, daß man seine Unterthanen lieber allen erschrecklichen Folgen des Krieges überlassen, und sie durch unermeßliche Abgaben mehr als der Feind ruiniren will, ehe man die seiner Hochheit vermeyntlich unanständige Erklärung, noch eine Zeit lang Friede zu halten, thun will. Eine dritte eben so betrübte Folge ist es, daß die Prinzen, da bey deren Erziehung sich alles

vor

vor ihnen bieget und schmieget, niemals ihrem Willen Einhalt zu thun lernen. Nichts aber ist so nothwendig, als daß auch der allerunumschränkteste Monarch seinen Willen beugen, und beständig unter dem Gehorsam der Vernunft erhalten lernet. Eine Privatperson kann eher ihren besondern Willen und Eigensinn haben; wenigstens schadet sie dadurch allein sich selbst. Allein ein Monarch schadet nicht allein dadurch sich selbst, sondern ziehet auch seinem gesammten Reiche und Unterthanen das Verderben zu, und setzet mithin gröblich seine Pflicht außer Augen. Er kann eigentlich gar keinen besondern Willen haben. Er muß nur einen allgemeinen Willen haben. Dieser allgemeine Wille bestehet in dem festgesetzten Plan der Regierung, in den angenommenen Regierungsgrundregeln und in den weislich gemachten Einrichtungen und Ordnungen, und hiervon darf er durch seinen persönlichen Willen nicht abgehen. Außerdem wird er allemal den Weg zu der Unordnung und dem Verderben eröffnen. Insonderheit, wenn er sein Reich von dem Verderben bewahren will; so kömmt alles darauf an, daß er die oben angenommenen Grundregeln, als seinen unverbrüchlichen Willen ansieht. Wenn er die Freyheit und das Eigenthum der Unterthanen verlezet; so wird er der Bevölkerung schaden, er wird die Arbeitsamkeit und den Fleiß der Unterthanen niederschlagen, und sein Reich wird mithin schwach werden, und sich dem Verderben nähern. Wenn der Monarch oder seine Minister die Hände in den Lauf der Justiz schlagen; so wird er den Ungerechtigkeiten Thür und Thor öffnen; und die Geschichte belehret uns, daß dieses allemal der Anfang des Verderbens in den Reichen und Staaten gewesen ist. Wenn er von dem Grundsatz abweicht: die Abgaben seiner Unterthanen nicht

zu

zu erhöhen; so werden sich alle Augenblicke eingebildete Bedürfnisse des Staats finden; es werden sich Leute finden, die Bedürfnisse erregen und nothwendig machen, wo keine waren, und so wird man die Unterthanen nach und nach aussaugen, sie matt und kraftlos machen, und durch ihr Verderben zugleich das damit nothwendig verbundene Verderben des Staats verursachen. Wenn man unnöthige Kriege führet; so wird man die Kräfte des Staats vergeblich erschöpfen; man wird den Manufacturen und Commercien des Staats das äußerste Nachtheil zuziehen, man wird den Staat entvölkern; und was kann wohl anders die Folge davon seyn, als dessen Verderben? Allein, wenn der Monarch nicht als Prinz gelernet hat, seinen Willen zu beugen: so wird man von ihm vergeblich erwarten, daß er diese Grundregeln als eine unverbrüchliche Richtschnur seines Willens ansehen soll. In der Erziehung der Prinzen also stecket die hauptsächlichste Wurzel des Verderbens vor die Monarchien. Eine gute Erziehung wird allemal ihre Wirkung haben. Alexander war der großmüthigste, gerechteste, weiseste und bescheidenste Monarch, so wie er der allerheldenmüthigste und tapferste war. Mitten in dem erstaunlichen Laufe seiner Siege schrieb er noch immer an den Aristoteles, und bath sich seinen Rath zu Besserung seines Geistes und seiner Sitten aus. Wenn endlich das Verderben sich seiner bemächtigte, so muß man bedenken, daß gewiß kein Mensch in der Welt auf eben der erstaunlichen Höhe gestanden haben würde, den der Schwindelgeist nicht angekommen seyn würde. Der Herzog von Burgund, der als Dauphin von Frankreich starb, hatte gewiß alle diejenigen weisen, edlen und gerechten Grundsätze, die erfordert werden, um die Unterthanen glücklich zu machen, und

die

die ein Prinz haben konnte, der von dem Verfasser des Telemachs unterrichtet war. Frankreich würde unter seiner Regierung das allerglücklichste Reich geworden seyn, und Europa den vollkommensten Frieden genossen haben, wenn es Gott gefällig gewesen wäre, diesen unvergleichlichen Prinzen der Welt zu lassen. Die Perser übergaben den Prinzen, der zur Thronfolge bestimmt war, den vier allervortrefflichsten und berühmtesten Männern in der ganzen Nation, nämlich dem weisesten, dem gerechtesten, dem mäßigsten und dem tapfersten zum Unterricht. Ich kenne einen alles vermögenden Minister, sagt Justi, der den Nachfolger herzlich gern von den vier allerschlechtesten Männern in der ganzen Nation unterrichten ließe, wenn es nur möglich wäre, ohne seine Absicht allzu deutlich zu verrathen.

Justi.

Von

Von den Günstlingen eines Regenten.

Ein Kapitel aus Herrn v. Justi — welches dem Prinzen oft vorzulesen.

Prinz! erwäget wohl — was Justi ein Mann von Verdienst — von Günstlingen redet, und überzeugt euch, daß dasjenige, was ich euch sage, nicht ein Werk meiner Phantasie, sondern Wahrheit sey, sehet diese Vorlesung als eine Bestättigung an.

Ein guter und weiser Regent, weil er Neigungen und Leidenschaften hat, kann auch jemand seine besondere Gunst zuwenden, das ist, Günstlinge haben; allein, er muß diesen Günstlingen nur niemals den geringsten Einfluß in die Geschäffte und Angelegenheiten seines Staats gestatten. Er kann ihnen die Hofbedienungen von Hofmarschällen, Ober und andern Kammerherrn und dergleichen geben, und ihnen darinnen so viel gutes erzeigen, als es ohne merkliches Nachtheil seiner Unterthanen geschehen kann; allein, von den Geschäfften soll er sie vielmehr recht geflissentlich entfernen. Wenn wir auf uns selbst Acht haben, was in unsrer Seele vorgeht, wenn wir jemand günstig sind, und wenn wir jemand hochschätzen; so werden wir finden, daß wir sehr weit unterschiedene Bewegungsgründe dazu haben. Günstig sind wir jemand wegen der Annehmlichkeiten seines Körpers, oder seines Geistes; allein zur Hochschätzung kann uns nichts,

als

als große Fähigkeiten, Geschicklichkeiten, vortreffliche Eigenschaften und Tugenden, kurz wahrhaftige Verdienste bewegen. Unterdessen ist die Gunst, die wir auf jemand geworfen haben, sehr blendend und verführerisch; und wenn wir nicht wohl auf uns selbst Acht haben: so sind wir gar sehr geneigt uns auch von demjenigen große Eigenschaften und Verdienste einzubilden, dem wir einmal günstig sind. Meines Erachtens ist es also eine unverletzliche Regel für einen guten und weisen Regenten, seine Günstlinge niemals zu den Geschäfften zu gebrauchen; und ich glaube auch sogar, daß die Günstlinge bey dieser Regel viel besser fahren, als wenn sie sich in die Geschäffte einmischen. Bey den Geschäfften finden sich tausend Steine des Anstoßes, an welchen sie die Gunst ihres Herrn verlieren können; und unzählige Günstlinge sind an diesen Klippen gescheitert. Wenn demnach ein Günstling diese Klippen vermeidet; so kann er der Gunst seines Fürsten viel dauerhaftiger versichert seyn. So werden auch allemal bescheidene und vernünftige Günstlinge denken. Es wird dem Graf Vitzthum von Eckstädt allemal in der Geschichte zur Ehre gereichen, daß er, ungeachtet er der größte Liebling Friedrich Augusts war, und vermöge der besondern Gunst, worinnen er stund, alles zu erhalten sich versprechen konnte, dennoch allemal standhaft verweigert hat, sich in irgend einige Geschäffte und Angelegenheiten einzulassen. Nichts als seine Bescheidenheit und gute Vernunft konnte ihn davon zurückhalten. Denn außerdem hatte er unzählige Beyspiele von Hofleuten vor sich, die mit keiner andern Fähigkeit und Geschicklichkeit von den Hofdiensten in die Geschäffte eingetreten waren, als mit einem unmäßigen Vertrauen zu sich selbst. Hierinnen liegt aber eben die Ursache, warum

die

die meisten Günstlinge zu dem Unglück, ja zu einer wahren Pest der Staaten werden. Je größer die Unwissenheit ist, desto größer ist gemeiniglich die Kühnheit und die Einbildung von sich selbst: und der Mangel der Bescheidenheit zeiget fast allemal eine sehr üble Gemüthsbeschaffenheit an. Solche Günstlinge überlassen sich gänzlich ihrem Ehrgeize, indem sie glauben, daß sie die Gunst ihres Herrn so hoch nutzen müssen, als es nur immer möglich ist; und bey aller ihrer Ungeschicklichkeit halten sie sich zu allem fähig. Wahrhaftig, wenn ein schlechter Edelmann, wie Luynes, der sich durch weiter nichts in Gunst setzet, als durch die große Kunst Lerchen als Stößer abzurichten, um damit Sperlinge zu fangen, sich für fähig halten kann Premier Ministre und Connetable von Frankreich zu seyn; so möchte man aus vollem Halse lachen; und es scheinet, daß die Vorsehung das unaussprechliche Nichts unsrer wichtigsten Handlungen eben dadurch recht begreiflich machen will. Allein das ist alsdenn eben eine unaussprechliche große Quelle von Unglück und Elend für die Unterthanen, davon wir bald in mehrern handeln wollen.

Es giebt zweyerley Arten von Günstlingen; solche, die dafür öffentlich erkläret sind, und Günstlinge, die zwar nur in ordentlichen und gewöhnlichen Staats- oder Hofbedienungen stehen, die aber deshalb nicht weniger Günstlinge sind, weil in der Regierung des ganzen Staats alles auf sie ankömmt. Wenn man irgendwo einen Staats- oder Hofbedienten sieht, welcher der Canal ist, durch welchen alle Würden, Bedienungen, Ehrenstellen und Gnadenbezeigungen vergeben werden, zu welchem sich alles dränget, und dessen Vorzimmer mit Leuten vollgepfropfet ist, da hingegen die Vorzimmer der ordentlichen Staats-

bedien-

bedienten, welche die Geschäffte eigentlich verwalten sollten, ganz einsam und leer stehen, der zwar nicht in dem geheimden Cabinet, oder in dem geheimden Staatsrath sitzet, der aber allein noch ein oberes geheimdes Cabinet, oder geheimdes Staatsrathscollegium ausmacht, weil der Regent keine Sache als nach seinem Gutdünken und in seiner Gegenwart beschließet; und, ich will noch hinzusetzen, der unermäßliche Güter und Reichthümer zusammen häufet; wenn man, sage ich, einen solchen Hof- oder Staatsbedienten sieht, so kann man überzeugend versichert seyn, daß der ein Günstling ist, ungeachtet er den eitlen Namen nicht verlanget, weil er vielleicht bloß auf das Gründliche sieht. An sich selbst aber ist eine Art so schädlich für den Staat als die andre; und wenn ich offenherzig meine Gedanken sagen soll, so glaube ich, daß der Günstling, der dafür nicht öffentlich erkläret ist, in gewisser Maaße dem Staate noch mehr zum Nachtheil gereichet, als derjenige, welcher dafür ordentlich erkläret ist. Ein öffentlich declarirter Günstling kann die Angelegenheiten und Geschäffte in ungleich besserer Ordnung erhalten, weil alle Staatsbedienten und Collegia einmal dessen Ansehen erkennen müssen. Allein ein unerklärter Günstling bekümmert sich um die Unordnungen und Mängel der Staatsbedienten und Collegiorum nur in so fern, als es seinem Nutzen und Absichten gemäß ist. Da er an sich selbst kein Recht hat, den Collegiis zu befehlen; so muß er, wenn er sich dergleichen herausnimmt, allemal in seinen Schreiben an die Staatsbedienten und Collegia hinzusetzen, daß der Fürst dieses befohlen habe; und das ist schon eine große Unordnung in einem Staate, weil der Fürst in einer weislich eingerichteten Regierung seinen Willen an die Collegia auf keine andere Art, als durch

durch das höchste Collegium, nämlich durch das Cabinet oder höchsten Staatsrath zu erkennen geben soll. Denn sonst könnte der Hofschreiber, oder der Hofküchenschreiber, wie es wohl eher geschehen ist, sich heraus nehmen, an die Collegia schriftliche Befehle zu stellen, unter dem Vorwande, daß es ihm der Regent mündlich befohlen habe.

Diese beyden Arten von Günstlingen, sowohl als alle andre Arten von Günstlingen, die sich in die Geschäffte des Staats einmischen, sind es nun eben, die fast allemal eine der allergrößten Hauptquellen ausmachen, aus welcher die Fehler und Gebrechen der Regierungen und das Elend und Unglück der Völker sich in ganzen Strömen ergießen. Lasset uns zuförderst die Fehler und das Unglück betrachten, welche daraus in Ansehung der auswärtigen Angelegenheiten entstehen. Da die meisten Günstlinge gemeiniglich unwissend und ungeschickt sind; und nicht die geringste Kenntniß weder von dem wahren Interesse ihres eignen Staats, noch von dem wahren und scheinbaren Interesse andrer Mächte haben, mit welchen sie unterhandeln; so fallen sie fast allemal, wenn sie sich den auswärtigen Geschäfften unterziehen, auf kleine elende Spitzfindigkeiten und listigen Streiche; indem hierinnen nach ihren schlechten Begriffen allein die Stärke und Vortrefflichkeit der Staatskunst besteht. Allein sie gewinnen dadurch nichts, als daß sie hiedurch Europa in Unruhe, Krieg und Blutvergießen stürzen, und den Unterthanen ihres Herrn das äußerste Verderben zuziehen. Sind sie wirklich geschickt; so werden dadurch die Unterthanen nicht glücklicher. Alsdenn wollen sie sich durch Eroberungen und große Unternehmungen Ruhm erwerben, und sich bey ihrem Herrn nothwendig und verdienstlich machen. Man weiß heute zu Tage genugsam, daß

eines

eines von den listigsten Mitteln war, wodurch sich der Cardinal Richelieu bey Ludwig dem Dreyzehnten in dem Posten eines Günstlings erhielt, ungeachtet er von ihm gar nicht geliebet wurde, daß er niemals die auswärtigen Kriege endigte, sondern den Staat vielmehr immer in neue Händel und Verwirrungen stürzte; weil er glaubte, daß ihn der König nicht entrathen könnte: so lange er in so viele Unruhen und Händel verwickelt wäre. Andre stürzen den Staat in auswärtige Kriege, oder verabsäumen dessen wahre Wohlfahrt bloß ihres Eigennutzes wegen. Sie verkaufen sich entweder an auswärtige Mächte, und bereden ihren Fürsten, entweder Krieg zu führen, oder still zu sitzen, nach der Maaße, wie es der auswärtige Staat, dem sie sich verkauft haben, verlanget; oder sie führen Krieg, bloß um desto mehr Unterschleif zu machen, und sich zu bereichern; weil im Kriege die Ausgaben des Staats, die durch ihre Hände gehen, nicht so leicht zu übersehen sind, als im Frieden. Man weiß, daß der Cardinal Mazarin hauptsächlich diesen niederträchtigen Bewegungsgrund bey allen auswärtigen Händeln hatte, in welche er den Staat verwickelte. Oefters ist es auch ihr ungemessener Ehrgeiz, weshalb sie den Staat in verderbliche Kriege stürzen, oder das Elend des Krieges verlängerten. Selten. Selten, daß sich nicht ein Günstling in Kopf setzet, selbst ein kleiner Souverain zu werden, oder Fürstenthümer und dergleichen zu erlangen. Eine solche Absicht ist nun im Frieden schwerlich zu erlangen. Dergleichen große Fische ertappet man nur im Trüben. Man muß also das Wasser brav trübe machen, den Staat in Krieg verwickeln, und ganz Europa in Blut und Flammen setzen, wenn auch dadurch auf die armen Unterthanen das äußerste Elend fallen sollte. Es sind

selten

selten erledigte Herzogthümer vorhanden, wie Curland, wornach Biron die Hand ausstreckte, die ohne Krieg zu erlangen wären. Nein! der Krieg, der Krieg allein ist es, in welchem es möglich ist, Souverainitäten und Fürstenthümer zu erschnappen. Er muß also angefangen, oder zum äußersten Schaden des Staats verlängert werden. Man weiß, daß Mazarin in Italien Unruhen anfieng, um sich den Weg zu erleichtern, ein italienisches Fürstenthum an seine Familie zu bringen; und die große Günstlinginn in Spanien, die Prinzessinn von Ursini wollte ihren Hof in den Utrechter Frieden nicht eher einwilligen lassen, bis man ihr eine Souverainität in den spanischen Niederlanden versprochen hatte. Ja es giebt wohl närrischere und verächtlichere Leidenschaften der Günstlinge, welche den armen unglücklichen Völkern das Elend des Krieges über den Hals ziehen. Der Herzog von Bukingham, der Günstling und Liebling Carl des Ersten in England, der endlich, wiewohl zum Unglück seines Königs, viel zu spät ermordet wurde, hatte sich eine närrische Liebe gegen die Königinn von Frankreich in Kopf gesetzet, und weil man ihn dabey, wie billig, verächtlich hielt; so mußte eine englische Flotte gegen Frankreich ausgerüstet werden, die dieser thörichte Günstling anführete, um sich entweder zu rächen, oder sich der Königinn durch seine Schonung gefällig zu machen.

Damit aber die Günstlinge ihren Fürsten desto ungestrafter hintergehen, und ihre Leidenschaften und Nebenabsichten, ihre unermäßliche Herrschsucht, Ehrgeiz und Bereicherungsbegierde auf seine und seiner armen Unterthanen Kosten desto besser vergnügen können; so halten sie ihren Fürsten fast allemal in einer unsichtbaren Art von Gefangenschaft. Sie entfernen nämlich alle diejeni-

gen vom Hofe, die sie in Verdacht haben, daß sie etwa dem verblendeten Monarchen die Augen eröffnen möchten, und umgeben ihn mit nichts als ihren Kreaturen und Speichelleckern, die allen denjenigen den Zutritt zu verwehren wissen, von welchen nur einige Vermuthung vorhanden ist, daß sie nicht nach des Lieblings Absichten reden möchten. Der unglückliche Monarch, der durch seine eigne Gunst und Gnadenbezeigungen gegen einen unwürdigen Liebling eben so gefangen ist, wie ein armes Vögelchen auf der Leimruthe, sieht und höret demnach nichts, als was ihm einen edlen und großen Begriff von seinem Lieblinge beybringen kann; indem die unwürdigen Speichellecker, die um des Fürsten Person sind, ihn auf die allerfeinste Art mit nichts als mit den großen Eigenschaften und Verdiensten des Günstlings unterhalten, und seinen Fleiß und Eifer zum Nutzen des Fürsten und zur Wohlfahrt des Staats rühmen. Zu einer Zeit also, da alle einsichtige und rechtschaffene Leute das Unglück des Staates beseufzen, da freuet sich der arme verblendete Fürst über dessen Wohlstand; und schätzet sich glücklich an seinem Lieblinge eine so weise Wahl getroffen zu haben. Wahrhaftig! solche Fürsten selbst sind mehr zu beklagen, als zu tadeln. Mitten in der beßten Absicht von der Welt und in der zärtlichsten Liebe gegen ihre Unterthanen, befördern sie deren Unglück. Allein die Kunstgriffe, die man anwendet, und die Schlingen, die man ihnen leget, sind so künstlich, daß gewiß zwey Drittheile von allen Menschen an ihrer Stelle seyn, und eben also betrogen werden würden. Allein eben diese unwürdigen Lieblinge sind es, welche dadurch desto verdammlicher und verabscheuungswürdiger werden. Sie können zu der listigen Gefangenschaft, worinnen sie den Fürsten halten,

nicht

nicht den allergeringsten Vorwand haben. Sind alle ihre Absichten und Unternehmungen gerecht und redlich; so müssen sie sich allemal gegen ihre Neider und Feinde vollkommen zu rechtfertigen im Stande seyn. Entweder sind sie demnach nicht also beschaffen, daß ihre Thaten die Probe und die Untersuchung aushalten können, oder sie müssen ihren Fürsten für so einfältig und blödsinnig halten, daß er sich ohne allen Grund und Untersuchung wider sie einnehmen lassen wird; und dieses ist alsdenn der Dank, den sie ihm für seine Gunst und Wohlthaten zurückgeben. Wollte man aber sagen, daß sie sich vor den Bemühungen der auswärtigen Mächte in Acht zu nehmen hätten, die öfters alles anwendeten, einen Minister, der nicht in ihre Absichten eintreten wollte, zu stürzen, so ist auch dieses ein leerer Vorwand. Wenn ein Minister wahrhaftig die Wohlfahrt des Staats zum Augenmerke hat, und solcher zuwider sich in keine Absicht einziehen lassen will; so wird er allemal die Bemühungen auswärtiger Mächte, ihn zu stürzen, vereiteln können, weil er sich allemal leicht zu rechtfertigen und die Absichten solcher Mächte klar zu zeigen im Stande ist. Allein im Grunde hat ein Günstling von den auswärtigen Mächten allemal am allerwenigsten etwas zu befürchten. Diejenigen Mächte, von denen er sich hat erkaufen lassen, und in deren Absichten er eintritt, werden natürlicher Weise niemals etwas gegen ihn unternehmen; und die Feinde des Staats kennen den Nachtheil und die Schwäche, die ein Günstling dem Staate verursachet, allzu wohl, als daß sie den Staat, dem sie nicht wohl wollen, von einer solchen Quelle des Verderbens befreyen sollten. Gott gebe doch diesem Lieblinge ein langes Leben, werden sie bey sich selbst sagen; so lange er das Ruder in Händen hat,

so werden wir uns vor diesem Staate zu fürchten, nicht sehr Ursache haben.

In Ansehung der innern Landesangelegenheiten ist es zuförderst eines der wichtigsten Gebrechen, daß die Günstlinge bey Vergebung der Ehrenstellen, Würden und Bedienungen fast niemals auf Fähigkeiten, Geschicklichkeiten und wahre Verdienste um den Staat, sondern auf Beförderung ihres Eigennutzes und ihrer Nebenabsichten, auf die Ergebenheit und Anhänglichkeit an ihre Person, und in wie ferne jemand ihrem Ehrgeize, Herrschsucht und besonderen Interesse beförderlich seyn kann, den Betracht nehmen. Sie geben die Bedienungen und Würden entweder ihren Schmeichlern und Speichelleckern, oder sie suchen sich dadurch Anhänger und Kreaturen zu erwerben, oder sie bekleiden nur diejenigen damit, die ihrem Geize und Eigennutz zureichende Opfer zu bringen wissen; und die Belohnung der Verdienste, oder die Wohlfahrt des Staats sind Betrachtungen, die ihnen dabey niemals einfallen. Sie hätten Ursache bey einer jeden großen Promotion mit dem Herzoge von Orleans, Regenten von Frankreich zu sagen, der genugsame Einsicht hatte, um das Böse an seinen eignen Regierungsmaasregeln wahrzunehmen und darüber zu spotten, daß bey dieser Promotion die Gnade alles, und die Verdienste nichts erhalten hätten. Die Folgen aus diesem Verfahren der Günstlinge sind überaus nachtheilig für den Staat. Die Geschäffte und Angelegenheiten desselben kommen nicht allein Leuten in die Hände, die dessen Wohlfahrt zu befördern unfähig sind; sondern was noch tausendmal schlimmer ist, da die Tugenden und Verdienste sich keiner Belohnung zu versprechen haben; so wird die Nacheiferung und die Triebfeder dazu erstickt, und ein Staat von dieser Beschaffen=

schaffenheit befindet sich in einem sehr großen Verderben. Niemand befleißiget sich auf Tugenden, Verdienste und rechtschaffenes Wesen, denn das ist unter einer solchen Regierung verlegene Waare, die keinen Werth hat, sondern auf Schmeicheleyen, Niederträchtigkeiten und kleine und elende Künste, um sich dem Günstlinge gefällig zu machen, oder ein jeder suchet durch die ungerechtesten Wege Reichthümer zusammen zu häufen, um sich durch den goldenen Schlüssel die Thüren zu höhern Beförderungen eröffnen zu können. Leute von wahren Verdiensten und rechtschaffenen Wesen, die unter einer so üblen Regierung keine Bedienung verlangen, leben für sich in der Einsamkeit, und beklagen ingeheim den höchst verderbten Zustand ihres Vaterlandes. Bey allen Promotionen erblicken sie neue elende, kleine und verächtliche Triebfedern; und sie bereiten sich schon vor, nach und nach alle Commis und Schmeichler des Günstlings in Exzellenzien verwandelt zu sehen.

Die unersättliche Bereicherungsbegierde der Günstlinge ist ein andres Uebel für den Staat, das eben so groß ist, als das vorhergehende. Die beßten Kräfte des Staats, die zu Beförderung dessen Wohlfahrt angewendet werden könnten, werden von diesem unergründlichen Strudel, von der Bereicherungsbegierde der Günstlinge an sich gerissen. Es sind gar nicht etwa Kleinigkeiten, die der Staat leicht verschmerzen könnte, und mit Freuden in ihren Händen sehen würde, wenn sie sich nur sonst die Beförderung dessen Wohlfahrt rechtschaffen angelegen seyn ließen; nein! der nie zu erfüllende Rachen dieser Geld- und Güterbegierde will sich nicht anders als mit Millionen ersättigen. Man nehme nur einen einzigen Staat, z. E. Frankreich für sich, und mache nur einen mäßigen Ueberschlag, was

seit

seit etwa 140 Jahren die Günstlinge aus demselben gezogen haben. Man rechne einmal, was Luynes, Richelieu, Mazarin, Louvois, Chamillard, dü Bois und Fleuri für unermäßliche Reichthümer hinterlassen haben, die alle vorher wenig oder nichts hatten, und davon die meisten ihre Familien in den herzoglichen Stand mit allen Einkünften, die dazu nur immer erfordert werden können, versetzt haben; man mache, sage ich, nur eine mäßige Berechnung davon, so wird man finden, daß diese Günstlinge, der übrigen Ministers zu geschweigen, zum wenigsten hundert Millionen Reichsthaler verschlucket haben. Man gehe mit dieser Berechnung von Frankreich zu andern Höfen; und man wird die Summen nicht weniger erstaunlich finden. Ich habe von einem sehr mäßigen Staate seit hundert Jahren eine solche Berechnung gemacht, und ich habe nach dem allerbilligsten Ueberschlage gefunden, daß ihm die Günstlinge seit hundert Jahren wenigstens funfzig Millionen Reichsthaler gekostet haben. Ja, was wollen wir sagen, die Günstlinge haben gemeiniglich wieder ihre Günstlinge; und sind nicht genug Beyspiele vorhanden, daß ein solcher kleiner untergearteter Günstling binnen kurzer Zeit Tonnen Goldes reich geworden ist. In der That, wenn ja einmal Günstlinge seyn, seyn sollten, so würde es für den Staat allemal besser seyn, wenn diese Stellen in einer gewissen Familie erblich gemacht würden, als daß immer so viele neue hungrige Familien dazu gelangen. Die Franken in Neustrien, die das Amt eines Günstlings oder Major domus in einer Familie erblich machten, waren gewiß keine Narren. Eine einzige Familie wird doch endlich zu ersättigen seyn; und da diese Familie ein erbliches Recht zu der Regierung hat; so muß ihr natürlicher Weise die Wohlfahrt

der

der Unterthanen mehr zu Herzen gehen, als solchen Günstlingen, die nur Miethlinge bey der Heerde sind, und die mehr darauf denken, den Schafen die Wolle auszurupfen, als sie wohl zu weyden. Die Folge davon würde freylich seyn, daß der erbliche Günstling endlich, endlich wie Pipinus, den Thron selbst einnehme, und seinen Herrn ins Kloster steckte. Allein, eben durch dergleichen Beyspiele würden die Monarchen von der Schädlichkeit dieser Bedienung desto deutlicher überzeuget werden, da der Nachtheil ihrer Unterthanen selten genugsamen Eindruck macht. Bey dieser Bereicherung der Günstlinge, an Herrschaften, Gütern, Palästen und baaren Geldsummen, welche im Lande bekannt werden, lassen es noch die wenigsten Günstlinge bewenden. Da sie, was ihre eignen Angelegenheiten betrifft, ungemein vorsichtig sind, und auf alle mögliche Fälle im voraus Bedacht nehmen; so stellen sie sich den möglichen Fall vor, daß sie in Ungnade fallen, und ihre Güter confiscirt werden könnten. Vielleicht glaubt ein Leser, daß dieses eine sehr gute Vorstellung für das Land ist, weil sie sich dadurch wahrscheinlich abhalten lassen werden, etwas unrechtes zu thun, damit sie ein solches Schicksal nicht zu befürchten haben. Allein mein guter ehrlicher Leser! deine Gedanken sind höchst irrig. Die Vorstellung dieses möglichen Falles, die sich ein Günstling macht, ist gerade eine Ursache und Quelle, daß das Land unter seiner Bereicherungsbegierde desto mehr leiden muß. Denn nun sammelt er noch einen großen geheimen Schatz, von dem nur sein allervertrautester Günstling etwas weiß, und den er in auswärtige Banken schicket, damit er auf einen solchen sich begebenden Fall einen sichern Hinterhalt daran haben möge. Das Land hat also von seiner Vorsicht gedoppelten Nachtheil. Es wird desto stär-

ker ausgesogen, und zugleich wird eine große Summe Geldes der Circulation entrissen, wodurch der Nahrungsstand sehr leidet.

Aber, wie ist es möglich, wird dieser gute ehrliche Leser fortfahren, daß die Günstlinge und Lieblinge zu so unermäßlichen Reichthümern gelangen können? Schenken ihnen etwa ihre Monarchen soviel? Sehr selten, antworte ich ihm, und niemals den zwanzigsten Theil der Reichthümer, die sie besitzen. Ludewig der Dreyzehnte war so geizig, daß er sich zehnmal bedachte, ehe er dreyßig Livres ausgab, und er hat in seinem Leben dem Cardinal Richelieu nicht tausend Livres geschenket. Dennoch hinterließ dieser Cardinal, wenn man die Güter seines Hauses, und das, was er seinen weiblichen Anverwandten gegeben hat, nur mäßig berechnet, über fünfzig Millionen Livres. Ein König würde auch niemals einem Minister so viel schenken können, ohne auf das allergröblichste wider seine Pflicht zu handeln. Haben sie denn etwa so überaus große Besoldungen, höre ich, deucht mich, diesen guten Leser ferner fragen, daß sie soviel Reichthümer ersparen können? Selten mehr, antworte ich ihm, als was der Staat, den sie führen müssen, erfordert; und bey den *wenigsten reicht* nicht einmal ihre Besoldung zu diesem Endzwecke. Ich weiß, daß ein in diesem Jahrhunderte verstorbener erster Minister einer jeden von seinen zahlreichen Töchtern zwey Tonnen Goldes zum Brautschatz mitgab, ohne was er ihnen bey seinem Absterben hinterließ, demjenigen aber von seinen Erben, der seinen Namen fortführete, vermachte er Güter, die über anderthalb Millionen Thaler werth waren. Kurz, er hat erweislich mehr als drey Millionen Thaler hinterlassen. Dieser Minister war bekanntlich ein armer Edelmann gewesen; und alle seine

Besol-

Besoldungen, die er seine ganze Lebenszeit hindurch gezogen hat, haben keine vier Tonnen Goldes betragen. So reich würde er also haben seyn können, wenn er seine ganze Lebenszeit über vom Winde gelebet hätte. Nun glaube ich zu sehen, daß mein ehrlicher Leser ein paar große Augen macht, und endlich in diese Worte ausbricht: Können diese Leute etwa Gold machen? Nicht im Laboratorio, antworte ich ihm, da lassen sie vielmehr zuweilen beträchtliche Summen im Rauch auffliegen: Allein, sie verstehen auf tausenderley andre Art Gold zu machen, die aber dem Regenten, dem Staate und den Unterthanen eben nicht zum Vortheil gereichen. Nun sehe ich, daß ein gerechter Unwille meinen ehrlichen Biedermann einnimmt.

Wie? fragt er, haben diese Leute gar keine Empfindung von Ehrlichkeit und rechtschaffenen Wesen? oder wenigstens wissen sie nichts von Schamröthe? Was haben sie für eine Stirne? Denken sie denn nicht, daß das Publicum die Sache überlegen und nachdenken wird, wo sie ihre erstaunlichen Reichthümer her haben? Eben die Stirne, erwiedere ich hierauf, die sie haben müssen, die ist mir auch unbegreiflich. Aber ich will dir sagen, mein ehrlicher Freund, woran die Sache liegt. Die Zeiten und Menschen sind einmal so verderbt, daß man den Reichthum hochschätzet, ohne zu fragen, ob er auf gerechte oder ungerechte Art erworben ist. Wenn man diejenigen von ganzem Herzen verachtete, die gar keinen Schein vor sich haben, daß sie ihre Reichthümer auf gerechte und ehrliche Art erworben haben können; und so erfordern es ohne Zweifel die Begriffe und Grundsätze der Ehrlichkeit; wenn man sogar die Nachkommen derjenigen, die auf ungerechte Art große Reichthümer zusammen-

gehäufet haben, als sehr verächtliche Geschöpfe ansähe, sobald sie sich auf den Besitz dieser Reichthümer etwas einbildeten, und nicht den allerwürdigsten Gebrauch davon machten, welcher einer edlen Denkungsart und der Menschenliebe gemäß ist; so versichere ich dich, ehrlicher Biedermann! daß die Empfindungen der Ehrlichkeiten und die Schamröthe sich bey jedem zeigen würden, der im Begriff wäre, auf ungerechte Art Reichthümer zusammen zu häufen.

Es hat sogar zuweilen Günstlinge gegeben, deren unermäßliche Reichthümer noch die allergeringsten Kosten gewesen sind, die sie dem Staate verursachet haben. Ihre Pracht und Verschwendung ist so groß gewesen, daß dasjenige, was sie aufgewendet haben, ihre zusammengehäuften Reichthümer sehr weit überstiegen hat. Die englische Geschichte hat verschiedene dergleichen Beyspiele. Man weiß die erstaunliche Pracht, die der Cardinal Wolsey unter Heinrich dem Achten führte, die selbst allen Staat des Königs übertraf, ungeachtet Heinrich VIII mehr zur Verschwendung, als zur guten Wirthschaft geneigt war. Ein andres Beyspiel dieser Art ist der schon oben angeführte Herzog von Bukingham unter Carln I. der ganz außerordentliche Proben von seiner *Pracht und* Verschwendung gegeben hat. Ich habe hier gar nicht nöthig, Betrachtungen anzustellen, und meinen Lesern die Schädlichkeit dieser Sache zu zeigen. Ich habe schon gesagt, daß die Verschwendung eines Königs dem Staate und den Unterthanen sehr nachtheilig sey. Wenn nun also diese Verschwendung verdoppelt wird; wenn gleichsam zwey verschwenderische Könige im Staate sind, so kann man von selbst leicht den Schluß machen, was der Staat und die Unterthanen dabey zu leiden haben.

Justi.

Prinz!

Prinz! die Geburt giebt euch den Thron,
Durch sie seyd ihr ein Fürsten Sohn;
Ja — aber noch kein Herrscher nicht,
Noch kein Regent, wie Preussens Friedrich spricht.
Wer Menschen kennt, und sie weiß klug zu führen,
Wer weise ist — nur der weiß zu regieren.
Die Pracht der Königen ist Dunst,
Die wahre Größe ist Regierungskunst:
Der für die Völker sorgt — fürs Wohl der Menschheit wacht,
Der, schläft er auch auf Stroh — ist für den Thron gemacht.

Gebeth des Prinzen.

Großer Gott! der du mich bestimmt hast, Menschen zu regieren, gieb mir deine Gnade, daß ich erkenne, was regieren heißt — alle Menschen sind deine Kinder — du vertrautest also dem Bruder seine Brüder — Liebe muß daher meine erste Sorge, meine erste Pflicht seyn — Verleih mir Weisheit, und Güte — die Zierden deines Thrones, und laß mich dir durch Liebe ähnlich werden, da ich meine Völker glücklich mache — sende, Unendlicher! den Strahl deines Lichts in mein Herz, und erfülle es mit Klarheit, damit ich sehe und erkenne, was in deinen Augen angenehm ist — laß mich täglich den Gedanken denken — daß meine Unterthanen meine Brüder und deine Kinder sind, die du Vater aller Menschen meiner Obsorge anvertrauet hast — meine Seele soll sich nie vom Stolz der Welt blenden lassen — nie sich einbilden, daß ein Fürst in deinen Augen einen Werth hat — wenn er nicht Vater seiner Unterthanen ist. —

Laß mich lebhaft fühlen, welchen Werth der Mensch hat, damit mein Herz die Menschheit nie beleidige — gieb mir Klugheit, den Tugendhaften zu erkennen und ihn zu schätzen — Gerechtigkeit gegen den Unterdrucker — und sanfte Schonung gegen den Verbrecher, der nie aufhöret Mensch und Bruder zu seyn. —

Laß mich denken, wenn ich strafe — daß Strafen nur den Endzweck der Menschenbesserung haben kann — laß mich denken, daß Könige strafen, aber sich nicht rächen sollen.

Behüte mich vom Stolz — damit ich mir nie einbilde, ich sey ein besserer Mensch als ein anderer — bewahre mein Herz, daß es keine Gelüste schänden — und gieb mir Stärke, daß ich dem Volk mit guten Beyspielen vorgehe. —

Gieb mir ein Herz nach deinem Willen, mein Gott — und laß mich meine Größe darinn finden, viele Menschen glücklich zu machen, und groß in meiner Seele zu seyn. —

Gieb meinem Auge Sanftmuth — damit es sich zu dem Elend der Hütte herablasse — und gütig den Bedrängten ansehe — mache mein Ohr bereit

reit zu dem Flehen der Armen, und taub zu den Schmeicheleyen der Höflingen — meine Hände sollen jeden liebreich empfangen, der Hülfe bey mir sucht, und mein Herz jedem Menschen — offen seyn — wenn er meine Hülfe nöthig hat. —

Laß mich die Wahrheit schützen — die Vorurtheile bekämpfen, die Irrthümer zerstören — laß mich Wohl und Segen verbreiten auf dieser Erde — und dann, wenn ich mein Tagwerk vollendet habe — so laß mich auch Erbarmen bey dir — in der Stunde meines Todes finden. Amen.